

# Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde

Ludwig Tobler, Jakob Baechtold, Albert Bachmann

# Kleine Schriften

zur

# Volks- und Sprachkunde



L. Tobler.

# [illegible]leine Sch[illegible]

# [illegible]s- und Spra[illegible]kunde

Ludwig [illegible]obler

[illegible]

[illegible]

Mit [illegible] [illegible]abriß und Bibliographie

Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1897



# Kleine Schriften

zur

# Volks- und Sprachkunde

von

**Ludwig Tobler**

Herausgegeben

von

J. Baechtold und A. Bachmann
Professoren an der Universität Zürich

**Mit Porträt, Lebensabriß und Bibliographie**

Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1897

# Inhalts-Übersicht.

Nach dem Hinschied Ludwig Toblers erschien es seinen nächsten Fachgenossen selbstverständliche Pflicht, dem Verstorbenen ein seinem innersten Wesen angemessenes schlichtes Denkmal in Form einer Sammlung von kleinen Schriften zu setzen. Dabei giengen die Herausgeber von dem Grundsatz aus, dem Buche nur Aufsätze nicht ausschließlich gelehrten Inhaltes einzuverleiben, solche, die auch für einen weitern gebildeten, zumal vaterländischen Leserkreis von Interesse sein dürften. Die einzige Ausnahme bildet die letzte Abhandlung, deren Wiederabdruck aus einer selbst für den Fachmann nicht ganz leicht zu erreichenden Zeitschrift der schwerwiegende Inhalt hinlänglich rechtfertigt. Alles übrige streng Wissenschaftliche von Toblers vielfach zerstreuten kleinen Schriften ist an Hand der am Schlusse gebotenen Bibliographie dem Forscher unschwer zugänglich. Unsere Auswahl hatte sich zudem aus äußern Rücksichten auf eine knappere, als eben erwünscht war, zu beschränken.

Ludwig Tobler stammt aus einem Zürcher Geschlechte, das bis auf seinen Vater, den Dichter, der engern Heimat in ununterbrochener Reihe sechs Generationen hindurch würdige Geistliche geschenkt hat. Das anspruchslose, nach autobiographischen Mitteilungen von Sohneshand ausgeführte Lebensbild des Vaters, das an der Spitze der folgenden Blätter steht, zeigt, wie litterarische, ja dichterische Neigungen zur Tradition des Toblerschen Hauses gehören: aus dem vorigen Jahrhundert sind namentlich die beiden Übersetzer aus dem Griechischen, Johannes und Georg Christoph, dieser ein Bekannter Goethes, hervorzuheben. Die Brüder Ludwigs sind der Romanist Adolf Tobler in Berlin und der Historiker Wilhelm in Zürich.

Geboren wurde Ludwig Tobler am 1. Juni 1827 in dem freundlichen zürcherischen Bergdorfe Hirzel. Das kränkliche Kind erstarkte langsam zu einem auffallend schönen Knaben, der den ersten Unterricht durch die Eltern und in der Schule des Dorfes erhielt. Mit dem Vater, einem rüstigen Fußgänger, unternahm er oft kleine Reisen durch die Schweiz, auf welchen die Liebe für Natur und Volksleben in der Seele des stillen sinnigen Kindes geweckt wurde. 1839 verließ Ludwig das väterliche Haus und kam in die Vaterstadt Zürich auf das Gymnasium in der bestimmten Absicht, später das Studium der Theologie zu ergreifen. Sein Lehrer im Deutschen war hier der wenig anregende Ettmüller, der verdiente Germanist, ein Mann mit hundert wunderlichen Schrullen, der sich mit Vorliebe im Gewande des nordischen Sängers an der Harfe sehen und hören ließ. 1845—49 besuchte Ludwig Tobler an der Zürcher Hochschule vornehmlich die theologischen Vorlesungen Hitzigs und Alexander Schweizers; daneben betrieb er alte Sprachen und Geschichte. Im Frühjahr 1849 wurde er ordiniert. Da seine ersten Predigtversuche bei mangelnder Rednergabe nicht besonders glücklich ausfielen, faßte er den Entschluß, den Lehrerberuf zu wählen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lausanne bezog er im Herbst 1849 die Universität Berlin, wo ihn während zwei Semestern namentlich philosophische Studien fesselten, nicht minder die reichen Kunstsammlungen, Musik und Theater. Ein kurzer sommerlicher Ausflug führte ihn bis Hamburg und Kiel. Die Zeit vom Herbst 1850 bis Ostern 1852 verbrachte er in Leipzig und zwar in der Stellung eines Hauslehrers bei einem Bruder seines Vetters Salomon Hirzel. Er fand noch genügend Zeit, seinen philosophischen Studien durch Erwerbung des Doktorgrades mit einer Dissertation über Spinoza äußerlich einen Abschluß zu geben. Dann kehrte er über Dresden, Prag, Nürnberg und München — hier trat ihm am Bahnhof der geliebte Vater mit dem einfachen Reisebündel unter dem Arm entgegen — nach der Schweiz zurück, die er, eine spätere kurze Reise nach Mailand und Genua ausgenommen, nie mehr verließ.

Am liebsten hätte sich Ludwig Tobler als Privatdozent an

einer schweizerischen Hochschule niedergelassen. Dazu fehlten aber die pekuniären Mittel. So mußte er denn den pädagogischen Dienst auf der untern Stufe anfangen und die schwerste Schule an sich selbst durchmachen. Ein Freund des Vaters, der bekannte Fabeldichter A. E. Fröhlich, Rektor der Bezirksschule in Aarau, vermittelte ihm eine Lehrstelle an dieser Anstalt in den Fächern des Französischen, der alten Sprachen und der Geschichte. Unter dieses harte Joch beugte sich Ludwig Tobler sieben lange Jahre, von 1852 bis Frühling 1859, ohne je definitiv angestellt zu werden, „weil man" — wie er in seiner ehrlichen Weise selbst gesteht — „mit meinem Schulhalten, besonders mit der Disziplin, nie ganz zufrieden war." Dafür bot ihm die reichhaltige Kantonsbibliothek die Mittel, sich in seinen sprachphilosophischen, speziell auch in den altdeutschen Studien weiter auszubilden. Als er nicht wieder gewählt wurde, gieng er für kurze Zeit als Stellvertreter eines erkrankten Lehrers nach Biel an das dortige Progymnasium (Winter 1859—60). Hier lernte er die treue Gefährtin seines spätern Lebens, eine Tochter Heinrich Hattemers, des hochverdienten Herausgebers der St. Galler Sprachdenkmale, kennen. Aber noch länger als ein Jahrzehnt sollte es dauern, bis sich die beiden nach schweren Geduldübungen und leidvollen Prüfungen einen bescheidenen Hausstand gründen konnten.

Im Herbst 1860 war Tobler als Lehrer des Lateinischen und Deutschen an das Gymnasium nach Bern gekommen; 1864 habilitierte er sich für allgemeine Sprachwissenschaft an der dortigen Hochschule. Daneben redigierte er einige Zeit lang die belletristische Zeitschrift „die Schweiz." Mit Hülfe von Professor Lazarus gelang es 1866, ihm eine außerordentliche Professur für das genannte Fach und für germanische Philologie zu schaffen. Im Winter 1871 betraf ihn auf einer Fahrt nach Zürich das Unglück, infolge der Pocken, die er sich in einem von französischen Kriegsgefangenen infizierten Eisenbahnwagen geholt, ein Auge und die Stimme einzubüßen. In dieser Not reichte Fräulein Hattemer dem Unglücklichen die rettende Hand und faßte mit tapferem Herzen

den Plan, in Zürich eine Privatschule, an der auch er lehren sollte, zu gründen. Nachdem Ludwig Tobler im Mai 1873 zum Extraordinarius an der Universität in Zürich gewählt worden war, siedelten die geprüften Eheleute nach der Vaterstadt über. Mit seinem Jugendfreunde Friedrich Staub trat er zur Herausgabe des Schweizerischen Idiotikons zusammen. Erst 1893 wurde ihm die ordentliche Professur zu Teil. Im Herbst 1894 zeigten sich die ersten Spuren eines Gehirnleidens, dem der treffliche Mann rasch zum Opfer fallen sollte. Ein sanfter Tod erlöste den Dulder am 19. August 1895.

Toblers Leben war stille, entsagungsreiche Arbeit, Verzicht auf alles, was man äußern Erfolg nennt, fortwährende Prüfung in der sauren Tugend der Geduld. Die Schwere des Daseins mischte seinem ernsten Wesen etwas scheu in sich Gekehrtes, ja Herbes und Schroffes bei, das verletzen konnte, wenn man die seltene Natur des schwer zugänglichen Mannes nicht kannte. Aber von Verbitterung, zu der er allen Grund gehabt hätte, lag nichts in seiner Art. Wie frei sich sein Geist über alle Widerwärtigkeiten des Lebens zu erheben vermochte, zeigen die schönen Worte, die sich in gelegentlichen Aufzeichnungen finden: „Freude und Leid halten sich im Leben, alles in allem gerechnet, so ziemlich das Gleichgewicht; da aber die Empfindung dieses Gleichgewichts selber etwas Erfreuliches ist, so überwiegt im Ganzen die Freude am Leben.“ Oder: „Nur hochgebildete Geister vermögen an dem Leben mitten in den Stürmen und Leiden desselben und gerade an dem bunten Spiel als solchem Genuß zu finden und sich über den Wellen zu erhalten. Die meisten finden gar keinen Genuß, oder sie gehen darin unter. Zeitweise Erholung von den Mühen des Lebens ist nicht bloß jedem zu gönnen, sondern nötig zur Wiederaufnahme der Arbeit selbst. Aber das Leben genießen, kann doch nur heißen: an der unvermeidlichen Arbeit und Qual desselben Teil nehmen, sich durchschlagen, so gut es eben gehen will, und zum bösen Spiel möglichst gute Miene machen.“ Endlich: „Auch der höchste Schmerz kann zur Steigerung unseres Lebensgefühls dienen,

daher die Seligkeit von Märtyrern in Todesqualen. Auch das Tragische im Leben gewährt eine höhere Art von Lebensgenuß, weil es das menschliche Wesen von immer neuen Seiten zeigt." Sein ganzes Glück sah er schließlich in den Kreis seiner Familie eingeschlossen.

Tobler war eine durch und durch philosophisch angelegte Natur. Das zeigte sich auch in seiner wissenschaftlichen Arbeit. Was er im Vorwort zu der Schrift über die Wortzusammensetzung (1868) als das Programm seiner sprachwissenschaftlichen Forschung hinstellte, „empirische Detailforschung mit philosophischer Ergründung zu verbinden" und damit beizutragen „zu einer immer lebendigern Wechselwirkung zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften", ist kennzeichnend für seine ganze gelehrte Thätigkeit. „Daß ich bei meinen Versuchen", sagt er an anderer Stelle des erwähnten Vorwortes, „etwa der Philosophie einen allzu großen Anteil und Raum oder gar eigenmächtiges Vorgehen von apriorischem Standpunkt aus zugestanden habe, wird man nicht finden, indem die philosophischen Gesichtspunkte immer ungesucht aus dem Gegenstande selber hervortreten." Gewissenhaft und gründlich trägt er für jede Frage, mit der er sich beschäftigt, den ihm erreichbaren empirischen Stoff zusammen. Aber das Sammeln ist ihm niemals Selbstzweck; stets trachtet er in der Fülle der Thatsachen das Gemeinsame, Prinzipielle zu erkennen und dadurch Einsicht in die Werkstatt des schaffenden Menschengeistes zu gewinnen. Leider ist Tobler nicht dazu gekommen, ein großes, umfassendes Problem nach seiner Methode zu behandeln; seine Forschung erschöpft sich in einer allerdings stattlichen Reihe von Monographien, die sich ziemlich gleichmäßig über die vier letzten Jahrzehnte seines Lebens verteilen und an den verschiedensten Orten, zumeist in Zeitschriften, gedruckt sind. Alle diese Arbeiten sind nach Inhalt und Form gleich tüchtige Leistungen, wenn auch ungleich an Wert und Reichtum ihrer Ergebnisse; sie legen zudem Zeugnis ab für die Vielseitigkeit ihres Verfassers. Freilich erschwerte die Art ihrer Veröffentlichung den Überblick und machte es manchem fast unmöglich, der wissenschaftlichen Bedeutung Toblers gerecht zu werden. In der gleichen Richtung wirkte ein

anderer Umstand. Toblers eigentliches Arbeits- und Forschungsgebiet war die Sprachphilosophie, wozu er nach seinem eigenen Geständnis insbesondere durch die Schriften H. Steinthals Anregung und Anleitung empfangen hatte. Dies mußte in einer Zeit, da die physiologische Seite des Sprachlebens, lautgeschichtliche Probleme die linguistische Diskussion beherrschten, notwendig dazu führen, daß Tobler unter den Sprachforschern eine etwas isolierte Stellung einnahm. Für ihn allerdings kein Grund, seinen wissenschaftlichen Neigungen Gewalt anzuthun. Mit Vorliebe behandelte er neben Prinzipienfragen Gegenstände der Wortbildungs- und Satzlehre, teils in selbständigen Aufsätzen, teils in ausführlichen Besprechungen neuer einschlägiger Erscheinungen. Damit bereicherte er nicht nur die Wissenschaft um manches wertvolle Ergebnis, sondern erwarb sich auch das Verdienst, das Interesse für diese so lange stiefmütterlich behandelten Gebiete wach erhalten zu haben, indem er ihre Wichtigkeit immer aufs neue ins Licht setzte. Tobler war auch einer der ersten, der den Bedeutungswandel der Wörter in den Bereich wissenschaftlicher Untersuchung zog. Sein Aufsatz im ersten Bande der Zeitschrift für Völkerpsychologie ist ein höchst bedeutsamer und noch heute beachtenswerter Versuch, für die Entwicklung der Wortbedeutungen systematische Grundzüge aufzustellen. Von seinen übrigen Leistungen auf diesem Gebiete möge nur noch die Abhandlung „Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch“ (im sechsten Bande derselben Zeitschrift) erwähnt werden. — Die Fortschritte der lautgeschichtlichen Forschung verfolgte Tobler wachsamen Auges, ob er sich gleich nicht aktiv daran beteiligte. Nur einmal griff er auch hier in die Diskussion ein, als es galt, in dem Streit um die sogenannten Lautgesetze Stellung zu nehmen. Das Ergebnis seiner (am Schluß des vorliegenden Bandes wiederabgedruckten) Ausführungen war zwar ein wesentlich negatives, indem er zeigte, welchen Sinn man dem Wort „Lautgesetz“ *nicht* unterlegen dürfe, aber doch dazu angethan, der Begriffsverwirrung, aus der der Streit zu einem guten Teil seine Nahrung zog, ein Ende zu machen und die Situation zu klären.

Die empirische Grundlage für seine sprachwissenschaftlichen Untersuchungen lieferten Tobler von Anfang an vornehmlich und je länger desto mehr die germanischen Sprachen, voran das Deutsche. Für den Schweizer verstand es sich von selbst, daß er dabei in ausgiebigem Maße auch die heimische Mundart heranzog. Toblers Beschäftigung mit ihr reicht denn auch in sehr frühe Zeit zurück. Schon 1859 erschien von ihm ein dialektologischer Beitrag in Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten, und als bald darauf sein Jugendfreund Friedrich Staub die Bewegung für eine umfassende Sammlung des schweizerdeutschen Wortschatzes neuerdings in Fluß brachte, zählte er zu den eifrigsten Förderern des Planes. Er war unter den Männern, die 1862 in Zürich den „Verein für das schweizerdeutsche Wörterbuch“ gründeten; er leitete die Sammelarbeit im Kanton Bern, sichtete und verarbeitete die einlaufenden Beiträge und legte selbst umfangreiche Sammlungen an. Durch Rede und Schrift, wo immer sich Gelegenheit bot, war er für die gute Sache thätig. Mit warmen, ja begeisterten Worten anerkannte Staub im ersten Rechenschaftsbericht des Idiotikons (1868) seine wertvollen und erfolgreichen Bemühungen und ließ schon damals den Wunsch durchblicken, den Freund für die Redaktion zu gewinnen. Der Wunsch wurde erfüllt, als Tobler 1873 nach Zürich übersiedelte. Fortan widmete er einen großen Teil seiner Zeit und Kraft dem Wörterbuch. Gemeinsam trugen die Freunde die Last der Vorarbeiten für die Herausgabe, gemeinsam bearbeiteten sie die ersten Hefte. Bis in die letzten Monate seines Lebens nahm Tobler den fruchtbarsten Anteil an der Redaktion. Als bereits die Schatten des Todes sich über ihn senkten, versuchte er noch den Artikel „mögen“ zu entwerfen: er vermochte es nicht mehr! „Die zarteste und zugleich die tiefste Saite unseres Akkordes ist zersprungen“, schrieb Staub nach seinem Tod an einen Freund. „Niemand wird Tobler ersetzen. Erst nach seinem Weggang wird seine hohe Bedeutung für das Idiotikon richtiger gewürdigt werden.“ Staub selbst hatte sie längst richtig gewürdigt. Toblers feiner Geist, seine philosophische und linguistische Schulung, sein tiefes

und ausgebreitetes Wissen — alles dies hatte dem Idiotikon unschätzbaren Gewinn gebracht. Am meisten sagten ihm Wörter mit bedeutsamem kulturhistorischem Hintergrund oder mit reicher Bedeutungsgeschichte zu; mit besonderer Vorliebe behandelte er jene scheinbar nebensächlichen Bestandteile unserer Rede, wie Partikeln und dergleichen, die infolge ihrer vielfach wechselnden, oft kaum definierbaren Bedeutung der lexikalischen Bearbeitung die größten Schwierigkeiten entgegenstellen. Tobler verstand es, die verwickeltsten Bedeutungsverhältnisse zu entwirren, die verbindenden Fäden bloßzulegen und den ganzen Reichtum in musterhaft klarer, übersichtlicher Anordnung vor uns auszubreiten. Sein Werk sind in allem Wesentlichen z. B. die Artikel un-, ent-, er-, ver-, ge-; ab, auf, um, an, in, aus, vor, für, gan (Band II, 322); und; er, es; geben, haben (heben), gehjen, kommen, können; Ettiken, Vieh, Volk, Frieden, Gott, Gotte, Götti, Kuh, Keib, Kopf, Katze, Kreuz u. s. w., lauter Kunstwerke in ihrer Art und wahre Zierden des Idiotikons.

Bei alledem fand Tobler noch Muße zu andern schriftstellerischen Arbeiten. Allerdings hangen diese zum Teil eng mit dem Idiotikon zusammen. So unter seinen sprachwissenschaftlichen Publikationen die interessanten Untersuchungen über die lexikalischen Unterschiede der schweizerdeutschen Dialekte; daß die Schlüsse, zu denen sie den Verfasser führten, nicht unanfechtbar sind, thut ihrem Werte nur geringen Abbruch.

Schon in frühern Jahren hatte Tobler den volkstümlichen Überlieferungen der Schweiz seine Aufmerksamkeit zugewendet und in verschiedenen Veröffentlichungen sein feines Verständnis für das vielgestaltige Leben und Schaffen des Volksgeistes dargethan. Auch diese Studien empfingen durch die Arbeit am Idiotikon neue Nahrung. Das beweisen die in vorliegendem Band abgedruckten Aufsätze zur Kultur- und Sagengeschichte, ferner die zweibändige Sammlung der schweizerischen Volkslieder. Ist auch deren Anlage so, wie das Werk nach dem Erscheinen des zweiten nicht vorausgesehenen Bandes jetzt vorliegt, ohne die Schuld des Herausgebers keine besonders glückliche zu nennen, so entschädigen dafür die äußerst gehaltvollen

Einleitungen. Eine schweizerische Volkskunde gehört zu Toblers unausgeführten Plänen.

Auch in religionsgeschichtlichen Fragen hat Tobler mehrfach das Wort ergriffen. Wie sehr er darin zu Hause war, verriet sein Aufsatz über „Mythologie und Religion", in dem er scharfsinnig das Verhältnis der beiden Begriffe erörterte und gegen deren Vermengung zu Felde zog.

Den vollgültigsten Beweis für die umfassende Gelehrsamkeit Toblers leisten seine Bücherbesprechungen, die unter seinen Schriften einen ungewöhnlich breiten Raum einnehmen. Manche davon kommen an Wert selbständigen Untersuchungen gleich; alle bekunden seine strenge Gewissenhaftigkeit und seine allem Kleinlichen und Gehässigen abgeneigte, wahrhaft vornehme Gesinnung.

Toblers akademische Lehrthätigkeit trat gegen die wissenschaftliche Forschung zurück. Seine chronische Heiserkeit hinderte ihn am lauten Sprechen, und die Schüler hatten Mühe, sich an den mühsam anzuhörenden Vortrag zu gewöhnen. Dabei war er streng in seinen Anforderungen und besaß kein Talent, sich jungen Leuten angenehm zu machen. Erst die Gereiftern wußten den Wert des feinsinnigen, in manchem innern Zuge an die Art Rudolf Hildebrands erinnernden Gelehrten zu ermessen. Der Umfang seiner Vorlesungen dehnte sich auf das ganze Gebiet der germanischen Sprachen, Alt- und Mittelenglisch inbegriffen, aus; mit Vorliebe interpretierte er das Nibelungenlied, Parzival und Walther, auch etwa Reineke Vos, Schillers und Goethes philosophische Gedichte; sodann las er über Volkspoesie, schweizerische Volkssage, Faustsage mit besonderer Rücksicht auf Goethe, über deutsche Mythologie, Anleitung zur germanischen Philologie, mittelhochdeutsche Metrik u. s. w. Tobler war einer der ersten, der die neuhochdeutsche Grammatik als besondern Lehrgegenstand in den Universitätsunterricht einführte.

Seine Lieblingsschriftsteller unter den deutschen Klassikern bildeten Herder, Lessing und Goethe. Musik war seiner harmonischen Natur ein unentbehrliches Labsal. Die dichterische Ader hatte sich vom Vater auf ihn vererbt: außer vielen kleinen zum Teil ungedruckten

Gedichten schrieb er seinem Freunde, dem Berner Komponisten Karl Munzinger, zwei ansprechende und wirksame Texte zu größern Chorwerken: „Helgi und Kara“ (1863) und die Rütli-Cantate (1864). Für die öffentlichen Angelegenheiten der Heimat hatte der zurückgezogen lebende Mann ein offenes Auge und warme Teilnahme, wie seine im „neuen Reich“ und anderwo erschienenen politischen Aufsätze und Berichte zeigen. Erholung pflegte er zur Sommerszeit etwa auf einer stillen Jurahöhe, am liebsten mit den Seinen oder mit einem gleichgestimmten Freunde, wie dem trefflichen Karl Hebler, zu suchen. Wie bescheiden Ludwig Tobler über sich dachte, ergibt sich aus den resignierten Worten, die er kurz vor seinem Tode niederschrieb: „Es ist gut, daß jeder sich bewußt bleibe, wie gering der Wert eines einzelnen, ganz gewöhnlichen Menschenlebens im Vergleich mit allgemeinen Interessen ist. Wenn ich irgend ein Verdienst oder eine Tugend habe, so bestehen sie darin, daß ich diese Einsicht bei Zeiten erworben und festgehalten habe.“

Zürich, im März 1897.

**Die Herausgeber.**

# Salomon Tobler.

Das Leben eines Mannes zu beschreiben, der keine hervorragende Stellung eingenommen, auch keine besondern Schicksale erfahren hat, und dessen Name als Dichter ziemlich auf das Vaterland eingeschränkt geblieben ist, scheint eine wenig dankbare und ist jedenfalls keine leichte Aufgabe. Doch sind Publikationen, wie dies neu erstehende Taschenbuch *), unter anderm geradezu bestimmt, das Andenken an solche Persönlichkeiten aufrecht zu halten, welche bei aller Bescheidenheit ihres Wesens und Wirkens zur Ehre ihrer Vaterstadt und der weitern Heimat etwas beigetragen haben. Das Interesse wird sich dann einerseits auf die Geschichte der Bildung eines solchen Mannes richten, der vielleicht ein ihm selbst anfänglich verborgenes Talent unter ungünstigen äußern Lebensverhältnissen zur Geltung brachte; anderseits kann eben diese Bildungsgeschichte neben ihrem individuell psychologischen Werte einen Beitrag zur allgemeinen Kulturgeschichte der Zeit und des Ortes liefern, innerhalb deren das Leben des Mannes sich bewegte. Da aber dieses doppelte Interesse im vorliegenden Falle immerhin bescheiden genug bleiben wird, so wäre es schwerlich angemessen, das Lebensbild des Mannes etwa mit einer weit ausholenden Geschichte der betreffenden Familie einzuleiten; auch würde der Stoff dazu nicht ausgiebig genug sein. Zwar führt jede tiefere Betrachtung eines einzelnen Menschenlebens fast unwillkürlich und unwiderstehlich auf einen Zusammenhang zwischen Vorfahren und Nachkommen, auf jenes geheimnisvolle Gebiet, wo die Anlagen und Schicksale der einzelnen Menschen in denen ihrer Familie irgend vorbereitet sein zu müssen scheinen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Geschichte eines Volkes und die all-

*) Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1878. Neue Folge. I. Jahrgang.

gemeine Kulturgeschichte aus der Geschichte einzelner Familien noch mehr Gewinn zu ziehen vermöchten, als bisher geschehen ist. Aber wenn irgend welche Gesetze der Vererbung innerhalb der Menschheit walten, so werden sie jedenfalls hier noch mehr als in der Natur durch unberechenbare Zufälligkeiten gekreuzt, und frühere Zeitalter mit ihrer größern Stabilität der Sitten überhaupt sind wahrscheinlich auch jener Erblichkeit mehr unterworfen gewesen als die Neuzeit, welche es dem Individuum näher legt und leichter macht, aus dem Zusammenhang der Überlieferung sich loszureißen und einem eigenen Genius zu folgen. Die Geburt des Mannes, von dem hier geredet werden soll, fällt in die Zeit, deren Charakter Goethe mit den Worten bezeichnet hat:

— — — Alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen;
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer.

Damit soll nun keineswegs angedeutet werden, daß Salomon Tobler seinem Geiste nach ganz besonders ein Kind jener Zeit oder gar, daß er dem französischen Geiste verwandt gewesen sei — der ihm zeitlebens eher zuwider war —; aber daß einige seiner nächsten Verwandten vom Geiste jener Zeit berührt waren, braucht nicht verschwiegen zu bleiben, und es ist vielleicht auch kein bloßer Zufall, daß der geistliche Stand, dem die Vorfahren angehörten, mit ihm in der Familie ausgestorben ist, während allerdings der dichterische Beruf, der in einigen Gliedern der Familie mit dem geistlichen verbunden war, in ihm sich erneuert und gesteigert hat.

Sein Großvater, Johannes Tobler (gestorben 1808 als Archidiakon und Chorherr am Großmünster in Zürich), hatte schon früh Talent für Sprachen und Dichtkunst gezeigt. Sein Versuch, die Ilias zu übersetzen, brachte ihn in nähere Berührung mit Bodmer und Breitinger, deren Schriften er fleißig studiert hatte, und dann auch mit Klopstock bei dessen Aufenthalt in Zürich. Er kannte auch die neuern Sprachen und übersetzte aus dem Englischen. Viele Bücher seiner reichen Bibliothek trugen auf dem ersten Blatt von ihm geschriebene Stellen aus allen ihm bekannten Litteraturen. Er verdankte übrigens seinen nicht unbedeutenden

Namen auch den zahlreichen von ihm verfaßten Erbauungsschriften, welche hier weniger in Betracht kommen. Sein Sinn für Poesie vererbte sich zunächst auf seinen Sohn Georg Christoph, gewesenen helvetischen Senator, gestorben als Pfarrer in Wald, der den Sophokles und die Argonautika des Orpheus übersetzte und mit Goethe befreundet war. Das poetische Talent Salomon Toblers wird wohl nach einer vielfach bestätigten Erfahrung auf das seines väterlichen Großvaters zurückzuführen sein, während sein Sinn für bildende Kunst, besonders Zeichnen und Malerei, vielleicht von dem mütterlichen Großvater, Heinrich Hirzel, gewesenem Landschreiber in Weiningen, ererbt war; übrigens haben sich ja mehrere Glieder der Familie Hirzel auch durch litterarische Leistungen hervorgethan. Bei dem genannten Hirzel war der Vater unseres Salomon Tobler, Joh. Kaspar Tobler, Hauslehrer gewesen und hatte in dieser Stellung seine spätere Gattin (Ursula Hirzel) kennen gelernt. Er wurde dann Lehrer an den Stadtschulen und versah zugleich die Pfarrei Wytikon. Im Jahr 1804 wurde er Pfarrer in Maschwanden, 1812 in Stäfa. Neben seinen Amtsgeschäften betrieb er eifrig die Lektüre der lateinischen Klassiker; auch war er ein großer Freund des Gesanges. Seine bereits genannte Gattin spielte gut Klavier und kannte die Werke von Shakespeare, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller und Jean Paul. Ein oft und gern gesehener Gast im Pfarrhause von Stäfa war Franz Xaver Bronner, der sein Leben so anziehend beschrieben, Fischer-Idyllen und das Epos „der erste Krieg" gedichtet und später als Bibliothekar in Aarau die Statistik dieses Kantons verfaßt hat.

Salomon Tobler wurde am 10. Dezember 1794 in Zürich geboren und hatte noch sechs Geschwister. Von seinen ersten Jugenderinnerungen haben nur diejenigen ein allgemeineres Interesse, welche sich auf die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1799 beziehen. Auch von diesen hat der Knabe natürlich nur wenig gesehen und verstanden, und wichtige Beiträge zur Geschichte jener Tage wird hier niemand erwarten; doch hat der Vater seinen Kindern einige Züge erzählt, welche auch unsern Lesern erwünscht sein mögen; auch haben jene Bilder kriegerischen Lebens der Phantasie des Dichters später ohne Zweifel zu mannigfacher Anregung und Unterstützung gedient.

Als die russische Armee unter Korsakow auf dem Sihlfeld lagerte, gingen die Eltern einmal mit ihren zwei Knaben in das russische Lager, begleitet von einer Verwandten, welche als Erzieherin in Rußland gelebt hatte und der Sprache mächtig war. Die russischen Wachen waren erstaunt und erfreut, in ihrer Sprache angeredet zu werden, und der Besuch fand bei einem höhern Offizier so freundliche Aufnahme, daß er die Musik seines Korps aufmarschieren ließ. Der Kapellmeister trat in die Mitte und hob Solo so laut zu singen an, daß seine Stimme alle Cymbeln, Pauken und Trompeten übertönte. — Beim Gang durch die langen Reihen der Zelte und Baracken, der in den Boden gesteckten Spieße und der angebundenen Pferde kam die Führerin ins Gespräch mit einem alten, langbärtigen Kosaken, der freundlichen Bescheid gab und zum Schlusse dem kleinen Salomon, den er auf seinen Arm hob, einen kräftigen Kuß auf die Wangen drückte. — Nachdem der Knabe von den Russen einen so günstigen Eindruck bekommen hatte, mußte ihn wohl ebenso lebhaftes Mitleiden ergreifen, als er bald nachher, am Tage der zweiten Schlacht bei Zürich, einige auf der Flucht versprengte Russen durch die Gasse in der Neustadt, wo die Eltern damals wohnten, herauf kommen sah. Als sie an das mit einer ziemlich hohen Mauer verschlossene Ende der Gasse gelangten, kletterten einige in ihrer Todesangst hinüber, andere erbrachen mit Kolbenschlägen die in der Mauer angebrachte verriegelte Thüre, die nach der Winkelwiese führte, und suchten dort hinaus zu entkommen.

Mit den Franzosen kam der Knabe erst einige Jahre später in Berührung, als er einem Übungsmanöver derselben im „Kräuel" beiwohnte und von einer Schwadron ihrer hinter ihm her sprengenden Chasseurs beinahe überritten wurde *).

*) Aus der Zeit des ersten Aufenthaltes der Franzosen bei Zürich hörte er später von seinem Großonkel, der Pfarrer in Stallikon war, einige Anekdoten erzählen, welche hier gelegentlich noch eine Stelle finden mögen. Im Pfarrhause Stallikon war um jene Zeit der General Mortier mit einer Schar Offiziere einquartiert, und auch der Obergeneral Massena erschien bisweilen. Einst machte dieser sich den Spaß, von der Laube des Pfarrhauses herab die unten stehenden und in lebhaftem Gespräch begriffenen Offiziere mit einer Bütte Wasser zu begießen. — Die Herren trieben allerlei Kurzweil. Wenn sie von den Fliegen zu arg belästigt

Die Beschießung der Stadt Zürich durch den helvetischen General Andermatt erschien den Kindern nur als ein Feuerwerk, indem sie freudig aufschrien, wenn wieder eine Granate geflogen kam, indes der Vater mit Flinte und Patrontasche die Bürgerwache bezog.

Nach diesen kriegerischen Vorspielen treten wir nun in das Stillleben des Knaben ein und begleiten ihn zur Schule. Den ersten Unterricht im Lesen erteilte ihm die Mutter, im Schreiben der Vater, und zwar nach der eigentümlichen Methode, daß er mit Bleistift die Buchstaben vorschrieb, die dann der Knabe mit der Feder „überfahren" mußte. Nachher kam er in die Stadtschule am Wolfbach, wo der Präceptor Wolf unter vielen Schlägen, die ihn doch nicht unbeliebt machten, den Kindern die Lieder und Sprüche des Waserbüchleins, die Elemente der deutschen Grammatik und das Einmaleins einprägte.

Als der Vater im Jahr 1804 die Pfarrei Maschwanden antrat, begann für den Knaben mit dem Landaufenthalt, der seinen Sinn für Natur erst recht weckte, ein neues Leben, dessen Herrlichkeiten er mit offenbarem Behagen noch in den letzten Jahren beschrieben hat, so daß wir nicht umhin können, einiges daraus mitzuteilen, zumal da solche Pfarrhaus-Idyllen heute nur noch in der Erinnerung und Poesie leben, und durch seine eigenen Dichtungen neben dem kriegerisch-heroischen ein tiefer idyllischer Zug weht.

Der Aufenthalt auf dem Lande gefiel dem Knaben gleich von Anfang an ausnehmend wohl. Schon die mannigfaltige Tierwelt, in deren Besitz und Herrschaft die Kinder eintraten, war ihnen höchst willkommen. Im Stalle standen zwei Kühe, im Hofe spazierte ein prächtiger Hahn mit einem halben Dutzend Hennen, unter dem Dache flog ein Schwarm bunter Tauben ein und aus; in Nebenställen wurden Schweine und Schafe gehalten,

---

wurden, so streuten sie Pulver auf den Tisch und versengten damit eine Menge derselben. — Einmal erlaubten sie sich Zudringlichkeiten gegen die halberwachsene Tochter des Pfarrers; diese erwehrte sich aber ihrer, indem sie den Tisch, hinter dem sie von zwei Offizieren bedrängt wurde, samt dem darauf stehenden Geschirr umstürzte und davon eilte. — Übrigens behielt General Mortier die Pfarrfamilie in so freundlichem Andenken, daß er sie später, kurz vor seinem Tode, noch einmal aufsuchte.

und Kaninchen von mehreren Farben bevölkerten die Zwischenräume. — Vom Pfarrhaus zum Dorfbach hinab zog sich ein sonniger Garten mit zwei Lauben, am Hause selbst rankten verschiedene Sorten von Reben. In einem nahen Baumgarten gab es Äpfel, Birnen, Zwetschgen und Haselnüsse zu pflücken, und in der Heuernte konnte man auf hochbeladenem Wagen einfahren. Ein besonderes Fest war noch die Weinlese in einem ebenfalls zum Pfarrgut gehörenden Rebberg. Den Pfarrhauskindern standen aber auch die Scheunen und Güter der reichen Bauern des Dorfes offen, und oft fuhren sie mit den stattlichen Gespannen derselben zu Felde. Die Knaben spielten mit einander Soldaten und schnitzten im Holzschopf eigenhändig ihre Waffen. An den Sonntagabenden sammelte sich die ganze Jugend des Dorfes, die erwachsenen Burschen und Mädchen zum Ballspiel, die Kinder zum Ringschlagen und ähnlichen Spielen. Im Winter fuhr man auf abschüssiger Schneebahn von den Ruinen des Schlosses hernieder; im Sommer badete man in der Lorze. Am Dorfbach knetete der Knabe Leim und erbaute daraus Türme, die mit „Speerreutern" besetzt wurden. Der größte Genuß war aber, auf einem Brett mit einer Stange den Bach auf und ab zu fahren und etwa einen Fisch oder Krebs aufzustechen.

Neben der Beschäftigung im Freien wurde freilich auch Lektüre betrieben, doch war die Auswahl darin nicht groß. Campes Robinson, Columbus, Cortez und Pizarro, „der arme Mann aus dem Toggenburg", eine Naturgeschichte und ein Orbis pictus waren beliebte Bücher. Daneben regte sich in dem Knaben die Lust zum Zeichnen; aber es fehlten im Anfang geeignete Vorlagen und Anleitung, die später nicht mehr nachgeholt werden konnte. Anregung gewährten auch kleine Reisen, welche der Vater mit einem Teil seiner Familie unternahm. Auf einer solchen Reise sah der Knabe im Jahre 1805 zum ersten Male den Vierwaldstättersee und Nidwalden, welches damals noch die deutlichen Spuren der Verwüstung zeigte, welche sieben Jahre vorher über das Ländchen ergangen war. Noch konnte der Knabe keine Ahnung davon haben, wie eindringlich und nachhaltig dieses Bild ihn später beschäftigen sollte; und doch muß eben dazu jener erste Eindruck unbewußt einen Antrieb hinterlassen haben.

Auch die Lebensfrage, welchen Beruf er überhaupt ergreifen solle, war ihm natürlich damals noch unklar, während sein Vater dieselbe ziemlich entschieden glaubte. Bereits hatte er angefangen, dem Knaben Unterricht in der lateinischen Sprache zu erteilen, womit wenigstens gelehrte Studien, nach damaliger Sitte aber zugleich das Studium der Theologie in Aussicht genommen war. Dabei waltete nicht bloß die nahe liegende Voraussetzung, daß der Sohn den Beruf des Vaters und der Vorfahren ergreifen werde, sondern er selbst hatte schon vor einigen Jahren unwillkürlich durch eine besondere Leistung jene Voraussetzung bestätigt. Er hatte nämlich bei der goldenen Hochzeit seines Großvaters, die mit einigem Aufwand von Festlichkeit begangen wurde, eine von dem Vater verfaßte, aus Ernst und Scherz, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gemischte Rede mit solcher Sicherheit und Wirkung auswendig vorgetragen, daß mehrere der anwesenden Familienglieder darin eine ausgesprochene Anlage zum Predigerberuf erkannten, während er selbst später sehr richtig meinte, nach der bekannten Stelle aus Goethes Faust hätte man darum ebenso gut einen künftigen Schauspieler in ihm sehen können. Dazu war er nun aus andern Gründen nicht geschaffen; aber auch für den geistlichen Stand fühlte er durchaus keine Neigung, sondern wenn ihm ein Beruf bestimmter vorschwebte, so war es der eines Malers. Als er aber einst den Eltern ein Wort davon verriet, wurde er zwar nicht barsch abgefertigt, aber auf die Kosten hingewiesen, welche die Bildung eines Künstlers erheische, während der Bildungsgang eines Geistlichen leichter sei und ein Pfarrer in seinen Mußestunden immer noch Zeit finde, einer Neigung jener Art nachzuhängen. So wurde er beschwichtigt; er ergab sich auch williger in die Fortsetzung der Sprachstudien, seit die Lektüre zu den lateinischen Dichtern vorgeschritten war und seit er von dem Philologen Bremi in Zürich, bei dem er eine vorläufige Prüfung bestanden hatte, zu diesen Studien ermuntert worden war.

Im April des Jahres 1810 verließ er das Vaterhaus, um in das Collegium humanitatis einzutreten, wo eben Bremi Hauptlehrer war, und zugleich in den sogenannten „Hof“, wo eine Anzahl von angehenden Theologen Kost und Aufsicht fanden, damals

unter dem Inspektor Horner. Im Unterricht dieses Mannes interessierte unsern Studenten besonders die Ästhetik, welche freilich erst im letzten Jahr und nur mit einer Stunde wöchentlich an die Reihe kam, nachdem in einem frühern Kurse das Nibelungenlied (doch nicht im Original) behandelt worden war; aber diese Art von epischer Dichtung, damals kaum erst wieder ans Licht gezogen, lag noch etwas fern und konnte nicht gerade als Vorbild wirksam werden. Der Herr Inspektor interessierte sich auch für die fortgesetzten Übungen seines Zöglings im Zeichnen und erteilte ihm manchen lehrreichen Wink. Unter den Kameraden war ein talentvoller junger Mann, Konrad Heß, mit welchem Tobler innige Freundschaft schloß und oft auf einsamen Spaziergängen dem Genuß der Natur und der Übung der Kunst sich hingab.

Der Unterricht in den Kollegien war, nach dem Zeugnis der meisten, die ihn empfangen haben, im ganzen mangelhaft; nur in den alten Sprachen, und auch hier vorherrschend im Lateinischen, wurde etwas Erkleckliches geleistet; die Studierenden wurden wenigstens dazu angeleitet, in der Lektüre der Klassiker einige Gewandtheit und Kenntnis der Hauptwerke zu gewinnen, so daß diese auch später weniger bei Seite gelegt wurden, als von jüngern Generationen geschehen ist, welche bessern grammatischen Unterricht erhielten, aber durch eine Menge anderer Fächer und Anregungen zerstreut wurden. Zwar wurde auch damals neben den Sprachen Mathematik und Physik gelehrt; aber wer dafür nicht besondere Neigung und Vorkenntnisse mitbrachte oder Privatfleiß aufwandte, konnte nicht viel lernen, ein Übelstand, der sich ja wohl noch fortgepflanzt hat! Was unter dem Namen Philosophie behandelt wurde, war noch mangelhafter, und am wenigsten fruchtbaren Unterricht erhielten die jungen Theologen in ihren eigentlichen Hauptfächern, vielleicht schon darum, weil einige derselben nach älterm Brauch noch in lateinischer Sprache gegeben wurden. Das am ehesten allgemein bildende Fach, die Geschichte, wurde ebenfalls nicht in angemessener Weise betrieben, so daß, wer eine Übersicht des Gebietes und positive Kenntnis der Hauptsachen erlangen wollte, sich an Privatstudien halten mußte. Auf solche verfiel denn auch Tobler, und gleichzeitig hatte er Gelegenheit gefunden, die italienische Sprache und Litteratur kennen zu

lernen. Daß diese beiden Fächer, die Geschichte in materieller, die italienische Litteratur in formeller Beziehung, ihm für seine spätere dichterische Thätigkeit reiche Nahrung boten, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. So hatte er mancherlei gelernt, nur nicht gerade das für den nächsten Beruf Nötigste, als er im Jahre 1816 das theologische Examen bestand und die Ordination empfing. An ihm sollte sich, wie an so vielen andern, die Erfahrung bewähren, daß ein Prediger und Seelsorger nicht durch akademischen Unterricht, sondern nur durch den praktischen Kirchendienst und Lebenserfahrung gebildet werden, und daß eine angeborene oder anerzogene Anlage zu einem andern Beruf daneben ihre Rechte geltend machen kann.

Im Frühling des zuletzt genannten Jahres kam Tobler als Pfarrvikar nach Mönchaltorf, im nächsten Jahr nach Wülflingen. Der Anfang im Predigen machte dem jungen Geistlichen Mühe, weil er den Mangel gehöriger Vorbereitung und eigenen innern Triebes fühlte; auch wurde er, zum Teil infolge geistiger Anstrengung, von einem Übel befallen, das ihn lange Jahre geplagt hat, einem häufigen und heftigen Kopfweh, das auf seine Gemütsstimmung drückte und ihm seine Lage doppelt trostlos erscheinen ließ. Es war ein Glück für ihn, daß er im Jahr 1818 Muße gewann, mit einigen Freunden eine Reise nach Mailand zu machen. Man kann sich denken, wie wohlthuend schon für die Gesundheit diese Erholung wirken mußte, ebenso aber, welchen Genuß die großartige Gebirgswelt, welche Anregung die Kunstdenkmäler von Mailand dem jungen Manne bieten mochten. Diese Reise, welche damals natürlich mehr heißen wollte, als heutzutage der Fall ist, mußte auch darum erwähnt werden, weil sie (mit Ausnahme eines Aufenthaltes in München, der erst in die spätern Jahre fällt), die einzige Quelle war, aus welcher Tobler die Anschauung von Natur und Kunst des Auslandes schöpfen konnte, während ihm die Natur der schweizerischen Heimat durch öftere Reisen, z. B. nach den Heilquellen von Graubünden, allerdings ziemlich vollständig bekannt wurde und er auch keine Gelegenheit versäumte, der bescheidenen Kunstgenüsse, welche die Heimat zu bieten vermag, teilhaft zu werden... Hier ist auch noch einzuschalten, daß er bald nachher in einer abermaligen Pause seiner Vikarthätigkeit

einen Aufenthalt von einigen Monaten in Lausanne machte, der aber zur Erreichung des eigentlichen Zweckes, der Erlernung der französischen Sprache, natürlich zu kurz war und fast mehr mit neuer Übung im Zeichnen, daneben auch mit Guitarrespiel und Gesang ausgefüllt wurde. Von Lausanne aus, dessen Umgebung bereits mit mannigfaltigen Naturschönheiten ausgestattet ist, wurde auch eine Exkursion nach Genf und von dort ins Thal nach Chamouny unternommen.

Alles dies konnte nicht gerade dazu dienen, Lust und Fähigkeit zum geistlichen Amte zu befördern; dennoch war die Rückkehr in dasselbe nicht allzu schwer, und sie war von gutem Erfolg begleitet. Gleich bei seinem ersten Auftreten als Vikar in Wädensweil hatte Tobler das Glück, als Kanzelredner zu gefallen, teils weil er allerdings die Gabe eines natürlichen, angenehmen Vortrages besaß, teils weil die Zuhörer den Eindruck empfangen mußten, daß die Predigt aus warmem Herzen und aufrichtiger Überzeugung floß. Der Aufenthalt in dieser Gemeinde war für Tobler auch darum wichtig und gesegnet, weil er ihn im Hause des wackern Präsidenten Diezinger zur Bekanntschaft mit einer der Töchter dieses Mannes, Margarethe, und bald nachher zur Verlobung, wenn auch noch nicht sofort zur Verheiratung mit derselben führte. Doch öffnete sich nun die Aussicht, auch diesen Wunsch zu befriedigen. Gegen Ende des Jahres 1819 wurde die Pfarrei Sternenberg frei, welche wegen ihrer Abgelegenheit und wegen der vorherrschenden Armut ihrer Bewohner nicht gerade begehrenswert schien. Aber für Tobler war die Lage des Ortes in einer gebirgigen und etwas unwirtlichen Gegend eher reizend als abschreckend; er meldete sich und wurde gewählt. Sein Haushalt wurde vorläufig von einer Schwester besorgt, bis er im Herbst des Jahres 1820 seine Braut heimführen konnte. Das Leben mit ihr gestaltete sich nun in der Abgeschiedenheit, die doch nicht selten durch Besuche von Verwandten und Freunden unterbrochen wurde, so glücklich, wie die Liebe es zu schaffen vermag, und es erneuerte sich die Idylle von Maschwanden, nur daß bald eigene Kinder dieselbe noch vervollständigten. Der Verkehr mit Haustieren war so traulich, daß einst einem ziemlich vornehmen Besuche aus der Stadt die Lieblingskuh,

ein besonders schönes und zahmes Tier, in der Wohnstube vorgeführt wurde.

Zur Winterszeit, welche in jener Gegend streng einkehrt und lange anhält, beschäftigte sich der nunmehrige Pfarrer mit verschiedenen Studien, teils zur Ausfüllung der Lücken seiner theologischen Bildung, teils zur Ergänzung seiner Kenntnisse in der Geschichte und schönen Litteratur. Zum letztern Zwecke und zugleich zur Einführung in die pfarramtliche Thätigkeit diente unter anderm die Lektüre von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud.“ Um jene Zeit geschah es auch, daß zum erstenmal den Geistlichen in seinem Stillleben der Trieb zu eigener poetischer Produktion ergriff, deren Entstehung und Verlauf wir nachher im Zusammenhange betrachten werden. Hier soll nur noch in kurzen Zügen die Geschichte des äußern Lebens, welches an Toblers Beruf als Pfarrer gebunden blieb, zu Ende gebracht werden.

Es waren Rücksichten äußerer Art, besonders die größere Nähe der meisten Verwandten, welche Tobler bestimmten, im Jahr 1826 die Pfarrei Sternenberg, in welcher er glücklich und von der Gemeinde geschätzt, gelebt hatte, mit Hirzel zu vertauschen, welcher Ort, noch schöner und zugleich doch zugänglicher gelegen, ihm im übrigen eine wenig veränderte Fortsetzung des bisherigen Lebens versprach. Diese fand denn auch statt, und die einzige, übrigens sehr angenehme Veränderung bestand eben darin, daß der Verkehr mit Verwandten und Bekannten sich lebhafter und anregender gestalten konnte. In den ersten zehn Jahren, die Tobler in Hirzel zubrachte, arbeitete er das dichterische Hauptwerk aus, dessen Plan er noch in Sternenberg entworfen hatte. Erwünschte Anregung zu dieser Thätigkeit bot eine kleine dichterische Gesellschaft, welche während einiger Jahre mehrere Glieder der Familie nebst einigen befreundeten Personen verband. Von den Mitgliedern dieses Dichtervereins sind als solche, welche die Poesie mit wirklichem Beruf und Erfolg betrieben, nur noch zwei zu nennen, deren Namen auch sonst in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Das eine war der als Verfasser von Kinderschriften bekannt gewordene Sekundarlehrer Bär, damals in Kappel, später in Männedorf wohnhaft, von dem auch ein Band Gedichte erschienen ist. Viel bedeutender war das Talent und wurde später der Ruf von

Meta Heußer, der Gattin des Arztes in Hirzel, deren tief sinnige, besonders der religiösen Sphäre zugewandte Anlage von allen Mitgliedern der Gesellschaft hoch geschätzt wurde. Es fanden von Zeit zu Zeit, abwechselnd in Hirzel und in Kappel, Zusammenkünfte statt, bei welchen jedes Mitglied irgend ein Produkt seiner Muse vortragen und dem Urteil der Genossen unterwerfen mußte; die Produkte wurden dann in besondere Bücher, welche das Archiv des Vereins bildeten, eingetragen. Ernst und Scherz wechselten dabei in bunter Reihe, und der Scherz fand um so eher seinen Anteil, da die begabtern Mitglieder der Gesellschaft die weniger begabten zu necken, dagegen ihre eigenen Leistungen ins hellste Licht zu stellen liebten. Gelegentlich wurden auch, etwa zum Nachtisch, Reimspiele vorgenommen, indem die Aufgabe gestellt wurde, mit gegebenen Reimen oder vorgeschriebenem Versmaß irgend ein kleineres Gedicht um die Wette improvisierend zustande zu bringen. Die männlichen Mitglieder trugen Übernamen, welche von ihrer wirklichen oder vermeinten Auszeichnung in einer einzelnen Hauptgattung der Poesie entnommen waren; die nicht produktiven Familienglieder, also z. B. die Hausfrauen, denen die Bewirtung der Gesellschaft zukam, wurden von den „selbstlautenden“ als bloße „Mitlauter“ unterschieden; sie bildeten eine Art dienender Laienbrüder oder -schwestern, konnten aber infolge gelungener Versuche in den Orden der „Selbstlauter“ aufgenommen werden.

Diese harmlose und anspruchslose, aber innerlich hoch vergnügte Gesellschaft war wohl eine private Äußerung derselben geistigen Regsamkeit, die in den dreißiger Jahren das öffentliche Leben des Kantons durchdrang und eine Reihe fruchtbarer Schöpfungen, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, hervorgerufen hat. Daß aber die Regierung in ihrem Schöpfungsdrange weiter oder rascher vorwärts ging, als das Volk zu folgen vermochte, hatte den Rückschlag des Jahres 1839 zur Folge, den auch Pfarrer Tobler schmerzlich zu fühlen bekam. Er selbst war im Politischen wie im Religiösen einer freisinnigen Richtung zugethan, ohne jedoch irgendwie öffentlich damit hervorzutreten. Als aber am 6. September die Regierung gestürzt worden war und auch eine Schar aus der Gemeinde Hirzel an dem Zuge des Landvolks nach Zürich teilgenommen hatte, glaubte er am Sonntag den 8. September

aussprechen zu müssen, daß er ein solches Vorgehen mißbillige. Der Mut, mit dem er in jenen Tagen der Aufregung seine Überzeugung zu vertreten wagte, verdient gewiß hohe Anerkennung, hatte aber die Folge, daß er den größern Teil der Gemeinde sich entfremdete und seine Stellung in derselben unhaltbar geworden sah. Er ergriff daher die nächste Gelegenheit, den ihm sonst lieb gewesenen Ort zu verlassen, und schon im Mai 1840 wurde er in die Pfarrei Embrach eingeführt, in welcher er ungestört bis ans Ende seines Kirchendienstes verblieb. Die dichterische Produktionskraft Toblers stand damals nicht mehr auf dem Höhepunkte; doch schuf er in den vierziger Jahren dort sein zweites Werk, welches, unter etwas ungünstigen Bedingungen entstanden, auch nicht den Erfolg des ersten erreichte. Um so eifriger wandte er sich nun, da er seinen Beruf nach dieser Seite erfüllt glaubte, dem geistlichen Amte zu. Eigentlich wissenschaftliches Studium der Theologie blieb ihm auch jetzt fern; sein Geist war überhaupt nicht auf Abstraktion, System und Methode gerichtet, sondern auf lebendige Anschauung des Konkreten. So studierte er denn die Muster geistlicher Beredsamkeit, und auch auf diesem Wege kam er nicht ganz von der Poesie ab. Denn wenn Religion und Kunst überhaupt eine gemeinsame Wurzel haben, wenn die Bibel selbst in ihren Kernstellen eine poetisch gehobene oder angehauchte Sprache spricht, die Propheten Lehrer, Redner und Dichter in Einer Person waren, so war auch in Salomon Tobler der religiöse Mensch und der Prediger vom Dichter durch keine Kluft getrennt. Eigene Poesie konnte er zwar nicht auf die Kanzel bringen, weil seine Ader nicht eine lyrisch-religiöse war, aber es standen ihm ja nicht bloß die eigentlichen Kirchenlieder, sondern auch die religiösen Gedichte von Knapp, Spitta, Fröhlich und andern zu Gebote, und er machte von denselben reichlichen Gebrauch, indem er einzelne Strophen oder kleinere ganze Lieder an geeigneter Stelle in die Predigt einwob, vielleicht mitunter im Widerspruch mit strengen Regeln der rhetorischen Symmetrie und Harmonie des Stils, aber meistens mit unfehlbarer Wirkung, so daß einzelne Zuhörer Jahre lang Erinnerung davon behielten. Auch im Religionsunterricht und am Krankenbett schlug er nicht selten diese Saiten an; diejenigen Verrichtungen des geistlichen Amtes, welche rein

prosaischer und sogar mechanischer Art waren, übte er zwar ungern, aber mit um so größerer Gewissenhaftigkeit. Als Erholung von solchen Geschäften diente immer wieder am liebsten die Poesie, und da die eigene Produktionskraft wirklich versiegt zu sein schien, öffnete sich eine neue Quelle receptiven Genusses, indem Tobler noch in seinen spätern Jahren, zunächst veranlaßt durch die Studien eines seiner Söhne, die spanische und portugiesische Sprache kennen lernte, um einige Hauptwerke der betreffenden Litteraturen im Original zu lesen. Daneben erfreute er sich an der Hausmusik, welche die herangewachsenen Kinder, besonders wenn sie während der Ferien im Elternhause sich zusammen fanden, zu veranstalten pflegten. Aber er war nicht einzig darauf angewiesen, sondern wenn seine schwachen Augen vom Lesen ermüdet waren, griff er noch immer zur Guitarre und sang seine alten Lieder, deutsche und italienische, mit eigentümlich ausdrucksvollem Vortrag, der den Dichter verriet und jeden Zuhörer ergriff.

Aber es nahte das unentrinnbare Alter. Seit Tobler im Jahre 1853 seine Gattin verloren hatte, die ihm als Mutter der eigenen Kinder und als Erzieherin ihr anvertrauter Mädchen, als treffliche Haushälterin in oft schweren Zeiten und auch als Pfarrfrau in Arbeitsschulen und Armensorge mit Aufopferung ihrer letzten Kraft zur Seite gestanden hatte, war seine Häuslichkeit nur notdürftig versorgt, und nachdem er während einer Reihe von Jahren zur Unterstützung seiner nicht mehr ganz ausreichenden Kräfte Vikare angenommen hatte, wollte er der Gemeinde eine längere Fortdauer dieses mit häufigem Personalwechsel verbundenen Notbehelfes nicht zumuten. Er nahm daher im Herbst des Jahres 1864 seine Entlassung und trat in den Ruhestand, den er in der Vaterstadt, bei einem Sohne wohl aufgehoben, noch zehn Jahre lang genoß, bis zunehmende Engbrüstigkeit ihm zur Beschwerde wurde und am 19. November 1875 der Tod den 81jährigen Greis so sanft hinwegnahm, wie er selbst es in der letzten Zeit oft gewünscht hatte.

Am Schlusse dieser Übersicht des äußern Lebensganges bleibt uns noch die Aufgabe, die dichterische Laufbahn Toblers, und damit gewissermaßen die innere Geschichte desselben, als ein Ganzes für sich oder wenigstens als denjenigen Teil seines Wesens zu betrachten, welcher ihm ein bleibendes Andenken in weitern Kreisen sichern wird.

Bei der Betrachtung von Tobler als Dichter sind drei Punkte hauptsächlich ins Auge zu fassen: das verhältnismäßig späte Hervortreten dichterischer Produktivität, die fast ausschließliche Richtung, in der sie sich bewegte, und die Gewalt, mit der sie in dieser Richtung hervorbrach und während der besten Jahre andauerte.

Von bestimmten Naturanlagen kann nur selten mit einiger Sicherheit gesprochen werden; frühzeitige Anregungen in bestimmter Richtung lassen sich meistens nachweisen, setzen aber nur eine allgemeinere Empfänglichkeit voraus, bei künstlerischen Naturen also Lebhaftigkeit der Sinnesauffassung und Phantasie, verbunden mit gemütlicher Tiefe. Anregungen, die zu solcher allgemeiner Disposition hinzukommen müssen, haben allerdings auch bei Tobler schon frühzeitig stattgefunden; aber wir haben gesehen, daß er sich anfänglich eher zum Zeichnen als zum Dichten neigte und daß die Liebe zum erstern ihn auch später nicht verließ. Was dem Dichten den Vorrang verschaffte, war jedenfalls zum Teil die Lektüre der alten Dichter, welche die gelehrte Schulbildung mit sich brachte, vielleicht aber auch der nur negative Umstand, daß Gelegenheit und Mittel zu künstlerischer Ausbildung zufällig fehlten. Tobler selbst sagte wohl später gelegentlich, es hätte ihm auch an der zur Erlernung malerischer Technik nötigen Geduld und Ausdauer gefehlt, woran ebenfalls etwas Wahres sein mag; unrichtig wäre nur die Ansicht, die leider sich nicht selten gerade bei jungen Dichtern findet, der Dichter bedürfe so viel als gar keine technische Vorbildung und Durchbildung, als ob das Material der Sprache, das freilich von Natur feiner und fügsamer ist als Stein und Farbstoff, dem Drange zum Dichten schon gleichsam ganz fertig und durchaus willig entgegenkäme. Thatsache ist, daß Tobler in seiner Jugend von solchem Drange wenig spürte; die ersten Gedichte, die er machte, waren lyrische Gelegenheitsprodukte von der Art, wie sie wohl jeder einigermaßen gebildete Jüngling

zu verfassen pflegt, ohne darum sich zum Dichter berufen zu fühlen. Leider sind jene Erstlinge von Toblers Muse einer frühen Zerstörung geweiht worden, woraus wir zwar schließen dürfen, daß er selbst sie solchen Schicksals würdig fand, aber nicht, daß sie uns keinerlei Anhalt für die Geschichte seiner dichterischen Entwicklung geboten hätten. Wir haben uns dieselben wahrscheinlich nach Art von im Nachlaß vorhandenen Gedichten zu denken, welche Tobler noch später, als sein eigentlicher Beruf ihm bereits klar geworden war, im Kreis der Familie und des Dichtervereins verfaßte, meistens bestimmten Anlässen entsprungen und von scherzhaft heiterm Charakter, ganz entsprechend der Gelegenheit, aber nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, so daß sie höchstens als formelle Vorübungen oder als Erholungen von der Arbeit an dem ersten größern Werke betrachtet werden dürfen; doch atmen einige darunter eine höhere Stimmung, Begeisterung für Natur und Freundschaft; unvollendet geblieben und von unsicherm Datum ist ein episches Gedicht, dessen Gegenstand eine romantische Liebesgeschichte ist. Entschiedenen Drang zu einer größern epischen Dichtung scheint Tobler erst empfunden zu haben, als er bereits Pfarrer in Sternenberg und Familienvater war. Nachdem er im Jahr 1825, angeregt durch die Lektüre von Bürger und Hölty, mehrere kleinere und ein größeres Gedicht geschrieben hatte, die von Inspektor Horner günstig beurteilt wurden, erschien ihm im Februar 1826, als er eines Abends in seiner Studierstube rauchend auf und ab wandelte, das Bild des Kampfes und Unterganges von Nidwalden, und zwar mit solcher fast zur Vision gesteigerter Lebhaftigkeit, daß er nicht bloß den Verlauf des Ereignisses im Ganzen, sondern eine Reihe einzelner Szenen deutlich vor sich sah und nun volle zehn Jahre von diesem Gegenstand eingenommen blieb. Zur Erklärung der Wahl desselben dient uns zunächst bloß die Erinnerung an jene Reise, welche Tobler als Knabe mit seinem Vater nach Unterwalden gemacht hatte. Aber so nachhaltig die Anschauung dieses Schauplatzes gewirkt haben mochte, so war sie doch seither durch keine genauere Erforschung der Geschichte selbst ergänzt worden. Das Buch des Kupferstechers Meier, dessen Bilder und Text vorzüglich geeignet waren, dem Dichter eine Menge von Einzelheiten

an die Hand zu geben, hatte er nur einmal auf der Stadtbibliothek durchgesehen und aus einer Art von Schüchternheit nicht zu weiterm Gebrauch zu erbitten gewagt. So mußte er auf andern Wegen sich allmählich und mühsam in den Besitz des Stoffes setzen. Daß er mehrere Male selbst nach Nidwalden reiste und dort aus dem Munde von Augenzeugen Nachrichten schöpfte, war jedenfalls ein Umweg, der in mancher Hinsicht noch besser zur Sache diente als ein Buch; denn er setzte ihn in unmittelbare Berührung mit Land und Leuten und ließ die lebendige Anschauung nie erkalten. So wurden „die Enkel Winkelrieds“, in Sternenberg geistig empfangen, erst in Hirzel durchgedacht und zu Papier gebracht, dann noch einem befreundeten Kritiker zur Durchsicht mitgeteilt, so daß die Horazische Frist mehr als erfüllt war, als das Werk im Jahr 1836 gedruckt erschien. Die Aufnahme, die es fand, war durchweg günstig; es wurden dem Dichter öffentlich und privat Urteile zur Kenntnis gebracht, welche geeignet waren, seine Bescheidenheit auf eine harte Probe zu stellen; aber erst später hatte er vielfach Gelegenheit, die noch erfreulichere Wahrnehmung zu machen, daß das Werk, das er dem gesamten Schweizervolke zugedacht hatte, auch wirklich in den Schoß desselben gedrungen war, und zwar weiter und tiefer, als man erwarten durfte.

Es ist begreiflich, daß er, durch den Erfolg des ersten Werkes ermutigt, sofort an ein zweites dachte, besonders da Männer wie der Dichter und Kritiker Ludwig Follen ihn in dem Vorsatze bestärkten. Aber wenn schon die Wahl des ersten Stoffes nicht unbedingt glücklich gewesen, so mußte er nun vollends die Schwierigkeiten erfahren, die dem heroischen Kunstepos der Neuzeit überhaupt entgegenstehen, ihm selbst aber unbewußt geblieben waren, weil ihm theoretische Betrachtung überhaupt fremd war. Diesmal schwebte ihm nicht ein ganzes Volk als Held vor, sondern ein einzelner Mann, der Reformator Zwingli, und da er bei den „Enkeln Winkelrieds“ mit der patriotischen Begeisterung zugleich die religiös katholische, wenn auch in sehr idealisierter Gestalt, verherrlicht hatte, erschien es ihm nun doppelt angemessen, daß er, als reformierter Geistlicher und als Zürcher, den Reformator Zürichs besingen sollte. Dieser Gesichtspunkt

war wohl, wenn auch nur untergeordnet, nicht gerade glücklich, weil er geeignet war, die politische Seite von Zwinglis Leben und Thätigkeit, welche ebenso bedeutend ist wie die kirchliche, aber auch noch weniger poetisch als diese, in den Hintergrund zu rücken und die eben daher rührenden Schwierigkeiten poetischer Behandlung dieses Gegenstandes zu verdecken. Tobler machte eifrig und gewissenhaft die nötigen historischen Studien, und eine Reihe von Bildern aus Zwinglis Leben begann sich vor seinem Geiste zu entfalten und zu beleben; aber eine so echt poetische Vision des Ganzen wie bei den „Enkeln Winkelrieds“ stellte sich nicht ein; der Stoff wollte nie recht aufquellen. Nun fügte es das Unglück — vielleicht aber das Glück — daß der Dichter A. E. Fröhlich, der bereits Ulrich Hutten besungen hatte, mit der Behandlung Zwinglis dem Freunde zuvorkam, der in seiner Bescheidenheit dann sofort von seinem Vorhaben zurücktreten zu müssen glaubte. Fröhlich war vielleicht zur Behandlung Zwinglis, soweit sie überhaupt möglich ist, geeigneter; aber auch er mußte die Ungunst des Stoffes stellenweise erfahren. Daß Tobler denselben in anderer Weise angegriffen hatte und wohl auch durchgeführt hätte, beweist der vollendete erste Gesang seines Gedichtes, der als Fragment in den von jüngern Dichtern herausgegebenen „Liedern des Kampfes“ 1848 erschienen ist.

An die Stelle der Beschäftigung mit Zwingli traten später eine Zeit lang Studien über Gustav Adolf. Schon als Knabe hatte Tobler in der Bibliothek des Großvaters die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ von Schiller, welche in einem Almanach mit Kupfern von Chodowiecky erschienen war, entdeckt und mit großem Interesse gelesen. Der Gegenstand entsprach seiner Lust an kriegerischen Ereignissen, welche merkwürdigerweise neben seinem Hang zum Idyllischen bestand; zugleich konnte er dem an Zwingli unerfüllt gebliebenen Drange genügen, die Idee der Reformation zu feiern. Aber sei es nun, daß er zu dieser Aufgabe nicht mehr die nötige Kraft in sich fühlte oder daß die unternommenen historischen Studien ihn zu der Ansicht führten, daß auch bei Gustav Adolf neben dem religiösen Ideale sehr reale politische Interessen mitspielten, die nicht in Poesie aufzulösen waren — kurz: auch dieser Plan blieb unausgeführt. Und doch

mußte dem Geiste der Neuzeit irgend eine Huldigung dargebracht werden. Wenn es nun als unmöglich erschienen war, die neue geistige Welt der Reformation episch zu gestalten, so war dies leichter mit der Entdeckung der neuen Welt jenseits des Ozeans, welche ja ein bedeutsames Vorspiel der Reformation gewesen war. Und auch hier konnte der Dichter auf seine Jugend zurückgreifen, wo ihn die Geschichte des Kolumbus in der Darstellung von Campe mächtig angezogen hatte. Aber diesmal waren nicht bloß historische, sondern auch naturhistorische Vorstudien nötig; es handelte sich ja um Darstellung des Weltmeeres und des tropischen Klimas, die der Dichter nie mit Augen gesehen hatte, und jedenfalls mußte hier die Phantasie dem Studium zu Hilfe kommen. Das Maß, in welchem dies ohne Verletzung der Naturtreue geschehen ist, wird immer ein Beweis für hohe poetische Begabung Toblers bleiben; es ist erstaunlich, wie er sich in diese fremde, große Naturwelt, sowie auch in die Umgebung eines königlichen Hofes zu versetzen und darin zu bewegen wußte, fast so sicher wie in Nidwalden, das er so oft besucht hatte. Die Erzählung und Schilderung im „Kolumbus" zeigt allerdings nicht durchgängig die Höhe und Kraft wie in den „Enkeln Winkelrieds"; der Dichter war ja auch fast zwanzig Jahre älter geworden und durch häusliche Sorgen und Amtsgeschäfte mehr als früher in Anspruch genommen; aber er arbeitete mit offenbarer Liebe, und einzelne Partien gelangen ihm vortrefflich; auch steht das Ganze in Absicht auf Sprache und Versbau wohl noch über dem ersten Werk. „Kolumbus" wurde in der kurzen Zeit von zwei Jahren vollendet und erschien im Jahr 1846. Da der Gegenstand dem Vaterlande fern lag, fand auch die Dichtung bei weitem nicht die Verbreitung und Anerkennung in der Schweiz wie die „Enkel Winkelrieds". Ein deutscher Kritiker hat sich sehr günstig über dieses Werk ausgesprochen.

Der Drang zur Dichtung hatte nun nachgelassen, aber erschöpft war er noch nicht. An ein größeres Werk dachte Tobler nicht mehr, aber zu einem kleinern fühlte er noch Lust und Kraft. Eine Art Heimweh nach Unterwalden und nach idyllischem Frieden (der übrigens auch im „Kolumbus" bei der Schilderung der Indianer seine Stelle gefunden hatte) führte ihn auf Niklaus von

Flüe. Das frühere Leben dieses Mannes und dann sein (damals noch unbezweifeltes) Auftreten an der Tagsatzung in Stans bot Gelegenheit zu kriegerischen und patriotischen Szenen, mit welchen das Leben des Einsiedlers in um so wirksamern Kontrast gesetzt werden konnte. Aber das Asketisch-Mystische, das Mirakulöse und spezifisch Katholische, welches auf der letztern Seite lag und nicht ganz zu umgehen war, konnte Toblers Sinn für Natürlichkeit, Klarheit und gesund protestantische Religiosität nicht auf die Dauer anziehen. Seine Begabung war und blieb auf das große heroische Epos ausschließlich gerichtet, und dafür war ihm nun die Kraft allerdings entschwunden. Er empfand das oft mit Wehmut, aber auch mit klarem Bewußtsein der Unabänderlichkeit und darum zuletzt mit Ergebung. Als er sich in den Ruhestand zurückgezogen und die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, erlebte er im Jahre 1868 noch einen kurzen Nachsommer poetischer Thätigkeit; aber er selbst war fern davon, diese Regung zu überschätzen, und es wäre irrig zu glauben, eine bisher in ihm verborgene lyrische Ader sei erst jetzt noch aufgebrochen. Wir haben gesehen, daß er auch vor seiner epischen Periode und noch während derselben einzelne lyrische Gedichte verfaßte, und mehrere derselben dürften wohl aus seinem Nachlaß noch mitgeteilt werden. Daß er nun am Schluß seiner dichterischen Laufbahn zu dieser Gattung zurückkehrte, ist also nicht auffallend, besonders da es nur für kurze Zeit geschah und der noch einmal erwachte Trieb sich, abgesehen von einigen scherzhaften Produkten bei Familienanlässen, auf eine der engsten Formen beschränkte, in denen lyrische Poesie sich bewegen kann, das Sonett. Die aus dieser Zeit stammenden Sonette enthalten, wie es diese keineswegs leichte Form verlangt, nur je ein Bild oder einen Hauptgedanken; die Stimmung ist ruhig und klar, etwas elegisch gefärbt oder didaktisch gewendet, wie es dem Greisenalter natürlich ist. Ein Grundgedanke, der durch die meisten dieser Sonette hindurchgeht, ist eben der, daß dem Alter nichts mehr beschieden sei als die Erinnerung, die sich dann freilich noch sinnig und rührend genug aussprechen kann.

Endlich muß noch erwähnt werden, daß Tobler, als er die produktive Kraft abnehmen fühlte, oder auch schon früher, wenn

dieselbe zeitweise ruhte, zur Erholung oder zur Unterhaltung und Übung einzelne Stücke fremder Dichter übersetzte; so eine Reihe von Sonetten Tassos und eine Auswahl von lyrisch-didaktischen Gedichten des Spaniers Luis de Leon u. a. Gute Übersetzungen setzen immer ein gewisses Maß von eigener Produktionskraft voraus, aber nicht notwendig gerade in der Gattung des Originals, und so beweisen die vorliegenden Proben eben auch nur, was sich von selbst versteht, daß die allgemeine poetische Anlage Toblers ihn befähigte, die Schönheit lyrischer Gedichte zu empfinden und nachzubilden, während seine eigene Produktion fast ausschließlich auf die Epik beschränkt blieb und auch hier nur auf größere Werke gerichtet war, dagegen kürzere Erzählungen, Balladen u. dgl. nicht umfaßte. Da die Übersetzungen zunächst nur Lesefrüchte waren, so mögen hier zum Schlusse noch einige Notizen über die Lektüre folgen, welche jedenfalls als eine Nahrungsquelle für die eigene Poesie Toblers zu betrachten, übrigens gelegentlich schon früher erwähnt worden ist. Sehr reichhaltig und mannigfaltig war sie nicht, da schon der Aufenthalt auf dem Lande die Herbeischaffung vieler Bücher erschwerte; aber was Tobler besonders schätzte und liebte, las er immer wieder. So kam es, daß er aus römischen und italienischen Dichtern, besonders Virgil und Tasso, große Partien auswendig wußte und oft halb oder ganz laut vor sich her sagte, was ihm zu verschiedenen Zeiten und Zwecken wohl zu statten kam.

Von Homer hatte er nur die Ilias im Original gelesen und begnügte sich später mit der Vossischen Übersetzung. Viel geläufiger war ihm das Lateinische, und zwar neben Virgil noch Ovid, Horaz und besonders auch Tibull; von italienischen Prosaikern las er hauptsächlich Guicciardini; unter den Dichtern verehrte er neben Ariosto und Tasso doch auch Petrarca; von Dantes „Göttlicher Komödie“ war ihm, wie wohl den meisten, die „Hölle“ vertrauter als das „Fegfeuer“ und „Paradies“, weil dort größere Anschaulichkeit und Verständlichkeit herrscht. Die spanische Sprache und Litteratur lernte er erst später kennen und las dann mit Vorliebe die Cid-Romanzen, von Cervantes die „Numancia“ und „Don Quixote“, daneben vermischte Gedichte aus der „Floresta“ von Böhl de Faber. „Die Lusiaden“ des Camoëns hatte er

aus der Übersetzung von Donner kennen gelernt, bevor er dazu kam, sie auch noch im Originale zu lesen. Mit Vergnügen las er später auch Firdusi in der Übersetzung von Schack. Neben diesen vorherrschend epischen Dichtungswerken blieben die lyrischen und dramatischen, und neben den ausländischen die einheimischen nicht vernachlässigt; doch fand Tobler am Drama, ausgenommen die Stücke von Goethe und Schiller, wenig Geschmack; von neuern deutschen Lyrikern liebte er Hölderlin, Rückert, Lenau und Geibel.

Ebenso viel Anregung wie aus der Lektüre schöpfte Tobler aus dem innigen Verkehr mit der freien Natur, den er von Jugend an bis in sein höheres Alter pflegte, besonders aber gerade in den Jahren, wo er am meisten mit dichterischer Produktion beschäftigt war. Zu dieser Thätigkeit, sowie zur Konzeption von Predigten war ihm Bewegung in der Natur fast Bedürfnis und Bedingung. Als er in Hirzel die „Enkel Winkelrieds" ausarbeitete, unternahm er häufige Ausflüge in den Sihlwald und in das benachbarte Hügelland von Zug. Er machte sich am Nachmittag auf den Weg und marschierte etwa eine Stunde; dann ließ er sich in einem ländlichen Wirtshaus einen Kaffee geben, der seine Lebensgeister erhöhte, und auf dem Heimweg kamen ihm dann bei raschem Gang oft längere Reihen von Stanzen zu Sinn, die er, oft schweißtriefend zu Hause angelangt, sogleich zu Papier bringen mußte, um sich des Überdranges zu entledigen. Von Embrach aus, dessen nähere Umgebung wenig Naturschönheiten darbot, besuchte er das Bülacher Hard, welches damals noch viele schöne Eichen enthielt, oder den dortigen Lindenhof oder die Gegend, wo die Töß sich mit dem Rheine vereinigt. In seinen letzten Jahren, wo ihm weitere Gänge bereits Mühe verursachten, waren der Zürichberg, das Sihlhölzli, die hohe Promenade, der Platz, der botanische Garten und eine Stelle in der Enge, dicht am Ufer des Sees, die Orte, die er abwechselnd regelmäßig besuchte und die ihm die letzten poetischen Gedanken einflößten.

Größere Gesellschaft suchte er nicht auf, während er in engern Kreisen leicht angeregt und anregend war. Dagegen besuchte er gern die schweizerischen Volksfeste, besonders die

Schützenfeste, und damit hängt zusammen, daß er militärischen Übungen beizuwohnen oder sogar nachzureisen nicht versäumte; schon den Knaben hatten ja kriegerische Schauspiele umgeben, und lebendige Anschauungen aus diesem Gebiete waren ihm für seine episch-heroische Dichtung unentbehrlich. Diese Neigung stand mit seiner persönlichen, vorwiegend sanften und stillen Natur in keinem unlösbaren Widerspruch, und er huldigte auch den Künsten des Friedens, indem er Gemäldeausstellungen und musikalische Aufführungen besuchte, so oft ihm Gelegenheit dazu gegeben war.

Freundschaft verband ihn, nachdem er seinen Jugendfreund verloren hatte, mit Männern, welche gleich ihm zum geistlichen Stand dichterischen Beruf hinzubrachten, vor allen mit A. E. Fröhlich, dann mit Bornhauser und mit den jüngern zürcherischen Dichtern R. Weber, A. Hafner, J. Kübler, C. Meyer, überdies mit dem zu früh verstorbenen Maler Steiner von Winterthur, der den Plan gehegt hatte, Illustrationen zu den „Enkeln Winkelrieds" zu entwerfen, und mit dem Historienmaler Vogel, der dazu wohl noch befähigter gewesen wäre, wenn seine Vorliebe nicht der ältern Zeit gegolten hätte.

Über allen diesen anregenden und fördernden Einflüssen darf aber nicht vergessen werden, daß die innerste und reinste Quelle der Poesie im Gemüte des Dichters selbst fließt, bei dem einen ungestüm sprudelnd und stürmisch aufwallend, bei andern sanft und klar, aber unaufhaltsam hervorquellend. Tobler gehörte zu den Naturen der letztern Art; sein Gemüt war kindlich rein und harmlos, harmonisch gestimmt, darum auch mehr zur Darstellung des einfach Großen und Schönen in Natur und Geschichte als zur Charakteristik tiefer liegender Eigentümlichkeiten geeignet. Aber der Gegensatz zwischen Klassisch und Romantisch reicht im vorliegenden Fall so wenig wie in ähnlichen aus, die Naturanlage eines Dichters mit einem Schlagworte zu bezeichnen. Dieselbe war bei Tobler ohne Zweifel mehr dem klassischen Charakter zugeneigt; aber die romanischen Muster, denen er nachstrebte, und die Gegenstände neuerer Geschichte, denen er seine Muse weihte, lassen auch einen romantischen Zug in ihm nicht verkennen. Die Mischung beider Elemente beruht auf jenem Unaussprechlichen und Unnahbaren, das eben den Zauber der

lebendigen Persönlichkeit ausmacht und in keiner analytischen Betrachtung ohne Rest aufgeht.

So kann denn auch, was Tobler als Mensch seinen Nächsten und in allgemeinern Beziehungen war, hier nicht wohl dargestellt werden; natürlicher Edelsinn, lautere Wahrhaftigkeit, Herzensgüte und Bescheidenheit waren Grundzüge seines Wesens.

Wie warm er für das Vaterland fühlte, zeigte jede Strophe seines Hauptwerkes; aber auch der Vaterstadt bewahrte er eine unauslöschliche Anhänglichkeit und begleitete mit ungeschwächter Teilnahme, während er selbst alterte, die fortschreitende Verjüngung derselben. So möge denn sein Andenken in ihr nicht veralten!

# Über schweizerische Nationalität.

Indem unsere Zeitschrift*) „vaterländische Litteratur und Kunst" als ihren Gegenstand bezeichnet und den Namen des Vaterlandes selbst zu dem ihrigen macht, hat sie diese Form der Ankündigung gegenüber dem Vaterlande selbst wie gegenüber dem Auslande zu rechtfertigen. Die wahre Rechtfertigung kann erst im Wert und Erfolg ihrer Leistungen bestehen, eine vorläufige sind wir schon jetzt dem Publikum schuldig. Auch diese dürfte unterbleiben, wenn der Sinn unseres Titels bloß der wäre, daß wir für die Pflege der allgemeinen Litteratur und Kunst auf dem geographischen Boden der Schweiz arbeiten wollen in derselben Weise, wie eine Menge von Zeitschriften des In- und Auslandes es bereits thun; in diesem Falle hätten wir bloß anzugeben, warum wir den vorhandenen Überfluß noch vermehren wollen. Es handelt sich aber um Kunst und Litteratur mit der nähern Bestimmung, daß Gegenstand und Behandlung von vaterländischem Geiste beseelt sein sollen. Diejenigen nun, denen das Dasein eines solchen Geistes auf jenem Gebiete zweifelhaft oder unklar ist, mögen aus dem Folgenden ersehen, daß wir selbst, in aller Bescheidenheit, darüber ins Klare zu kommen erst versucht haben. Wenn wir „Gegenstand und Behandlung" unterscheiden, so geschieht dies mit Anschluß an den gewöhnlichen Sprachgebrauch; in der echten Kunstübung selbst bedeutet der „Gegenstand" nicht bloß den sogenannten „Stoff", sondern zugleich die eigentümliche Anschauungsweise, den Gesichtspunkt, den der Künstler an der Sache findet und in der ganzen Form seiner Darstellung ausprägt. Der „nackte" Gegenstand nach seiner äußerlichen, geographisch-geschichtlichen Zugehörigkeit macht das wahrhaft Vaterländische so wenig aus, daß es zweifelhaft bleibt, ob wir z. B. Schiller, auch wenn er ein geborner Schweizer wäre, einen im engern Sinn

*) „Die Schweiz" 1861.

„vaterländischen" Dichter nennen würden, weil er den Tell und zwar in der vorliegenden Weise behandelt hat. Schiller ist auch von der Schweiz, zunächst der deutschen, stets und neulich ganz besonders mit Hinweisung auf seinen Tell gefeiert worden. Er hat es verdient; aber es ist dennoch die Frage, ob diese Verehrung nicht dem Dichtergenie galt, das von weltbürgerlichem Standpunkte den Freiheitshelden irgend einer Nation in aller Formvollendung, mit bewunderungswürdiger Wärme und Naturtreue sich anzueignen vermochte, so daß wir mit Leichtigkeit in diesen schönen Körper unsere nationale Seele hineinlegen und nur noch den Dichter erwarten, der uns auch diese Zuthat noch abnimmt. Kein Unbefangener wird in dieser vorübergehenden Bemerkung einen Angriff auf die rein dichterische Größe Schillers sehen; denn wir behaupten ebenso sehr, daß ein geborner Schweizer trotz hoher poetischer Begabung und trotz seiner Behandlung ausschließlich „vaterländischer Stoffe" noch nicht ohne weiteres ein „schweizerischer Nationaldichter" heißen dürfe, so wie umgekehrt, daß diese Bezeichnung einem Eingebornen oder Fremden zukommen könne, der ausländische Gegenstände von wesentlich inländischem Standpunkte aus wiederspiegelt. Es handelt sich also hier zunächst nicht um künstlerische Würdigung bestimmter Personen oder Werke, sondern um die freilich hochwichtige und schwierige Vorfrage, ob es in der Kunst überhaupt ein Schaffen, Genießen und Urteilen gebe, dem nicht, mehr oder weniger bewußt, nationale Elemente beigemischt wären; es fragt sich, in welchem Verhältnis sie der Kunst beigemischt sein dürfen oder müssen, um sie nicht zu schädigen, sondern wohl gar zu heben; besonders aber darum, ob und in welchem Grade sie in die Kunstform selbst ein- und aufgehen oder sie nur als geistige Atmosphäre ausfüllen und umschweben.

Diese Frage hinwieder kann nicht erörtert, geschweige entschieden werden, bevor ausgemacht ist, was unter „national" zu verstehen sei. Die Geschichte selbst arbeitet an der Feststellung dieses Begriffes unaufhörlich und in unsern Tagen ganz besonders; was sie aber bisanhin davon ins Reine gebracht hat, scheint ungefähr Folgendes.

Seinem Ursprung nach bezeichnet das Wort „Nation" eine durch die „Geburt" zusammengehörige Gesellschaft; Gemeinschaft

des Blutes und der Sprache ist damit als wesentlich gesetzt. Aber schon in der Geschichte des Altertums finden wir gewaltige Versuche, diese ursprünglichste Form menschlicher Vereinigung und Gesittung zu überschreiten, eine Mehrheit von Nationen zusammenzufassen und bis auf einen gewissen Grad zu verschmelzen in die Einheit eines „Volkes“, „Staates“, „Weltreiches“, in welcher die angeborne Stammgenossenschaft zurückgedrängt, ersetzt wird durch mehr oder weniger gewaltsame künstliche Bande. Das römische Reich war der letzte und großartigste Versuch dieser Art, der längere Zeit bestand. Die Ursachen seines endlichen Umsturzes waren mancherlei; für unsern Zweck muß nur erinnert werden, daß die auf den Trümmern desselben von den eingedrungenen Germanen errichteten kleinern Reiche im südwestlichen Europa gleich von Anfang an eine Vermischung von Blut und Sprache der siegenden mit der besiegten „Nation“ zur Grundlage nahmen, eine größere ohne Zweifel, als die schon bei der römischen Eroberung und Militärherrschaft stattgefunden hatte. Auf dem Boden jener Reiche wiederholte sich unter mancherlei Wechselfällen der äußern Regierungsgewalt die innere Mischung der Volksbestandteile; am Ende erwuchsen auf solcher Grundlage im Zusammenwirken unwillkürlicher Einflüsse mit absichtlichen „Völker“ mit Einheit in Sprache und Charakter. Man mag sie immerhin auch „Nationen“ heißen und ihr geistiges Eigentum „national“ (das deutsche Wort „volkstümlich“ hat eine andere Bedeutung); denn ihre Einheit ist durch die Geschichte eine nicht minder feste als die von der „Natur“ den ältern „Nationen“ eingepflanzte; ja sie ist ihnen durch die Kultur, deren höchster Zweck allenthalben solche Wiedergeburt ist, selbst zur „zweiten Natur“ geworden; nur sollte man zur Verhütung von Mißverständnis die zwei Arten von „Nationen“ im Sprachgebrauch durch vorausgehende Begriffsbestimmung oder jedesmaligen Zusatz der Attribute „natürlich“ und „geschichtlich“ unterscheiden. Bemerkenswert bleibt immerhin, daß die aus Mischung hervorgegangenen romanischen Staaten nebst England nach unserm heutigen Gefühl und Sprachgebrauch „Nationalität“ viel entschiedener besitzen und darstellen als Deutschland, wäre es auch bloß, weil sie die ihrige lebhafter zur Schau tragen und geltend machen. Deutschland nämlich, d. h. die Hauptmasse der in ihren geschichtlich nachweis-

baren Wohnsitzen verbliebenen, nur in die Slaven im Norden und Osten mit siegender Kultur eingedrungenen Germanen, ist auch auf der ersten Stufe der Nationalität verblieben; die vielen „Völkerschaften“, als welche die Germanen schon in ältester Zeit auftreten, haben zwar immer einige Hauptstämme, nie aber, auch nicht in den glänzendsten Zeiten des deutschen Kaiserreiches, „ein Volk“ gebildet. Es ist gleich unpassend, die Deutschen darüber verspotten oder trösten zu wollen. Was Trauriges oder Schmähliches darin liegt, haben ihre edelsten Geister jederzeit hinlänglich selbst empfunden und ausgesprochen; aber sie haben sich auch aufgerichtet an dem Bewußtsein der eigentümlichen Vorteile, die ihre politische Zersplitterung und Ohnmacht zwar nicht erzeugt, aber ebenso wenig aufzuheben vermag. Mit dem Blut und der Sprache hat sich bei den Deutschen auch die ganze ursprüngliche Gemütsanlage, die bei fortgeschrittener Kultur doppelt kostbare Erinnerung des Volkes an seine eigene Jugendzeit vollständiger, durchsichtiger, lebendiger erhalten, und es fließt ihnen daraus das Vermögen, auch die Eigenart und Entwicklung anderer Völker unbefangener aufzufassen, gründlicher zu durchschauen und treuer wieder darzustellen. Diese letztern Eigenschaften einer überhaupt mehr nach innen gerichteten Sinnesweise kommen nun zwar vornehmlich den „Gebildeten“ zu; aber „deutsche Bildung“ ist ja eben auch das einzige Deutsch-Nationale; von einem die Volksmassen durchdringenden politischen Einheitsbewußtsein oder auch nur -instinkt kann unter den obwaltenden Verhältnissen nicht die Rede sein.*)

Diese vorbereitenden Bemerkungen waren unentbehrlich, wenn die Nationalität der Schweiz, unser eigentlicher Fragepunkt, richtig gefaßt werden soll. Dieselbe wird vom Ausland gewöhnlich sehr äußerlich als ein bloßes Gemisch von Bestandteilen dreier Nationen verstanden. Dieses Wort wird dabei natürlich in seinem ältern Sinn genommen, wobei nur noch zu bemerken, daß französisch, italienisch und romanisch in Blut und Sprache füglich dem Deutschen gegenüber als Eine Nation gerechnet werden dürften, während sie an sich selbst doch schon (wenigstens die beiden erstern) Bruchstücke von Nationen zweiten Grades sind.

*) Man vergegenwärtige sich, daß diese Worte 1861 geschrieben wurden.

Eine „Mischung“ aber hat hier nicht stattgefunden, und das Rätsel unseres dennoch bestehenden politischen Einheitsbewußtseins ist nicht anders zu lösen, als indem der Nationalitätsbegriff abermals, wäre es auch den besondern Verhältnissen der Schweiz allein zuliebe, umgebildet wird. Ja, es gibt eine Nationalität „dritten Grades“; sie vereinigt die Vorzüge der beiden erstern, ist ein Mittleres, aber Neues, Höheres zwischen ihnen, und ihr einziger Nachteil ist, daß sie sich, bis jetzt wenigstens, nur auf beschränktem Raume, unter ausnahmsweisen Verhältnissen hat bilden und behaupten können; denn auf die „große Schwesterrepublik“ der „vereinigten“ Staaten sich zu berufen, ist zur Stunde mißlich und auch sonst nicht ganz richtig, da sie vielmehr eine jüngste, vierte Stufe von Nationalität darzustellen bestimmt scheint. Schon der Zeit nach erscheint die Schweiz in dritter Linie; im vierzehnten Jahrhundert, wo die Grundlage des Bundes gelegt wurde, waren die romanischen Nationalitäten bereits festgestellt, der deutsche Reichsverband bereits gelockert. Bruchstücke des letztern also, welcher daneben fortbestand, waren es, die sich allmählich ablösten und zum Kern einer engern Verbindung krystallinisch zusammenschlossen; Bruchstücke romanischer Staatenbildung waren es abermals, die im Süden und Westen durch schwankende Zustände von Selbständigkeit und Abhängigkeit hindurch zum endlichen Anschluß an die ältere Eidgenossenschaft reiften und ihr endlich förmlich hinzugefügt werden mußten, weil eine Macht, größer als alle Großmächte, die Natur des Landes, es verlangte und auch die Geschichte den burgundischen Teil der Schweiz immer in ebenso naher Verbindung mit Deutschland und der deutschen Schweiz als mit Frankreich erhalten hatte, besonders durch die Reformation. Darum brauchte weder eine Mischung der Sprachen zu einer neuen, noch eine Verdrängung der einen durch die andere einzutreten; die Sprachgrenze ist in friedlichem Verkehr stets eine flüssige geblieben, die unmittelbaren Nachbarn verstehen sich vollkommen, die entferntern werden es im Wachsen der Bildung und freien Niederlassung immer mehr lernen, und wenn man glaubt, um „ein Volk“ zu bilden, müssen alle Einzelnen die gleiche Zunge reden, so ist diese Bedingung auch bei Staaten, welche Anspruch auf jenen Titel machen, bei weitem nicht voll-

ständig erfüllt. Wahr bleibt, daß in dieser Richtung unsere Nationalität noch zu wünschen übrig läßt; aber ihr förmlicher Bestand ist ja auch noch jungen Datums und wird mit den jetzt vorhandenen Mitteln dem Ziel der Ausgleichung immer schneller sich nähern. Diese Erwartung gilt auch von den übrigens der Zahl nach weniger bedeutenden romanischen Bestandteilen unseres Südostens. Der Kanton Tessin freilich liegt jenseits unserer Naturgrenze und ist der Anziehung an das neue Königreich Italien ausgesetzt; dennoch hat er bis jetzt ihr widerstanden und wird sich auch ferner als Glied unseres Bundes ebenso wohl befinden, wenn er nur für seine offiziell anerkannte Sprache nicht die allgemeinere Geltung der französischen verlangt. Die romanischen Bündner sind innerhalb der Naturgrenze mit den Deutschen so eng zusammengeschlossen, daß an ihrer Zugehörigkeit gar kein Zweifel sein kann, um so weniger, da ihre Sprache nicht zugleich die einer auswärtigen Macht ist und bei bereitwilliger Anerkennung, die ihr im engern und weitern Vaterlande zukommt, schon als merkwürdigem Denkmal hohen Altertums, doch meistens sich mit Kenntnis und Gebrauch der anstoßenden Schriftsprachen verbindet. Im ganzen darf behauptet werden, daß die Verschiedenheit der Sprachen für die Fortbildung schweizerischer Nationalität, nachdem diese einmal trotz ihr zu stande gekommen, keine hemmende, eher eine fördernde Macht übt, indem sie durch den Kontrast das Gefühl der Einheit nur bereichert. Daß aber die Vereinigung im ganzen eine friedliche, freiwillige war, nur getragen von der Notwehr für gemeinsame Interessen der Selbsterhaltung gegen gemeinsame Feinde und von derjenigen Notwendigkeit, die allem geschichtlich Gewordenen innewohnt, immerhin von einer andern, als die bei der Gestaltung anderer Staaten durch gewaltsame Unterwerfung und unwürdigen Länderhandel stattfand, — das ist und bleibt die Krone unserer Nationalität.

Was indes bisher für dieselbe angeführt worden ist, war vorherrschend nur negativ, Abwehr von Zweifeln gegen ihren Begriff und ihre Möglichkeit im allgemeinen. Indem wir nunmehr dazu übergehen, ihren eigentlichen positiven Inhalt darzustellen, unterscheiden wir auf der angegebenen Grundlage von Natur und Geschichte eine im engern Sinn politische, eine mora-

lische und eine litterarisch-künstlerische Nationalität, von welchen drei die letztere jedenfalls von den ersteren abhängig und der schließliche Hauptgegenstand unsere Frage ist. Die Betrachtung der politischen schließen wir füglich an das Vorige mit der Bemerkung, daß jene Freiwilligkeit des Anschlusses der einzelnen Glieder an den Bund bedingt und wesentlich unterstützt wurde durch die politische Freiheit, welche im Innern derselben herrschte und ihnen auch beim Eintritt in die Eidgenossenschaft gewährleistet wurde. Diese Freiheit war freilich an Art und Grad verschieden und hat von altgermanischer Volksfreiheit durch aristokratische Formen hindurch bis zur modernen Demokratie eine lange Stufenleiter durchgemacht; aber nie und nirgends ist sie ganz erloschen, und es bleibt wahr: ohne diese innere Freiheit, die allgemein republikanische Staatsform der Kantone, wäre die Selbständigkeit gegen außen weder errungen noch behauptet worden. Wenn die alte Eidgenossenschaft unter dem Andrang der französischen Revolution zusammenbrechen mußte, so war es eben, weil jene Freiheit zum Teil verdorben war, und ohne die Kämpfe um Herstellung und Vollendung derselben seit den Dreißigerjahren wäre nimmermehr der alte ungefüge Staatenbund in den Bundesstaat von 1848 umgewandelt worden, dessen kräftigere Regierung unsere einzige Zuversicht gegen neue Gefahren von außen ist. Dennoch ist das Bewußtsein gleichartig freier Kantonalverfassungen und geschlossener Einheit gegen außen noch lange nicht der volle Gehalt unserer politischen Nationalität. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Überspannung der freien Einigkeit zu gewaltsamer Einförmigkeit, die unvermittelte rückhaltlose Auflösung der Kantonalsouveränität in Zentralität uns nicht heilsam war, und Wiederholung ähnlicher Bestrebungen stößt noch immer beim größten Teile der Bundesglieder auf Widerstand. Also nicht die nackte Einheitsform ist es, die uns zusammenhält, sondern die darin materiell fortbestehende Vielheit, die reiche Mannigfaltigkeit nicht bloß der kantonalen, sondern noch anderer, größerer und kleinerer Verschiedenheiten. Ein lebenskräftiger Organismus — das lehrt uns die Natur — muß bestehen durch ein Gleichgewicht in ihm enthaltener Gegensätze lebendiger Elemente. Und in der That, sind wir nicht voll Gegensätze, und

beruht nicht unser Leben recht eigentlich auf dem friedlichen Nebeneinandersein und Ineinandergreifen derselben? Da haben wir zuerst, außer der schon besprochenen Mehrzahl der Sprachen, besonders den Unterschied zwischen deutscher und französischer Schweiz, den Gegensatz der gebirgigen und flachen Landesteile mit den daran hangenden Verschiedenheiten der Beschäftigung und Sitte der Einwohner, doch so, daß Viehzucht, Ackerbau und Industrie fast nirgends absolut getrennt sind. Wir haben ferner auf geistigem Gebiete politisch die Gegensätze der innern und äußern, alten und neuen, rein demokratischen und repräsentativen, der stabileren und beweglicheren Kantone. Zum Teil dieser Scheidung entsprechend, aber auch gemischte Kantone bildend, zieht sich durch das ganze Gebiet der Gegensatz der Konfessionen. Alle diese Gegensätze kreuzen und winden sich bunt, in mannigfachen Übergangsformen, durcheinander, und so ist fast jeder Kanton, auch die „halben", eine ganze Schweiz, eine Welt im Kleinen, hat seine besondere Geschichte, Reste älterer Bezirke mit ihren Hauptorten und deren Rivalitäten. Innere Verschiedenheiten haben nun zwar auch größere, monarchische Staaten; aber so weit ins Kleine hinunter reichen sie eben darum nicht, und was dort von alten Provinzen, Marken, Gauen mit ihren Erinnerungen fortlebt, wird von oben höchstens geduldet, meistens zurückgedrängt und verwischt durch neuere Maßregeln. Bei uns sind jene kleinern Körperschaften entweder auch in den neuen Verfassungen ausdrücklich berücksichtigt, bestätigt und zu Grunde gelegt, oder sie erhalten sich auch ohne dies frischer, indem das demokratische Leben im allgemeinen solche individuelle Stützpunkte bedarf und sich von selbst an vorhandene anschließt. So werden diese neu belebt hineingezogen ins Treiben der Gegenwart, dem sie Gestalt und Farbe geben, wie lustig rankender Epheu ernstem Gemäuer, und der unschätzbare Gewinn für das Ganze ist, daß das politische Bewußtsein der einzelnen Staatsbürger durch eine Stufenreihe sich erweiternder Kreise von unten auf geweckt, genährt und großgezogen wird zu wahrhaft konkreter Umfassung des allgemeinen. Zwischen dem Gemeinde- und dem Volksbewußtsein gähnt also nicht eine unüberfliegbare Kluft, sondern sie ist ausgefüllt, überbrückt für die Vorstellung und das Streben auch des gemeinen

Mannes. Unser Ganzes ist klein, seine Vielteiligkeit macht die Teile noch kleiner; dafür sind sie um so regsamer und gefügiger, in ihrem gedrungenen Zusammenwirken ein lebendiges Ganzes zu erzeugen. Von den Höhen unserer Berge kann man einen großen Teil des Gesamtvaterlandes auf einmal übersehen, und diese seine geographische Kleinheit gewährt nicht bloß einen großartigen Naturgenuß, sondern ein Bild der in ihrer Art ganz einzigen geschichtlich-politischen Größe der Schweiz; sie gibt dem Gefühl unserer Nationalität eine Schwungkraft, Innigkeit, Allgegenwart der Anschauung, welche ihresgleichen wohl nirgends finden. Im Hinblick auf diese Eigentümlichkeit und die ebenso rätselhafte Verknüpfung der Einigkeit mit der Vielartigkeit „rühmen wir uns", wie der Apostel, „unserer Schwachheit"; „denn wo ich schwach bin, bin ich stark!" Ein noch größerer, aber ebenso lebensvoller Widerspruch im tiefsten Wesen unserer Nationalität eröffnet sich, wenn wir noch für einen Augenblick uns erlauben, Vergangenheit und Gegenwart mit der Zukunft zusammenzufassen. Wenn unser Dasein im Herzen Europas irgend einen providentiellen Beruf hat, wenn unsere Nationalität wesentlich in einem solchen besteht und insofern eine ideale heißen mag, so kann unsere Bestimmung nicht sein, einen „Revolutionsherd" zu bilden, wie man uns etwa vorgeworfen hat, nein, nur ein Asyl für andere, wie unser Land es von jeher, zunächst für uns selbst, gewesen ist, sonst aber durch unser bloßes Dasein und die offene Darstellung unseres Lebens eine unwillkürliche friedliche Propaganda zu machen für die echt christliche, im modernen Kulturleben immer mächtiger sich regende Idee der Völkerverbrüderung auf Grundlage der Gleichberechtigung und Austauschung verschiedenster Individualität. Es ist ein Widerspruch, daß wir solche kosmopolitische Bestimmung darstellen als unsere ausschließliche Nationalität; was nur unter ganz besondern Bedingungen sich verwirklichen konnte, kann in strengem Sinne nicht zugleich als allgemein gültige Norm aufgestellt werden; der Widerspruch muß sich also lösen, wäre es auch mit unserer einstigen Selbstauflösung, aber gewiß nur so allmählich, wie er selbst entstanden ist, und mit erfülltem Beruf darf man ja am Ende ruhig zu Grabe gehen.

Ohne politische Nationalität in irgend einem Grade ist litterarisch-künstlerische nicht möglich, obwohl auch umgekehrt jene durch diese erst recht geschaffen, gehoben und ausgesprochen wird, indem zwischen beiden innigste Wechselwirkung stattfindet, ein Kreislauf wie vom Samen zur Blüte und Frucht. Dennoch gelangen wir nicht unmittelbar von der politischen zur litterarischen: jene muß, um in dieser wiedergeboren und verklärt zu werden, sich erst einsenken in das fruchtbare Erdreich, den allgemein menschlichen Boden der moralischen Persönlichkeit, muß übergehen in Fleisch und Blut, in die Charakterbildung der einzelnen, die der Volksseele erst ihr leibhaftiges Dasein geben und am Ende doch auch für die Kunst Bildner und Bild zugleich sind.

Und nun wäre es in der That seltsam, wenn eine so reich und scharf ausgeprägte politisch-nationale Anlage, wie die schweizerische, sich nicht abdrückte in der ganzen Sinnesweise, Lebensart und Weltanschauung der persönlichen Individuen, in die am Ende alle Formen der Gesellschaft sich ausspitzen. Es müßte also eigentlich hier eine psychologische Schilderung des schweizerischen Lebens in Familie und Geselligkeit, aus denen die Einzelcharaktere hervorwachsen, es müßte ein mittlerer Durchschnitt der Lebensführung und des Bildungsstandes der verschiedenen Volksschichten, endlich wohl gar das Bild eines idealen Normalschweizers gegeben werden. Dies zu leisten ist aber vielmehr Aufgabe der schönen Litteratur und Kunst, welche in eine Reihe von Gemälden auseinanderlegen müssen, was hier, noch mehr als bei der politischen Nationalität, nur in blassen Umrissen angedeutet werden kann; denn auch die moralische ist ebensosehr Geschöpf als Schöpferin der beiden andern und behält für wissenschaftliche Begriffsbestimmung etwas Unaussprechliches.

Die Zeiten, wo wir als ein ebenso harmloses als wildes Hirtenvolk von gleich unverwüstlicher Sitteneinfalt und Tapferkeit galten, sind dahin; die befangensten Touristen haben endlich entdecken müssen, daß die Schweiz nicht ein großes Gletschermeer ist, daß wir zwischen den Bergen auch Ebenen und darin aufblühende Großstädte besitzen und daß unsere neuere Entwicklung aus den Thälern der Urkantone heraus vorzüglich in diese Gebiete gerückt ist, nach unwiderstehlichen volkswirtschaftlichen Gesetzen

und vor allem nach dem echt republikanischen Grundsatz von der Herrschaft der Mehrheit. Auch in den Städten sind allenthalben altbürgerliche Verfassung und Sitte, mit ihren Vorteilen und Nachteilen, vom eindringenden Geiste der Ausgleichung durchbrochen, und wir gehen ohne Zweifel einer wachsenden Strömung desselben entgegen, welche manches von jener Mannigfaltigkeit unserer Zustände auslöschen, den alten Volkscharakter mehr und mehr umgestalten wird. Diesem Schicksal alles Irdischen können wir nicht entfliehen, noch widerstehen; aber wir können und sollen ihm fest entgegengehen, und was wir von altschweizerischer Art noch an uns fühlen und schätzen, behaupten, so lange es unserm übrigen Bewußtsein nicht unversöhnlich widerstreitet. Wir haben uns bei einer solchen Selbstschau noch immer weder vor unsern Vätern, noch vor der Mitwelt zu schämen; manche Perle aus dem Schatz der alten Zeit ist gerettet; einzelne ehrwürdige Erbstücke haben wir im Drang der Zeit auswechseln und in feinere Scheidemünze umprägen müssen; aber auch diese hat noch guten Klang und kann neuen Erwerb einbringen.

Eine fertige Anlage ist ein innerer Widerspruch und findet sich bei Völkern so wenig als bei einzelnen; aber die Außenwelt wirkt vom ersten Augenblick ihres Zusammentreffens mit der menschlichen Natur auf deren Keime ein und im Kampfe werden beide umgebildet, im Menschen und Volk insbesondere einzelnes erweicht, anderes erhärtet. Die kampfrüstige Thatkraft, welche unsere Vorfahren bei ihrer Einwanderung in dieses Land mitbrachten, durfte von ihnen, als sie Herren desselben waren, nicht abgelegt, sie mußte aber gegen die Natur selbst gekehrt werden; denn diese war unfruchtbar und verwahrlost und gab nur um heiße Arbeit den nötigen Unterhalt. Wenn sie nun im Lauf der Jahrhunderte teilweise zu einem Garten umgewandelt worden ist, und wenn da, wo dies nicht möglich war, die Industrie sich festgesetzt und der Handel seine Arme ausgestreckt hat, so war alles dies nur möglich durch Regsamkeit, Rüstigkeit, Zähigkeit zum Arbeiten, Selbstthätigkeit, Unternehmungslust. Diese allgemein germanischen Eigenschaften mußten bei uns um so mehr ausgebildet werden, als die unter hiefür günstigen Naturverhältnissen behauptete oder wiedererkämpfte Volksfreiheit dem Bürger Eigen-

besitz und Selbstgenuß des Erworbenen in höherm Maße als anderswo sicherten. Hinwieder waren die Ergebnisse der Arbeit bei allem Fleiße nie so reich, daß Schwelgerei und Üppigkeit aufkommen konnten; von der alten Einfachheit hat sich eine gewisse Solidität auch unter gesegneten Verhältnissen bis in unsere Zeit erhalten und ist unzertrennlich und nicht zu unserer Schande mit dem Namen der Schweizer im Ausland verbunden. Unsere Städte wurden bei allem Emporkommen nie so groß, daß sie einen allbeherrschenden Einfluß hätten gewinnen können; ihr Verhältnis zum Land wirkte wohlthätig zu gegenseitiger Erfrischung. Eroberungen im Ausland mit ihren Folgen haben wir nicht gehabt, nicht weil wir zu schwach oder weil wir Republikaner waren (Waffenruhm und günstige Gelegenheit legten uns mehrmals die Versuchung nahe genug), sondern weil die innere Bildung und Abrundung der Eidgenossenschaft selbst neben der Verteidigung zugleich eine Art von Eroberung war, welche die besten Kräfte in Anspruch nahm, schlimmere Reize ableitete. Die einzige, nicht makellose, Eroberung der alten Schweiz, die gemeinen Herrschaften, war eine solche innere, wurde es aber in schönerm Sinne durch ihre Befreiung.

Bei der vorwiegenden Richtung der Schweizer auf Privaterwerb war doch durch das politische Leben die Geselligkeit mehr auf die Öffentlichkeit als auf das Haus hingewiesen. Die Achtung des weiblichen Geschlechts in seiner Sphäre ist dadurch eher gestiegen als gesunken, dagegen haben die Umgangsformen, eben in der Kultur des Vereinswesens, etwas männlich Hartes, gegen außen Verschlossenes, Selbstgenügsames angenommen, wobei im Innern für die einmal Eingeweihten viel Gemütlichkeit und Lebhaftigkeit der Mitteilung und bei teilweiser Herbe des Tones um so mehr Aufrichtigkeit stattfinden kann. Wie endlich gegen Fremde, welche sich im Lande niederlassen, kaum mehr Abschließung herrscht als gegen Einheimische, und beidemal nicht aus mißtrauischer Art, sondern aus dem angebornen Trieb nach ungestörter Selbstverwaltung und Erhaltung der angestammten Eigentümlichkeit, so treibt den Schweizer bekanntlich sein Unternehmungsgeist über Länder und Meere; aber es begleitet ihn in alle Ferne eine Anhänglichkeit ans Vaterland, die er durch mancherlei fortgesetzte

Teilnahme, am liebsten aber durch schließliche Rückkehr beweist, obwohl das vielbesungene Schweizerheimweh eine sentimentale Übertreibung ist, wenn man den Grad schmerzlichen Gefühls für höher hält als bei andern Nationen. Werkthätiger Gemeingeist, Versöhnlichkeit, Bundestreue sind unter uns, trotz periodischer Stürme, nie erloschen und bedürfen nur großartiger Anlässe, um sich immer neu zu bewähren.

Gibt es nun, auf Grund der politischen und moralischen Schweizernationalität und in unauflöslichem Zusammenhang mit ihr, eine litterarisch-künstlerische? Indem wir nach langen Vorbereitungen endlich dazu kommen, diese Hauptfrage aufzustellen, fürchten wir, auch in der bescheidenen Gestalt, die wir unserm Gedanken bewahren, werde er von manchen verworfen werden, indem sie die Frage entweder für längst gelöst oder für überhaupt unlösbar und darum auch nicht aufstellbar halten. „Längst gelöst“ könnte nur in dem Sinne gemeint sein, daß die allfälligen Ansprüche der Schweizer auf nationale Eigenheit in Litteratur und Kunst längst abgewiesen seien; sie sind aber allerdings nicht nur nie anerkannt, sondern nie förmlich erhoben worden. Es kann sich hier nur um unser Verhältnis zu Deutschland handeln, denn daß wir gegen Frankreich Front machen, folgt zwar nicht schon aus dem Überwiegen der deutschen Sprache, aber aus dem der deutschen Bildung und Sitte, auch in der welschen Schweiz. Um so mehr wird man uns tadeln, daß wir auf der Seite der deutschen Gemeinschaft, die wir bekennen, doch wieder die Spaltung vermehren wollen. Man wird sich darauf berufen, daß schweizerische Litteratur und Kunst, wo sie wirkliche Leistungen aufzuweisen hatte, von der deutschen Geschichtsschreibung stets nach Verdienen gewürdigt, daß sie aber dabei stets als ein Teil des großdeutschen Litteratur- und Kunstgebietes betrachtet worden und niemand, auch kein Schweizer, auf den Einfall geraten sei, sie von jenem Verbande loszureißen. Eine „Losreißung“ begehren wir aber auch jetzt nicht auch nur als möglich hinzustellen; es müßte dabei die Zerreißbarkeit allzu ehrwürdiger Bande angenommen, es müßten Verpflichtungen aufrichtiger Dankbarkeit geleugnet und an ihre Stelle Versprechungen gesetzt werden, zu deren Erfüllung unsere Kräfte sich als schlechterdings unzureichend

erweisen dürften. Nein, die Frage kann nur den Sinn haben, ob nicht innerhalb der deutschen Kulturgemeinschaft die Schweiz in Litteratur und Kunst eine gewisse Selbständigkeit beanspruchen müsse, eine nur relative, aber eine größere, als etwa der schwäbische oder sächsische Stamm oder jeder andere größere Bruchteil des deutschen Bundes, trotz politischer Zerstückelung, in seiner Volkseigentümlichkeit bewahrt und auch in Kunstleistungen seiner Angehörigen durchblicken läßt, eine Selbständigkeit etwa so groß wie die von Holland, nur hoffentlich von reichern Früchten begleitet, weil gestützt auf reichere Naturbegabung und auf gemeinsam mit größern Ganzen fortgebildete Schriftsprachen. Eben unsern Gebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache als Grund gegen eine auch nur teilweise Trennung unserer Litteratur von der gemein-deutschen geltend zu machen, geht nicht an, teils weil damit überhaupt die Bedeutung der Sprache für Nationalität überschätzt wird (s. oben), teils weil faktisch die französische Schriftsprache (übrigens mit anerkannt provinzialer und germanischer Färbung) bei uns der deutschen ebenbürtig ist, welche ihrerseits in ihren besten Kundgebungen den reichen Boden der Mundart nicht verleugnet. Mit Dänemark wollen wir uns nicht vergleichen; denn die beiden Nationalitäten, zwischen denen es auch in Sprache und Kunst schwankt, die nordische und die südliche, sind doch beide rein germanisch und das Nationalitäts*machen*, wie es von ihm zwangsweise betrieben wird, nur um so gehässiger. Das einzige einigermaßen richtige Beispiel der Schweiz ist Belgien, das aus wallonischem und flämischem Blute, bei ebenfalls doppelter Schriftsprache, doch eine unstreitig kräftige Nationalität entfaltet hat, deren Grundlagen vielleicht nicht so jung sind als die rechtliche Anerkennung des Staates. (Das Flämische ist freilich vom Hochdeutschen verschieden und wird als Schriftsprache erst durch neuere Bestrebungen aus seiner glänzenden Vergangenheit hervorgezogen.) Doch wozu die Vergleichungen, von denen der Natur der Sache nach, noch mehr als in andern Dingen, keine ganz passen kann: Thatsache ist unsere gänzliche politische Freiheit und Verschiedenheit von Deutschland, Thatsache ist auch, daß Deutsche wie Franzosen in uns bei näherer noch mehr als bei oberflächlicher Bekanntschaft ein zwar befreundetes, aber an Charakter und

Lebensweise wesentlich verschiedenes Volk finden. Diese unbestreitbare Eigenheit muß in der Litteratur und Kunst sich irgendwie kundgeben; man müßte sonst alles, was wir auf diesem Gebiet geleistet haben, als durchaus nichtig, seelenlos, bloß angelernt und nachgeäfft zum voraus verurteilen. Umgekehrt aber ist ja gar nicht gesagt und gemeint, unsere nationale Eigentümlichkeit sei eine so hohe, daß sie neue Kunstformen, eine ästhetische Epoche erzeugt habe oder erzeugen werde. Das meinen wir im Grunde auch nicht, wenn wir von französischer, italienischer, englischer und andern modernen Nationallitteraturen reden. Es kann wohl vorkommen, daß diese oder jene Kunstform, Stilart bei einem Volke zuerst aufgetreten und vorzugsweise ausgebildet worden ist; sie wird dann immerhin nach irgend einer Seite für das betreffende Volk charakteristisch sein, doch auch zu den andern ihren Weg und bei ihnen Anbau gefunden haben; der geistige Atem aber, der aus ihr spricht, der Duft, der sie umhüllt, kann und wird bei verschiedenen Völkern immer noch sehr verschieden sein. Wenn also Nationalität in ästhetischen Dingen weder auf einzelnen Stoffen (wovon gleich zu Anfang die Rede war), noch auf einzelnen Kunstformen beruht, so kann sie nur liegen in dem Verhältnis von Stoff und Form selbst, ob eines das andere deckt oder überragt, in welchen Maßverhältnissen Witz und Humor, Anmut und Würde, Komik und Tragik und andere Elemente des künstlerischen Geistes mit den Formen und Stoffen ihr Spiel treiben; oder aber, das Nationale kann zwar ein dem Ästhetischen untrennbar anhangendes, aber es in seinem Bestand nicht modifizierendes Element sein, ein deutlicher Beigeschmack von pikanter, aber nur praktisch bedeutsamer Art, etwas Pathologisches (wir finden kein leichter verständliches deutsches Wort dafür), was darum noch nicht „ungesund" heißen soll. Ein solches subjektives Pathos, ein in die Kunstform nicht ganz aufgehender Rest von Natürlichkeit im bessern und schlimmern Sinne, mag sich gegenüber dem reinern Kultus des Genius, wie ihn die neudeutschen Klassiker darstellen, als Eigentümlichkeit wenigstens unserer bisherigen Litteratur herausspüren lassen und sollte zu reinerer Gestalt erhoben werden können, ohne die Nationalität preiszugeben. Wie nun aber diese selbst, zunächst die politische, als

geschichtlich gewordene, nur auf geschichtlichem Wege nachgewiesen werden kann, so gilt dies in noch höherm Grade von der litterarischen, deren Weben und Wachsen im Reich des Geistigen nur aus einer successiven Anhäufung der feinsten Züge sich zu einem merklichen Totaleffekt sammelt. Wenn ein solcher vielleicht erst in der neuern Zeit sich ergibt, teils weil überhaupt die künstlerische Betrachtung und Behandlung immer als das Spätere ein tüchtiges Stück fertiger Realität voraussetzt, teils weil erst durch die drei neuern Revolutionen die demokratische Grundlage unseres Gemeinwesens vollendet worden ist, so müssen doch die ersten Spuren und Ansätze entsprechender Litteraturrichtung bis in die Zeit zurückversetzt werden, wo mit der allmählichen Ablösung der spätern Schweiz von Deutschland, Burgund, Savoyen die erste Möglichkeit und Veranlassung zu eigentümlicher Litteratur gegeben war. Zu einer Geschichte der schweizerischen Litteratur nach diesem Maßstabe fehlt es nun weder an Stoff noch an Vorarbeiten; aber geschrieben ist sie leider noch nicht; wenn also dennoch auch unsere litterarische Nationalität hier noch mit einigen Strichen gezeichnet werden soll, so kann dabei nur ein rascher Überblick und ungefährer Anschlag des Gesamtresultates der Geschichte zu Grunde gelegt werden.

Es wird der deutschen Litteratur zum Ruhme gerechnet, daß sie sich in ihrer letzten Epoche zur „Weltlitteratur" erweitert habe. So weit dies Grund hat, fließt es aus der oben der deutschen Nationalität zugeschriebenen Weitsinnigkeit und hängt mit einem ihr innewohnenden Widerspruch ähnlicher Art zusammen wie der, in den wir die schweizerische auslaufen ließen. Nach der Erklärung namhafter Vertreter der deutschen Nationalität besteht nämlich diese darin, selbst gar keine bestimmte, sondern eben nur jene Offenheit für alle andern zu sein. Das klingt wie verzweifelte Ironie und ist auch oft nur im Unmut über die politischen Verhältnisse Deutschlands geäußert worden; im Grunde aber ist der Widerspruch nicht so hart und leer, wie er scheint; er enthält nur ungefähr dasselbe für das theoretische Verhalten der Nation, was von der Schweiz im praktischen Sinne gilt. Dieselbe Vielseitigkeit, welche in Deutschland durch die Ungunst des Terrains auf Wissenschaft und Poesie angewiesen wurde, hat sich

auf dem Boden der Schweiz (und Nordamerikas) staatenbildend bewährt. Beidemal ist sie durch die Einseitigkeit ihrer Betreibung zugleich eine positive Eigentümlichkeit geworden; aber so wenig die bisherige politische Ohnmacht Deutschlands eine künftige Erhebung ausschließt, so wenig ist die Schweiz für Wissenschaft und Kunst unfähig, und wie sich schon bisher die deutsche Nation durch ihre Kulturverbreitung und Lehrthätigkeit auch praktisch geäußert hat, so hat die Schweiz auch der Beschaulichkeit gepflegt. Nur beschränkte sich diese auf den engern Kreis des Vaterlandes und verband sich möglichst mit praktischen Zwecken; jene Vielfarbigkeit einer Weltlitteratur, die leicht genug in die Farblosigkeit der Abstraktion sich umsetzt, ist uns fremd geblieben und muß auch ferngehalten werden, wenn von einer Eigentümlichkeit unserer Litteratur gegenüber der deutschen die Rede sein soll. Behalten wir also von den Deutschen die Gründlichkeit des Denkens, die Tüchtigkeit der Gesinnung, den sittlichen Ernst; von den Franzosen aber den durchgängigen engern Anschluß der künstlerischen Produktion an das öffentliche Leben. Die Deutschen haben sich von dem ihrigen abgewandt, weil es ein unfruchtbares, trauriges war, das bloß zur Satire und Klage begeistern konnte; das unsrige ist reich und frisch genug, um positiv anzuregen und zu nähren. Das hat nun in ästhetischer Beziehung seine eigentümlichen Vorteile und Nachteile. Zu den erstern rechnen wir ein Quantum gesunder Nüchternheit des Geistes, der, immerfort der Wirklichkeit zugewandt, vor romantischen Träumereien und Überschwenglichkeiten bewahrt bleibt; eine Richtung auf Naturwahrheit der Darstellung, Unmittelbarkeit der Inspiration, eine spürbare Wärme, womit des Verfassers ganze Persönlichkeit an der Sache teilnimmt, — alles dies Züge, welche schon im vorigen Jahrhundert von den Schweizern theoretisch und praktisch geltend gemacht wurden. Sie grenzen aber haarscharf an eine Reihe innig verwandter Nachteile. Die Richtung der Litteratur auf das engere Vaterland führt nur allzu leicht mit sich ein moralisierendes, rhetorisches, tendenziöses Hangen an der baren Wirklichkeit bei kräftigen, herbern Naturen, bei weichern, von nicht minder edlem Eifer getriebenen ein idyllisch-sentimentales Hangen an anschauungslosen Phrasen von alter Heldenzeit, welche für unsere

Generation neu belebt werden muß, wenn sie fortleben soll. Auf beiden Seiten gesellt sich zu jener Nüchternheit gern eine gewisse mittlere Schwebe des Standpunktes, gleich weit entfernt von wahrem Aufschwung ins Ideale wie von Vertiefung in die Realität, eine gewisse Enge und Gebundenheit des Verstandes bei aller Weite des Willens. Endlich verbindet sich mit allen hier genannten Elementen nicht selten eine Vernachlässigung des Technischen in der Dichtungsform, indem man mit der patriotisch-wohlmeinenden Intention die Hauptsache schon erreicht zu haben, durch die Wucht des Stoffes und Gefühls die Mängel der Darstellung zu decken vermeint. Es fehlte von jeher vielen unserer Dichter an der strengern Schule, wie sie nicht durch Regeln, aber durch lebendige Aneignung von Mustern erworben wird. Ein nicht geläuterter, unreifer oder verwilderter Geschmack äußert sich in Anwendung von Formen und Mitteln der Kunst, die zu einander oder zum Gegenstand nicht passen und nur schlecht den tiefern Riß verbergen, das Unvermögen des Dichters, innerlich mit sich selbst ins Reine zu kommen. Warum neben tüchtigen Leistungen in Epik und Lyrik das Drama bei uns noch weniger gedeihen wollte als in Deutschland, verlangt nähere Untersuchung; an volkstümlichen Anlässen und Anfängen zu öffentlicher Darstellung fehlte es nicht, eher an der Anlage und Achtung für den Schauspielerberuf; die vaterländische Geschichte eignet sich mehr zu epischer Behandlung; auch dem bürgerlichen Leben mangeln zu dramatischen Motiven schroffere Unterschiede der Stände. Warum wir endlich bis auf die neueste Zeit keinen so zu nennenden Litteratenstand hatten, führt uns nochmals auf den Grundzug unserer Litteratur überhaupt zurück und war von Vorteilen und Nachteilen begleitet, die bereits angeführt sind; die Zeit muß lehren, ob wir jene ohne diese festzuhalten vermögen.

Neben der Geschichte der Litteratur dürfen zur vollständigen Erkenntnis unseres nationalen Geistes die bildende Kunst und die Musik, es dürfen auch die Bestrebungen der vaterländisch-wissenschaftlichen Vereine und der periodischen Presse nicht außer Acht gelassen werden. Von einer nationalen Malerei kann zwar, abgesehen von den Gegenständen der Landschaft, Historie und des Genres, kaum die Rede sein, und viele unserer Künstler, darunter

die seltenern Bildhauer nicht zu vergessen, haben im Ausland und für dasselbe gelebt; aber als Kinder unseres Landes, angeregt durch heimische Einflüsse, gehören sie doch mit zur Bezeugung von Maß und Richtung unserer künstlerischen Begabung im allgemeinen. Die Vokalmusik, nationalen Ausdrucks in höherm Grade fähig, hat zwar bei uns keinen Meister ersten Ranges gefunden; aber das Volkslied ist nie verstummt, und der vierstimmige Männer- und gemischte Chor ist eines der wichtigsten Mittel zur Veredlung des Volkslebens geworden. Endlich wäre eine so dankbare als dankenswerte Hilfsarbeit für die Darstellung der schweizerischen Nationalität eine Schilderung der Volkscharaktere von Gauen, Kantonen und Städten nach ihren Besonderheiten in Sprache, Sitte, Begabung für gewisse Gewerbe und Künste und eine Geschichte der Volksfeste, lokaler, kantonaler und nationaler, mit oder ohne geschichtlichen Anlaß, soweit sie zur Belebung des politischen Geistes beitragen. Nur aus solcher speziellen Statistik kann ein richtiges Totalbild und Selbstbewußtsein des Volkes erblühen; zu diesem Zweck muß aber vor allem die ausübende nationale Kunst selbst mit der wissenschaftlichen Forschung sich verbünden.

# Altschweizerische Gemeindefeste.

Die ältern Eidgenossen haben schwerlich weniger Feste gefeiert als die heutigen, denen man die Zahl der ihrigen so oft als Zeichen übermäßiger Genußsucht zum Vorwurf macht. Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt besteht wohl mehr in der Art und Gestalt als in der Häufigkeit der Feste, besonders zunächst darin, daß die ältere Zeit weniger Feste von allgemein eidgenössischem Charakter feierte; einzig die Schützenfeste waren einigermaßen von dieser Art und haben darum diesen Charakter und einen gewissen Vorzug bis auf heute bewahrt, während den heutigen eidgenössischen Turn- und Sängerfesten die ältere Zeit nichts an die Seite zu stellen hat; die dem Turnen nur teilweise entsprechenden alteinheimischen Wettkämpfe wurden gelegentlich mit den Schützenfesten verbunden. Die alte Eidgenossenschaft war freilich auch kleiner als die heutige, und damit, sowie mit

---

Anmerkung. Die folgende Arbeit ist die etwas gekürzte, sonst wenig veränderte Fassung zweier Vorträge, die in der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich in den Wintern 1892 und 1893 gehalten wurden. Sie trägt daher keinen exklusiv gelehrten Charakter; sie beruht auf Quellen von verschiedener Art, zum Teil nur auf mittelbaren, wie es der Natur des Gegenstandes entspricht; Ergebnisse von Urkundenforschung wird hier niemand erwarten. So weit die Quellen zugänglich sind und in Kürze angegeben werden können, sind sie an den betreffenden Stellen genannt; so weit sie, größern Teils, in den Sammlungen des Schweizerischen Idiotikons schriftlich enthalten sind, wird man sie im Fortgang der Herausgabe jenes Werkes dort angegeben finden, zum Teil der Reihe nach unter Wörtern wie Fest, Mahl, Tag, bezw. deren Zusammensetzungen, zum Teil vereinzelt. Hier handelte es sich darum, das, was dort immerhin nur zerstreut und kürzer gefaßt zur Darstellung kommen kann, mit ausführlicherer Schilderung einzelner Feste zu einem Gesamtbilde schweizerischen Volkslebens älterer Zeit zu vereinigen.

der allerdings dagewesenen größern Einfachheit der Sitten überhaupt und mit der geringern Leichtigkeit der Verkehrswege wird die größere Einfachheit der alten Feste zusammenhängen, die auch noch nicht mit periodischer Regelmäßigkeit stattfanden. Anderseits müßte man zu gunsten der Neuzeit zugeben, daß die eigentlichen Leistungen, gerade in den Künsten des Schießens und der gymnastischen Übungen, gestiegen sind, indem höhere, mannigfaltigere und bestimmtere Anforderungen gestellt und strengere Maßstäbe der Beurteilung angewandt werden; ein großer Fortschritt sind auch die an den Schützen- und Turnfesten neben den Leistungen einzelner eingeführten gemeinsamen Übungen oder Wettkämpfe ganzer Sektionen, beides in Zusammenhang mit der fortschreitenden Verbesserung des Wehrwesens.

Der gleich im Anfang angedeutete Hauptunterschied zwischen den ältern und den neuern Festen besteht darin, daß jene, abgesehen von den Schützenfesten, einen mehr lokalen Charakter trugen, womit eine der Einschränkung der Teilnahme entsprechende größere Innigkeit und Traulichkeit, eine wärmere Gesamtstimmung sich verband, besonders da an solchen Festen auch Frauen und Kinder teilnehmen konnten, was bei größern Festen weniger möglich ist.

Alle gesunde republikanische Gestaltung und Entwicklung beruht auf der freien Ortsgemeinde, welche ihrerseits die nächste Erweiterung des Familienkreises, der natürlichen Grundlage alles Menschendaseins, ist und bleiben muß. Zwischenstufen zwischen Gemeinde und Eidgenossenschaft waren und sind heute noch Bezirke und Kantone; aber diese sind zum Teil künstliche politische Schöpfungen späterer Zeit und dem Volksgefühl fremder geblieben; ein natürlicheres Mittelglied wären die alten Gaue, Landesgegenden und Thalschaften, soweit sie im Bewußtsein der Angehörigen noch haften, weil sie auf angestammten geographischen und ethnographischen Unterschieden beruhen. Was wir heute von Bezirks- und Kantonalfesten einzelner Vereine haben, ist darum auch nur künstliche Organisation und ein in der That entbehrliches Übermaß; alles kräftige und gesunde, auch gemütlich warme Volksleben, soweit es sich in den Festen darstellt, pulsiert in Gemeinde- und Nationalfesten. Da nun die Nationalfeste der Neuzeit hinlänglich bekannt sind, weniger die meistens aus älterer

Zeit stammenden Gemeindefeste, so soll eine geschichtliche Darstellung der letztern, soweit sie überhaupt möglich ist, und zunächst mit Beschränkung auf diejenigen, welche durch ihren Zusammenhang mit dem bürgerlichen und politischen Leben einer Republik am meisten Eigentümlichkeiten der Schweiz gegenüber andern Staaten offenbaren, Gegenstand der Behandlung sein.

Eine genaue, durchgehende und zutreffende Einteilung der Volksfeste überhaupt ist nicht möglich, aber auch nicht nötig; es gehört zum Wesen derselben, daß die verschiedenen einzelnen Merkmale, nach denen man sie sonst einteilen könnte, sich vielfach kreuzen und verflechten. So läßt sich z. B. der Gegensatz zwischen kirchlichen und weltlichen Festen innerhalb der katholischen Bevölkerung nicht festhalten; die Feste der Kirche haben sich zum Teil an Naturfeste des Heidentums angelehnt oder mit solchen vermischt. Nicht minder merkwürdige Übergänge finden sich zwischen dem sonst so tiefgreifenden Gegensatz von Natur und Geschichte; Jahreszeitfeste treffen nicht nur mit Kirchenfesten, sondern auch mit Gedenktagen historischer Ereignisse, z. B. der sogen. Mordnächte *), und mit periodischen Vorgängen des bürgerlichen Lebens zusammen.

Am deutlichsten unterscheiden sich zunächst von allen andern Festen diejenigen, welche rein der Erinnerung an bestimmte geschichtliche Ereignisse gelten. Unter ihnen stellen wir die voran, welche regelmäßig alljährlich am Gedenktage und am Orte des Ereignisses gefeiert werden. Am bekanntesten sind die Feiern der Schlachten bei Sempach, Näfels, am Stoß, bei St. Jakob an der Birs und bei Dornach, also von Ereignissen, welche als Höhepunkte der vaterländischen Geschichte des XIV. und XV. Jahrhunderts gelten können. Für die Bestimmung des Alters dieser Feste fehlen uns vollständige und zuverlässige Angaben. Doch wissen wir, daß die Gedächtnisfeier („Jahrzeit") der Schlacht bei Sempach noch im selben Jahr eingeführt wurde, die der Schlacht bei Näfels am 1. April 1389. Weniger sicher ist das Alter der Feier der Schlacht am Stoß; doch scheint es nach der Darstellung im Archiv f. Schweizer-G. XIX 22 bis ins XV. Jahr-

*) s. den Aufsatz über die Schweiz. Mordnächte.

hundert hinaufzureichen. Die Feier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs soll erst vor 50 Jahren aufgekommen sein; sie trägt ja auch einen andern, mehr politischen als religiösen Charakter und ist mehr Sache einzelner Vereine als des Volkes, wie die Feier der Schlacht bei Laupen nur von der Sektion Bern des Zofingervereins veranstaltet wird. Betreffend die Schlacht bei Dornach verordnete die Regierung von Solothurn im Jahr 1506 eine jährliche Gedächtnisfeier der dort Gefallenen in der St. Ursuskirche. Auch in Dornach wurde wenige Jahre nach der Schlacht eine solche Feier eingeführt, die noch alljährlich gehalten wird, während die in Solothurn abgekommen ist.

Für eine Reihe von bürgerlichen Festen, welche mit Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse in einen nur unsichern Zusammenhang gebracht worden sind, verweise ich auf die oben zitierte Abhandlung. Wenig bekannt und dort nicht angeführt ist die sogen. „Mannen-Mittwoche“ (Mittwoch vor Weihnacht) in Wallis, zur Erinnerung an die Schlacht bei Visp 1388 (s. Walliser Sagen von M. Tscheinen, S. 115 ff.). In vorhistorisch sagenhafte Zeit hinauf führt die im Anzeiger f. schweiz. Altert. 1890, S. 362 und 1891, S. 569 besprochene, bis in das vorige Jahrhundert gehaltene «Fête des Sauvages» im Eringer Tal desselben Kantons, ein Jugend- und Volksfest, angeblich zum Andenken eines Sieges, den die Vorfahren der Walliser über wilde Urbewohner des Landes erfochten. Von angeblichem Ursprung eines an mehrern Orten des Kantons Bern unter dem Namen „Hühnersuppe“ üblich gewesenen Festbrauches aus der Zeit des Gugler-Krieges wird später die Rede sein; ebenso von einer Festerinnerung an die Schlacht bei Dornach. Auch einige Feste von nur lokaler Bedeutung werden oder wurden alljährlich gefeiert; so in Wyl (St. Gallen) am Donnerstag der Pfingstwoche das Gedächtnis der glücklich überstandenen Belagerung im alten Zürichkriege 1445 (s. Sonntagsblatt des „Bund“ 1892, Nr. 39). In der zürcherischen Gemeinde Wülflingen wurde bis auf neuere Zeit am ersten Maisonntag von der „Knabenschaft“ der sog. Freiheitsbaum aufgerichtet, angeblich zur Erinnerung an den Loskauf der Gemeinde von der dortigen „Herrschaft“, der aber vielmehr ein Ankauf war.

Zu den in noch größern Zeiträumen, hundert Jahren oder mehrern Jahrhunderten, als Jubiläen und bisher nur ein Mal gefeierten Festen gehören die, welche dem Andenken des Eintrittes einzelner Kantone in den Bund oder eines denkwürdigen Ereignisses in der Geschichte einer einzelnen Ortschaft gelten, auch die mit der Einweihung von Denkmälern verbundenen. Diese Feste sollen hier chronologisch nach den letzten 40 Jahren, in denen sie stattgefunden haben, aufgezählt werden, und zwar zuerst die, welche sich auf Ereignisse von allgemein eidgenössischer Bedeutung beziehen, dann einige von bloß lokaler. Nähere Angaben über die Art der Festfeiern werden unterlassen, weil sie leicht aus den Zeitungen des betreffenden Jahres und aus besondern Festschriften, die damals erschienen, geschöpft werden können.

Es sind dies nun freilich nicht „altschweizerische" Feste, sondern neuzeitliche zur Erinnerung an ältere Ereignisse; aber sie sollen auch bloß zum Schluß der einleitenden Betrachtungen dienen und dürfen in der Gesamtübersicht nicht fehlen.

## I. Feste zur Erinnerung an Ereignisse von allgemein eidgenössischer Bedeutung.

1851 Eintritt von Zürich in den Bund, gefeiert mit historischem Umzug in der Hauptstadt und mit einem Jugendfest im ganzen Kanton.

1853 Eintritt von Bern in den Bund (hist. Umzug).

1864 Eintritt von Genf vor 50 Jahren (der aber auch alljährlich am 31. Dezember gefeiert wird). In die sechziger Jahre fiel auch die Einweihung des Winkelried-Denkmals in Stans und des Denkmals in Neuenegg.

1876 Schlacht bei Murten (großartiger historischer Umzug mit Teilnahme aus allen damaligen Kantonen).

1881 Tagsatzung in Stans mit Auftreten des Niklaus von Flüe und Eintritt von Freiburg und Solothurn in den Bund.

1886 Einweihung des Denkmals bei Sempach (mit Festspiel).

1891 Bund der Urkantone (gefeiert in Schwyz und auf dem Rütli, mit Festspiel).

Gründung der Stadt Bern (großartiger Umzug mit Festspiel).

## II. Feste von lokaler Bedeutung.

1864 (22. Juli) feierte Winterthur mit historischem Umzug das Andenken an die Verleihung seines Stadtrechtes durch Rudolf von Habsburg.

Schaffhausen feierte das Andenken an die Gründung des Unot (1564).

1884 (29. Sept.) feierte Stein am Rhein seinen Eintritt in die Eidgenossenschaft vor 400 Jahren (mit Umzug).

1889 (3. Juni) feierte Schleitheim (Kt. Schaffhausen) die Abschaffung eines Restes fremder Jurisdiktion.

1890 (5. Okt.) beging Gersau das Andenken seiner vor 500 Jahren erkauften Freiheit (mit einem Volksschauspiel); im selben Herbst Rapperswil (St. Gallen) das Gedächtnis der siegreich bestandenen Belagerung im Jahr 1388.

1892 Vereinigung von Groß- und Klein-Basel (mit Festspiel).

Die seit den dreißiger Jahren üblich gewordene Aufführung von Volksschauspielen aus der Schweizergeschichte an der Fastnacht gehört nicht hieher, bildet aber mit den vorhin aufgezählten eigentlichen Festspielen einen wichtigen Beitrag zu der Neugestaltung eines schweizerischen Volkstheaters nach Art des XVI. Jahrhunderts.

Wir treten nun unserm Hauptgegenstande näher, den städtischen oder ländlichen Gemeindefesten, die meistens alljährlich, wenn auch nicht immer mit gleichem Schwung und Aufwand, gefeiert werden oder wurden, nicht mit Beziehung auf ein geschichtliches Ereignis, sondern im Zusammenhange mit regelmäßigen Erscheinungen des natürlichen und bürgerlichen Lebens.

Als ein Beispiel der Geschichte eines einzelnen Festes dieser Art mag die Kirchweih dienen. Was das Wort ursprünglich bedeutet, sagt die Zusammensetzung deutlich genug; ebenso bekannt ist aber auch, was Kilbi im Laufe der Zeit geworden ist. Zwischen den beiden Wortformen und Bedeutungen liegt ein großes Stück Kulturgeschichte, und der Abstand ist noch größer als zwischen „Messe“ als Benennung des katholischen Kultusaktes und „Messe“ im Sinne von Jahrmarkt. Die Kirchweih der Stadt Zürich war ursprünglich das Fest der bekannten drei Heiligen, deren Andenken die Hauptkirche geweiht wurde.

Daß diese Bedeutung der Feier sich fast gänzlich verloren hat, ist aber nicht erst Folge der Reformation; denn schon bei den konfessionell noch ungetrennten, aber zu geselligen Freuden stets geneigten Eidgenossen des XV. Jahrhunderts waren die Kilben(=en) sehr weltliche Feste geworden, zugleich aber erwünschte Anlässe, eidgenössische Freundschaft zu bezeugen und zu pflegen. Bekannt sind die Einladungen der Angehörigen anderer Kantone oder eines Teiles desselben Kantons zu gemeinschaftlicher Feier einer Kilbe oder Fastnacht. Einem Besuche der Zürcher in Uri im Jahre 1487 folgte eine Reihe von andern seit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. Im Jahr 1509 lud das luzernische Amt Rotenburg die benachbarten zu einer Kilbe, die keine weitere Veranlassung hatte. 1100 Männer mit ihren Frauen und Kindern saßen bei reich besetzten Tischen, und die Kosten beliefen sich auf 300 Münzgulden. Der Aufwand mit Essen und Trinken war übrigens nicht immer so groß; Konrad Cysat hörte im Jahr 1596 von einem 107 Jahre alten Bauer, zu seiner Zeit habe man an der Kilbe noch keinen Wein, sondern Milch und „Sufi" (Molken) getrunken.

Im Jahr 1517 luden die 4 Waldstätte die Basler zu einer Kilbe nach Altorf. 60 Basler zogen hin und blieben acht Tage. Zum Abschied verehrte man ihnen vier ausgesuchte Ochsen und jedem Stadtknecht und Söldner ein Kleid. Die Ochsen wurden auf die Zünfte verteilt; der Rat gab Wildbret und Wein zu einer gemeinsamen Mahlzeit, bei der auch die Armen gespeist wurden. Anno 1524 kamen 100 Schwyzer an die Kilbe nach Glarus, während im selben Jahr 200 Glarner am St. Jakobstag die Urner Kilbe besuchten. Im Jahr 1540 zogen die Zünfte der Stadt Basel nach Liestal, viele zu Pferd in bunten Gewändern und mit Fahnen, auch Geistliche dabei. Sie wurden in Liestal von einem wohlgerüsteten Gegenzug empfangen, zusammen 1300 Mann, auch aus den benachbarten Ämtern. Für den folgenden Tag luden die Städter die von der Landschaft zu sich und erwiderten die Bewirtung. Die Gäste wurden auf die Zünfte verteilt. Nach Tische wurden Kampfspiele veranstaltet, wozu die Herren Preise stifteten. Auf dem Heimwege begleitete man die Gäste bis nach St. Jakob.

Die Reformation eiferte allerdings aus religiösen und sittlichen Gründen gegen die Kilben; aber die Anhänglichkeit an die alte Sitte konnte einen einzelnen Ort sogar zum Entscheide für Beibehaltung des alten Glaubens bestimmen. In dem Dorf Wiesen am Hauenstein handelte es sich damals um die Frage, ob man ferner zur katholischen Kirche in Trimbach gehören oder dem bereits reformierten Läufelfingen einverleibt werden wollte. Nachdem der Prädikant des letztern Ortes mit seiner Beredsamkeit bereits Anklang gefunden hatte, stellte der katholisch gesinnte Ammann der Gemeinde vor, es handle sich einfach darum, ob man noch ferner Kilbe haben wolle oder nicht; wer die Kilbe wolle, möge ihm nach Trimbach folgen, und zwar solle es dort eine zweitägige geben! Ein Geiger und ein Pfeifer standen bereit, und als er sich unter ihrer Musik in Bewegung setzte, folgte ihm die ganze Gemeinde nach.

Auf die Kilbe des Jahres 1526 lud die Regierung von Zürich Vertreter des gesamten Landvolkes ein und bewirtete sie (Egli, Reform.-Akten Nr. 1038). Leute vom See kamen in großen Schiffen samt ihren Pfarrern und Untervögten auch sonst an der Kirchweih in die Stadt. Sie wurden von zwei Ratsherren bewillkommt, fuhren dreimal um den Wellenberg, landeten beim Fraumünster, zogen durch die Stadt und wurden gastiert. Als jedoch im Jahr 1566 bei einem solchen Zug ein Teil der obern Brücke unter der Volksmasse einbrach, wurde den Seeleuten der Kilbe-Besuch verboten, 1628 alles Kilbe-Leben überhaupt, auch der Besuch auswärtiger Kilben; an die Stelle der alten Lustbarkeit trat der Bettag!

Das Kilbe-Leben im Thurgau schildert um dieselbe Zeit ein Prediger mit den Worten: „Krämer, Kegelspiel, Spieltische, Musikanten locken viel Volk herbei. Nach dem Essen und Trinken kommt es zu Schlägereien und anderm wüsten Treiben. Trunkene brüllen wie das Vieh, schreien und jauchzen, springen und tanzen. Einige singen Psalmen, andere Hurenlieder, die Dritten treiben Unzucht.“ Im XVIII. Jahrhundert wurden daher, besonders um das schädliche Besuchen fremder Kilben abzustellen, die verschiedenen Ortskilben (darunter auch solche, die bloß einer Kapelle oder gar nur dem Bildstöcklein eines

Weilers galten) auf einen Tag, die Landeskilbe, verlegt, auch in ganz katholischen Kantonen, wie Luzern.

Soweit nun die so reduzierte oder konzentrierte Lustbarkeit hauptsächlich nur im Essen (doch meistens von bestimmten, für diesen Tag stehenden Lieblingsspeisen) und Trinken, Tanz und Spiel allenthalben ziemlich gleich begangen wird, bietet sie kein weiteres Interesse. Es haben sich aber da und dort Besonderheiten erhalten oder festgesetzt, die bemerkt und zusammengestellt zu werden verdienen, da sie einen guten Kern enthalten, auch weiterer Ausbildung fähig und würdig wären.

In Sursee wurden an der Kirchweih Schultheiß und Räte neu bestellt; sie war daher auch unter dem Namen Surseer Änderung bekannt. Auf diesen Tag kehrten zur Ausübung ihres Stimmrechtes alle Bürger von nah und fern in ihre Heimat (ähnlich wie die Tessiner bis auf die letzte Zeit, aber friedlicher!), und diese Heimkehr ist bis auf die Neuzeit geblieben, wenn sie auch jetzt nur noch Teilnahme an dem Festmahle, nicht mehr an den Wahlen, zum Zweck hat.

Im Dorfe Zollikon bei Zürich bestand bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die Sitte, daß an der Kilbe Knaben und Mädchen einen auf der Allmend stehenden, frühes Obst tragenden Baum in Beschlag nahmen und ihren Gespielen Anteil an der Beute herunterwarfen. Diese Übung bildete den Mittelpunkt allgemeiner Festlust für Jung und Alt, welche den ganzen Nachmittag erfüllte, nachdem am Vormittag (wie noch heute geschieht) der Ertrag der ca. 700 andern Obstbäume der Allmend in mehrern Umgängen versteigert worden war. Etwas ähnliches ist der in Niederweningen vorkommende Laubertag, der durch den Weibel in den Wohnungen der nutzungsberechtigten Bürger angesagt wird. Dann ziehen aus jedem Hause je zwei Leute in den Wald, wo man den ganzen Tag bleibt, um sich mit Laub für die Betten oder Streue zu versehen. Neben dieser Arbeit wird allerlei Scherz getrieben, und der Wald ertönt vom Jauchzen.

Ähnliche alte Rechtsbräuche hangen anderswo mit der Kilbe zusammen. Die Leute von Hombrechtikon (Zürich) mußten jährlich an die Kilbe auf die Ufenau kommen, zum Zeichen, daß sie als Unterthanen dorthin gehörten. Maien- und Herbstkilbe waren

z. B. in Wetzikon auch Termine für Jahresgerichte. Die Kilben in Graubünden sind auch Zahltage; es gibt dort eine Langsi- (Lenz) und eine Herbstkilbe, beide zweitägig; in Glarus eine Sommer- und eine Winterkilbe, die letztere das Fest des Kirchenpatrons.

Weitere Besonderheiten knüpfen sich an die zusammengesetzten Namen der Kilben einzelner Orte, wobei das Grundwort dann zum Teil eine engere Bedeutung annimmt, indem es nicht mehr ein allgemeines Volksfest, sondern zuweilen nur einen örtlich und zeitlich bestimmten Brauch eines engern Kreises bezeichnet. Die sogenannte „Vorstädtler-Kilbe" wird von den Hausbesitzern von Klein-Solothurn am Margretentage gefeiert und mit der Erinnerung an die Schlacht bei Dornach verknüpft, wornach die waffenfähige Mannschaft eben von der Kirchweih zum Entsatz nach Dornach abberufen worden sei und nach der Rückkehr die Lustbarkeit fortgesetzt habe. Nach dem Gottesdienste versammeln sich Männer und Frauen im Gasthof zum Festmahle, zu welchem auch Gäste sich einkaufen können. Dort wird der Kilbe-Tanz versteigert. Der Meistbieter erhält das Recht und die Pflicht, denselben zu eröffnen, mit seiner Tänzerin allein, mitten auf der Aarebrücke. Berußte Knaben kreisen um die Gruppe, um ihr im Gedränge Luft zu machen. Vom Festmahl werden Nüsse und Backwerk für die Jugend massenhaft auf die Gasse geworfen. Ähnlich wurde bis auf neueste Zeit die Kalte Kilbe (so genannt, weil sie im Januar stattfindet), das Fest der drei Gesellschaften von Klein-Basel, mit Festmahl, Umzug und Tanz auf der Rheinbrücke gefeiert.

Einem engern Kreise der Einwohnerschaft eines Ortes, einem Stande, gehören auch die Älplerkilben an, welche im Herbst nach der Abfahrt von den Alpen gehalten und mit der Abrechnung über den Ertrag der Sennerei während des Sommers verbunden werden. Besonders bekannt und oft beschrieben ist die Älplerkilbe in Stans, der die Maskenfiguren der sogenannten Wildleute besondern Reiz geben. Gleichzeitig haben auch die Schützen ihre Kilbe und die Knaben ein Wettschießen mit Armbrusten. Bei der Kilbe der Sennenbruderschaft im Wägithal des Kantons Schwyz am 10. September gibt es Steinstoßen, Wettlaufen, Sackgumpen, Klettern, Alphornblasen und

Jodeln. Die „Schafkilbe“ in Graubünden ist nur eine Versammlung der Bauersame zur Prüfung ihrer Schafweide, in Arosa verbunden mit einem Schafmarkt; dagegen ist die „Zigerkilbe“ mit Schmaus, Tanz und Vorführung einer verkleideten Figur verbunden, welcher letztere Akt „die Schwiegermutter begraben“ genannt wird. An einigen Orten der alten Landschaft St. Gallen fand an der Kilbe unter Trommelschall ein Aufzug der jungen Mannschaft mit Seitengewehr statt, angeführt von einem Burschen mit einem Federhut, den ihm Burschen aus andern Gemeinden zu entwenden suchten, worüber oft blutige Schlägereien entstanden. Das war die „Federnkilbe“. Etwas ähnliches wird von einem Jugendfest berichtet, welches, nach altem Brauche, im Jahr 1648 in Lenzburg gehalten wurde und zu welchem viele Landleute sich einfanden. Junge Bursche mit weißen Federn auf den Hüten forderten einander heraus. Schon am Morgen kam es darüber zu Händeln und gegen Abend schlug man sich an 30 Orten, in Wirtshäusern und auf der Gasse, so daß die Bürger unter die Waffen treten und die Streithähne aus den Thoren schaffen mußten.

Daß das fahrende Volk der „Fecker“ seine Kilbe in Gersau hatte, ist bekannt und vor einigen Jahren wieder dargestellt worden. Aber auch der geistliche Stand wurde in solche Lustbarkeiten hineingerissen. Bei der Kilbe des Frauenklosters in Schwyz mußte die Frau Mutter den Vortanz führen. Die am 21. August im sogenannten Bruderhöfli, einem Siechenhaus, in Schaffhausen gehaltene Kilbe wurde ziemlich ausgelassen mit Spiel, Trunk und Tanz begangen.

Nachdem an dem Beispiel der Kirchweih gezeigt worden ist, wie ein Volksfest von ursprünglich allgemeinem Charakter im Laufe der Zeit an einzelnen Orten besondere Gestalt und Bedeutung annehmen konnte, sollen nun umgekehrt diejenigen zahlreichen Feste angeführt werden, welche, von einem besondern Anlaß, und zwar des bürgerlichen Lebens, ausgehend, mehr und weniger allgemeine Volksfeste werden konnten.

Den natürlichsten und zugleich wichtigsten Anlaß zu bürgerlichen Festen bot die jährlich oder nach einer Periode von mehrern Jahren wiederkehrende Neubesetzung der Gemeinde- oder

Staatsämter. Die Bürgerschaft früherer Zeiten war nicht so überhäuft mit Rechten und Pflichten zu Wahlen und Abstimmungen aller Art, wie die heute mit den Segnungen einer ausgebildeten Demokratie beladene; das Gefühl für den Wert einer einfachen republikanischen Verfassung war noch nicht abgestumpft durch Übermaß und Mißbrauch. Die Wahltage waren Ehrentage für die Gewählten und Freudentage für die Wähler, und wenn auch die Wahl schon damals nicht immer auf „die wägsten und besten" fiel, wie sie nach der üblichen Formel sollte, so war sie doch wohl seltener als heute irregeleitet durch falsche Rücksichten und künstliche Umtriebe. Auf die Wahl folgte oft der Eidschwur der Beamteten und der Untergebenen, ihre Pflichten zu erfüllen. Die Festlichkeiten, die bei diesem Anlaß stattfanden, konnten verschiedene Gestalt annehmen. Meistens waren es Aufzüge oder Umzüge und Mahlzeiten; aber es gab auch noch Besonderheiten, die sich nicht einteilen oder einfach benennen lassen. In einigen Kantonen, besonders Wallis und Graubünden, bestehen oder bestanden solche „Besatzungsfeste" bis auf neuere Zeit; in andern sind sie teilweise oder ganz abgekommen und nur aus älterer Zeit bezeugt.

Im Wallis hatte jede Gemeinde ihr Panner; daneben gab es und gibt es noch Fahnen der Zehnten. Der Träger einer solchen wurde unter großer Feierlichkeit auf Lebenszeit gewählt und eingesetzt; er bezog auch eine bedeutende Besoldung, aus der er aber nach der Einsetzung die ganze Bevölkerung seines Bezirkes drei Tage lang bewirten mußte, nachdem schon die Wahl einiges Geld gekostet hatte. Über den Bezirksfahnen stand dann noch die Landesfahne, deren Träger nach dem Landeshauptmann der höchste Beamte war. Feierlich war aber auch schon die Einsetzung eines einfachen Dorf- oder Thalfähnrichs, z. B. in Lötschen im Jahr 1857. Die dazu eingeladenen Ehrengäste wurden am Vorabend auf Pferden an den Festort geführt, nachdem die Wahl schon einige Tage vorher geschehen war. Am Morgen früh gaben Trommeln und Pfeifen Tagwacht, nachdem schon Böllerschüsse den Festtag angekündet hatten. Die ganze Bevölkerung der drei Thalgemeinden erschien festlich geschmückt. Um 9 Uhr war Gottesdienst in der Pfarrkirche, wobei die junge Mannschaft weiße Hosen und rote Röcke trug, auf den Tschakkos Federbüsche. Ein

provisorischer Fähnrich trug das Panner. Nachmittags 1 Uhr ging der Zug auf den Festplatz. Dort wurde ein großes Viereck gebildet. Die Redner traten vor, das Militär hielt Ordnung. Der abtretende Fähnrich stellte sich mit dem Panner an die Seite seines Redners, des Pfarrers, dessen Rede von den Verdiensten des erstern und von der Würde der Fahne handelte. Dann folgte die Übergabe der letztern an ihren neuen Träger, der vom Volke mit einem Hoch begrüßt wurde. Beim Abmarsch ging das weibliche Geschlecht voran, um den Zug nochmals passieren zu sehen; in Gomb besteht aber die eigentümliche Sitte, daß das Frauenvolk die Straße verbarrikadiert und sich dem Zug entgegenstemmt, bis es überwältigt wird. Der neue Fenner ladet dann das Volk ein, sich im Gemeindehaus auf seine Kosten gütlich zu thun, wobei er es am spätern Abend, begleitet von Fackeln, besucht und abermaliges Lebehoch empfängt. Das Fähnlein-Fest in Ulrichen bestand in einem militärischen Aufzug mit Übungen, der alljährlich an Pfingsten stattfand. Die Ämter des Fähnrichs und Hauptmanns wurden mit den zwei ältesten Männern neu besetzt, welche diese Würden noch nie bekleidet hatten. Am Abend mußten der Hauptmann mit einem Alpkäse, der Fähnrich mit Getränk die Mannschaft nach den Strapazen des Tages erquicken und ihnen damit die durch die Wahl erwiesene Ehre vergelten.

Die Besatzung ist in Graubünden noch immer das schönste Volksfest, an dem sich, besonders im Zehngerichtenbund, die ganze Bevölkerung des Kreises beteiligt. Im Engadin besteht die Festlichkeit in der Beeidigung und feierlichen Einsetzung der neugewählten obersten Gerichts- und Verwaltungsbehörde mit nachfolgender Mahlzeit und Tanzbelustigung.

Im Rheinwaldthale wurde im vorigen Jahrhundert die Besatzung folgendermaßen gefeiert: Schon am Ostermontag hatten die jungen Leute sich versammelt und jedem Burschen war ein Mädchen als Begleiterin zur Landsgemeinde durch das Los bestimmt. Am Morgen des folgenden Sonntags begann der Zug aller fünf Gemeinden des Thales nach der Ebene, wo einst die Vorfahren ihre Treue geschworen hatten. Paarweise, unter fliegenden Fahnen, Trommelschall und Begleitung aller Männer, ritten die Ratsherren nebst dem Pfarrer heran, und es wurde

der Eid geleistet. Jeder Knabe hatte sein Mädchen zu sich aufs Pferd genommen und ebenfalls zur Landsgemeinde geführt; dann folgte Tanz und Schmaus und dauerte bis zum vierten oder fünften Tage. Die Knaben allein trugen die Kosten, jeder wenigstens einen Louisdor. Das Mädchen schenkte seinem Begleiter ein Hemd oder anderes Kleidungsstück.

In Nidwalden hatte der neugewählte Landammann seinen Wählern ein Mahl zu geben, bei dem es ziemlich bunt hergegangen zu sein scheint, da der Landrat anno 1614 eine Verordnung dagegen zu erlassen nötig fand, laut welcher statt des Mahles jedem über 14 Jahre alten Landmann 5 Kreuzer gegeben werden sollten. Aber die Landsgemeinde beschloß Fortdauer des Mahles, welches denn auch, etwas eingeschränkt, bis in dieses Jahrhundert üblich geblieben ist.

In Schwyz gab es ein Festessen bei der Wahl des Pannerherrn. Das Panner wurde in festlichem Zuge, Trommler und Pfeifer und eine Schar Harnischmänner an der Spitze, in die Wohnung des neuen Pannerherrn getragen, wofür dieser die Träger im Wirtshause mit einem reichlichen Mahl regalierte, während das Volk im Rathause mit Brot und Wein versehen wurde. Dem letzten Pannerherrn (dem aus dem Sonderbundskrieg bekannten Oberst Ab Yberg) soll dieser Ehrentag 60 Dublonen gekostet haben.

An den beiden Johannistagen (dem des Täufers 24. Juni, dem des Apostels am 27. Dezember) hielt der Rat von Luzern seit dem XV. Jahrhundert nach der Ämterbesetzung Mahlzeiten, zu welchen alle Beamten, Staatsangestellten und die in der Stadt wohnenden fremden Gesandten mit ihrem Gefolge, auch die Vorsteher der Stifter und Klöster eingeladen waren. Bei diesen Mahlzeiten wurde für jede Person 2 1/2 Maß Wein gerechnet; die Bürger brachten noch eigenen süßen Wein mit und der Nuntius schenkte einige Legel „Italiäner“ aus, aber erst wenn auf die Gesundheit des Papstes angestoßen wurde. Infolge der gestiegenen Heiterkeit wurde die Reihenfolge der Toaste nicht immer genau beobachtet und die fremden Diplomaten dadurch zuweilen beleidigt. Es wurde auch einmal beantragt, diese Mahlzeiten wegen Feuersgefahr nicht mehr im Rathaus zu halten (!).

Der Aufwand wurde im XVII. Jahrhundert eingeschränkt, weil der ursprüngliche Zweck gewesen sei, freundliche Unterhaltung der Bürger, nicht Üppigkeit zu pflegen; aber das Menu umfaßte im Jahre 1695 immer noch einige 30 Gerichte, Fleisch mit Zutrachten. Im XVIII. Jahrhundert wurden die Mahlzeiten abgeschafft, dafür an die Räte je ein Dukaten bezahlt (v. Liebenau, Das alte Luzern, S. 203 f.). Die neugewählten Beamten wurden sogleich nach der Wahl zur Beeidigung in feierlichem Zug durch die Stadt in die Peterskapelle geleitet. Dagegen fand der sogenannte Zug mit dem Ammann erst am Stephanstage (26. Dezember) statt und war eine besondere Lustbarkeit. Laut Bericht von Josias Simmler vom Jahre 1576 wählten die jungen Bürger zum Ammann einen, der etwas Spottwürdiges begangen hatte. Er erhielt von der Stadt einen Rock und von jedem Bürger, der sich verheiratete, ein Paar Hosen. Dagegen mußte er zur Feier des Wahltages auch einige Kosten auf sich nehmen, so daß im Jahre 1667 ein wenig Begüterter sich die Wahl verbat, damit er nicht „zum Spotte noch den Schaden habe." Später wurden die Kosten für den Ammann den vier jüngsten Ratsherren auferlegt. Bei der Wahl wurde ein Bericht über die Vorkommnisse des letzten Jahres verlesen, eine Art Fastnachtzeitung, welche nicht immer in den Schranken des Anstandes gehalten gewesen zu sein scheint, da Ermahnungen zur Ehrbarkeit nötig wurden. Dagegen honorierte der Rat einen gelungenen Bericht im Jahre 1695 mit 7 Gulden. Nach dem Zuge (der anno 1602 durch Werfen von Rüben und Eisklötzen beschädigt wurde) fand ein fröhliches Mahl auf dem Rathause statt. Im Jahre 1712 wurde dies abgeschafft, dagegen vom Rathause herab durch einen Weibel nach Verlesung der Stadtordnung und Erzählung toller Streiche Brot unter das Volk geworfen (Liebenau, S. 208 bis 209).

Das schönste Fest der Entlebucher war die sogenannte Huldigung oder der Schwörtag, meistens alle zwei Jahre in Schüpfen abgehalten. Früh morgens rüstete und sammelte sich die wehrhafte Jugend; jedes der drei Ämter stellte 400 Mann. Landespfeifer, Landestambour, Landeshorner und Landesbote trugen alte Entlebuchertracht: Weste und Hosen aus einem Stück,

rot und grün; Landespannermeister, Landeshauptmann und Landesfähnrich trugen schwarze Kleidung, Hosen und Strümpfe gefältelt. Auf dem Platze vor dem Landhaus in Schüpfen wurde dem Erstgenannten das Panner, dem Landeshauptmann ein Spieß oder Sponton übergeben; andern ehrwürdigen Männern wurden die Panner aus den Römerzügen, das von Murten und die Schützenfahne zugeteilt. Unter Trommelschall und Musik erschienen dann die Herren Landvögte, begleitet von einem Schreiber und von einem Gerichtsdiener in der Farbe der Stadt Luzern, und der Zug ging auf ein Feld, wo für die hohen Herren und die Geistlichkeit eine Bühne errichtet war. Zunächst vor dieselbe stellten sich die genannten Vorsteher des Landes, dann die drei Bataillone und hinter sie das gesamte Volk, auch das weibliche Geschlecht. Der abtretende Landvogt begrüßte die Landleute und dankte für ihre bewiesene Anhänglichkeit an die Regierung; der neugewählte ermahnte zur Fortsetzung dieses Verhaltens und versprach Erhaltung der alten Freiheiten. Dann trat der Landespannermeister vor, begrüßte die Landesväter, dankte für ihre Obsorge, empfahl die Aufrechthaltung der alten Rechte und bot dem neuen Herrn Landvogt ein Geschenk in Gestalt von 50 Maß Wein, dem alten ein Wildbret oder einen Käse. Dann folgte der Schwur nach alter Formel, der Stadt Gehorsam und Schutz zu leisten. Bei der folgenden Neubesetzung der Landesämter hatten alle einheimischen freien Männer Stimmrecht, die Ansässigen nicht; dagegen konnten bei diesem Anlaß Ansässige zu Landleuten erhoben werden.

Ein eigentümliches Nachspiel bestand darin, daß die anwesenden Mädchen unter Trommelschlag einen Wettlauf hielten, bei dem die besten Läuferinnen Preise in Gestalt von Kleidungsstücken erhielten. Die Vorsteher gingen dann zu einem Nachtessen; das Volk zerstreute sich in die Wirtshäuser, wo Gesang und Tanz bis zur Morgendämmerung dauerten (Stalder, Fragmente über Entlebuch II, 115 ff.).

In Glarus wurde früher der Pannertag gefeiert, wenn nach Erwählung eines neuen Pannerherrn die Panner ihm übergeben wurden. Sie wurden unter dem Geläut aller Glocken aus dem Hause des alten Pannerherrn abgeholt und dem neuen

zugestellt, dabei allem Volke gezeigt, und bei jedem einzelnen Panner wurden von dem dasselbe Emporhaltenden die Ereignisse erzählt, bei welchen es gebraucht worden war. Das letzte Pannerfest wurde im Oktober 1828 gefeiert.

Der Schwör-Sonntag im alten Zürich war der Sonntag nach dem sogenannten Meistertag, an welchem letztern die Vorsteher der Zünfte neu gewählt wurden. Am Samstag vor dem Schwörsonntag wurde der eine Bürgermeister neu gewählt, ebenso die Unterbeamten des Rates. Am Sonntag schwuren dann der neugewählte Bürgermeister, die Räte und Zunftmeister und die ganze Bürgerschaft im Großmünster ihren Amts- und Bürgereid mit feierlichem und weitläufigem Ceremoniell, welches v. Moos beschreibt. Am Samstag war der Ratsschreiber in der Stadt herumgeritten und hatte an neun Plätzen die Einladung auf den Sonntag ausgerufen, begleitet von einer Menge von Knaben, denen er bei der Rückkehr aufs Rathaus Pfennige verteilte.

Auch in Winterthur war bis Ende des vorigen Jahrhunderts der größte politische Festtag der Schwörtag, eine kirchliche Feier mit nachfolgendem Schmause der Bürgerschaft, an dessen Stelle seit 1712 eine bloße Verteilung von Wein und Brot trat. Im Jahr 1557 war der zu Ehren des neugewählten Schultheißen veranstaltete Festtrunk der Bürgerschaft auf einer breiten Linde gehalten worden, die zu diesem Zwecke mit sechs Tischen hergerichtet wurde (Meyer, Winterth. Chronik. Geilfuß, Lose Blätter aus der Gesch. der Stadt Winterthur I, 6).

Wir schließen diese Angaben mit einigen Notizen über bürgerliche Feste in Kantonen, welche früher noch nicht freie Glieder der Eidgenossenschaft waren.

In Lenzburg wurde nach geschehener Ämterbesetzung am Maientage die ganze Bürgerschaft auf dem Rathause bewirtet. Die Mahlzeit wurde vom Großweibel nach bestimmter Taxe besorgt; der Rat lieferte Wein und Brot. Die Edelleute der Umgegend waren als Gäste eingeladen. So im Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Seit 1735 wurde die Mahlzeit in einen Geldbetrag an die Bürger umgewandelt. Später fiel auch dieser weg. Früher hatte man schon am Vorabend, dann am Morgen

des Haupttages und wieder am Nachtag getafelt (Müller, Lenzburg).

Mahlzeiten waren auch mit den sogenannten „Aufritten", d. h. Einzügen von neuen Geistlichen und Landvögten, verbunden. Ein bernisches Mandat von 1628 beschränkt die Zahl der zu einem „Ufritt-Mal" Einzuladenden auf die an dem Aufritte selbst Beteiligten.

Den Aufritt eines Landvogtes im Thurgau finden wir beschrieben in Kellers Chronik von Weinfelden. Im Jahr 1664 kam Franz Erler von Schwyz als Landvogt auch nach Weinfelden. Schüsse verkündigten seine Ankunft. Eine Kompagnie mit Musketen bewaffneter und eingeübter junger Mannschaft zog ihm entgegen. Er erschien mit stattlichem Begleite von Herren zu Pferd und führte auch Frau und Tochter mit. Eine dreimalige Salve vom Schloß herab erschreckte das Pferd der Tochter, so daß es stürzte. Sie fiel aber zum Glück einem jungen Schützen, der wegen Nasenblutens aus dem Gliede getreten war, in die Arme und wurde dann von einem geistlichen Herrn zu Fuß in den Flecken geleitet, während der Zug mit Trommeln und Musik einzog. Der neue Landvogt wurde auf dem Rathause mit Anrede begrüßt, und nachdem er seinen Unterthanen den Eid der Treue abgenommen, begaben sich die sämtlichen Herren in den Gasthof zum Mittagessen, während dessen Mörserschüsse abgefeuert wurden. Das Volk hatte wenig Freude und dachte: Die zwei letzten Jahre haben wir einen Urner reich gemacht, die zwei nächsten werden wir einem Schwyzer dasselbe thun.

Etwas freundlicher lauten die Berichte von einem zürcherischen Obervogte, dem die Weinfelder im Jahre 1614 das Schauspiel eines Umzuges darboten, das er in Zürich am Aschermittwoch zu sehen gewohnt war. Er schenkte den Teilnehmern einen Eimer Wein, so daß der Tag mit fröhlichem Schmaus endigte.

Im Jahr 1726 war ein Ulrich Keller von Weinfelden nach langem Aufenthalt in der Fremde zurückgekehrt und gab dem Bürgerfest eine neue Gestalt. Er ließ sich als König ausrufen, umgab sich mit einem Parlamente von ungefähr 40 Männern, ledigen und verehlichten, und machte mit diesen den

Umzug und Besuch auf dem Schlosse des Obervogts. In den vierziger Jahren wurden aber die Ehemänner von den Junggesellen aus der festgebenden Gesellschaft ausgestoßen. — Der Brauch hieß auch „Narrenfest“, weil nach dem Umzuge vom Wirtshaus herab eine Aufzählung aller lächerlichen Vorfälle des Jahres verlesen wurde. Wer seine eigenen Thorheiten nicht vorlesen lassen wollte, konnte sich durch Geschenke loskaufen (Schweiz. Idiot. I, 1116 f.).

Übrigens wurden die den Landvögten gebührenden Ehrenbezeugungen und Ehrenausgaben im Laufe des XVII. Jahrhunderts da und dort eingeschränkt. Den Landvögten zu Baden wurde im Jahr 1654 geboten, ohne Begleit, ausgenommen ihre nächsten Verwandten, die Gesandten des regierenden Kantons und noch zwei Herren, aufzureiten; auch soll das Entgegenreiten aufhören. Der neue Landvogt soll auch niemand zu Gast laden. Auch den Zurzacher Markt soll er ohne großes Komitat besuchen, für das dabei herkömmliche Sperber-Mahl nicht mehr als 25 ℔ verrechnen und für fremde Spielleute nicht mehr als 15 ℔ (Tags.-Absch.).

Die Landvögte und auch die Vögte kleinerer Gerichtsbezirke hatten also neben den ihnen zukommenden Ehrenbezeugungen und Abgaben auch entsprechende Leistungen ihrerseits zu erfüllen, und auch diese nahmen häufig die Gestalt von Mahlzeiten an. Dasselbe gilt von den geistlichen Herrschaften, denen Zehnten zukamen.

Der Vogt von Klingnau (Aargau) mußte jährlich mit großen Kosten ein Groppenmahl halten, wie es scheint, wenn die Fischer ihm ihre Abgaben brachten. Ebenso hieß die Mahlzeit, welche der Vogt von Wangen (Solothurn) nach dem jährlichen Hofgerichte zu Subigen hielt. In Illnau (Kt. Zürich) wurde jährlich auf St. Johannis, wenn der Zehnten für das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen von den Amtleuten bezogen wurde, den Leuten der Gemeinde ein Essen gegeben, genannt Krautmahl. Daher hieß denn auch der Gemeindefond „Krautfond“, weil er aus Abkauf jener Verpflichtung entstanden war, infolge von Raufereien, welche bei jenem Anlaß stattgefunden hatten. Im Jahr 1585 beschloß die Tagsatzung infolge

einer Beschwerde des Inhabers eines Zehntens im Waadtlande, daß er bei dem jährlichen Ausruf desselben den bei der Steigerung Anwesenden ein Gastmahl oder 20 Gulden geben müsse, er solle von dieser Verpflichtung befreit sein (Absch.).

Hierher gehören endlich auch noch die sogenannten Hühnermähler, welche, wie zum Teil schon die vorhin angeführten Mahlzeiten, zugleich als Beispiel dafür dienen können, daß eine strenge Scheidung wirklicher Gemeindefeste von bloßen Festbräuchen einzelner Stände oder Zünfte nicht möglich ist.

Von Luzern sagt Liebenau: Da der Staat als Gerichtsherr an sehr vielen Orten von jedem Hausbesitzer ein Herbsthuhn zu beziehen hatte, so wurden seit dem XV. Jahrhundert von der Regierung teils auf dem Rathaus, teils auf den Zünften Hühnermähler veranstaltet, aber um die Mitte des XVII. Jahrhunderts abgeschafft, weil die Zuthaten zu den Hühnern zu viel kosteten, z. B. im Jahre 1641 300 Gulden. — Troll berichtet in der Geschichte von Winterthur: Die Mitglieder der Herrenstube hielten jährlich eine Generalversammlung, welche mit dem Hühnermahl schloß, so genannt, weil die Landvögte von Kyburg etliche Hühner dazu liefern mußten. Sie hatten dafür das Recht, den Tag zu bestimmen. Schultheiß und Rat erschienen als Gäste. Im Jahre 1660 wurde bestimmt, daß man abends nicht länger als bis 9 Uhr beisammen bleiben solle.

Wichtiger ist aber der an mehrern Orten des Kantons Bern unter dem Namen „Hühnersuppe" begangene Festbrauch, weil er auf ein geschichtliches Ereignis zurückgeführt wird und speziell den Frauen galt. Die Veranlassung desselben wird von der Tradition in die Zeit des Einfalls der Gugler, also ins Jahr 1375 versetzt. Ein Haufe jenes fremden Kriegsvolkes lagerte in dem Kloster Hettiswil, zwischen Hindelbank und Krauchthal. Als das Volk der Umgegend sich gegen die Eindringlinge erhob, drängten die Weiber von Hettiswil, mit Sensen und Gabeln bewaffnet, ihre Männer zum Kampf. Die Feinde wurden im Schlaf überfallen und viele erschlagen. Zum Dank für die Tapferkeit der Frauen gab der Prior des Klosters ihnen das Recht, jedes Jahr am Tage jenes Überfalls (um Weihnacht) mit der Axt in den Klosterwald zu gehen und Holz

für ihre Weihnachtssuppe zu hauen. Als dadurch der Bestand des Waldes in Gefahr geriet, wurde das Holzrecht in den Besitz einer Matte umgewandelt, deren jährlicher Ertrag zu einer Mahlzeit der Frauen verwendet wurde, die noch im Jahr 1826 die Hühnersuppe hieß. Aus demselben Grunde erhalten die Frauen von Wiler im Amt Fraubrunnen, wo ebenfalls die Gugler geschlagen wurden, alljährlich auf Gemeindekosten eine Hühnersuppe und haben beim Kirchengang die Ehre des Vortritts, den auch die Frauen von Lugnetz in Graubünden zum Dank für ihre Mithülfe im Kampf gegen die Grafen von Montfort, aber die Frauen an vielen andern Orten auch ohne nachweisliche Veranlassung besitzen. Ein jährliches Festessen haben auch die Frauen von Kriegstetten, Kanton Solothurn, und die von Burgdorf. Am letztern Orte findet aber der Name Hühnersuppe die Erklärung, daß die dortige Schloßherrschaft alljährlich 60 Hühner zu der Mahlzeit liefern mußte. Auch wird in Burgdorf statt der Gugler der in der Umgebung seßhaft gewesene Adel als der Feind genannt, an dessen im Jahr 1388 mit Hülfe der Frauen gelungene Überwindung das Festessen erinnern soll.

Der Grund des Namens „Hühnersuppe" muß wohl an allen Orten, wo er vorkommt, derselbe gewesen sein, und zwar der Brauch, daß der Grundherr die von seinen leibeigenen Unterthanen in Gestalt von Fastnacht- und Herbsthühnern geleisteten Abgaben durch eine Gegenleistung in Gestalt eines den Überbringerinnen gegebenen Mahles erwidern mußte. Die Erklärung dieses letztern als Belohnung für Teilnahme der Frauen an Kriegsthaten ist wohl eine ebensolche spätere Unterschiebung, wie die Zurückführung gewisser Festbräuche der Männer auf glücklich überstandene sogenannte „Mordnächte", zum Teil an Orten, wo solche nächtliche Überfälle geschichtlich noch weniger nachweisbar oder wahrscheinlich sind als die Mitwirkung der Frauen bei der Vernichtung der Gugler. Entsprechendes muß dann auch von der Begründung des Vortrittes der Frauen in der Kirche gelten, der eben auch auf altem Recht, aber nicht auf einem einzelnen geschichtlichen Vorfall beruhen wird. (S. Grimm, Rechtsaltertümer I, 409 und für die Hühnermähler: Rochholz, Glaube und Brauch II, 316 ff., auch von Dierauer im Archiv für

Schweizer-G. XIX, 34 ff. betreffend die Mitwirkung der Frauen in der Schlacht am Stoß benutzt).

Es bedurfte überhaupt weder solcher Vorfälle noch auch besonderer Rechtsbräuche, um unsern Vorfahren Anlaß zu Festlichkeiten und besonders Mahlzeiten zu geben, und am harmlosesten war die Festfreude im Schoß von Gemeinden oder Genossenschaften vielleicht gerade dann, wenn sie weder mit Ausübung eines Rechtes, noch mit Erfüllung einer Pflicht verbunden war, sondern wenn das Leben der Natur im Kreislauf der Jahreszeiten und damit verbundene wirtschaftliche Verrichtungen den Anlaß von selbst herbeiführten.

In Greifensee wurde an einem bestimmten Tag eine Jagd auf die wilden Enten („Tüchel") veranstaltet und aus der Beute eine Mahlzeit, das Tüchelmahl, hergerichtet (vgl. Anzeiger f. schweiz. Altert. 1888, S. 26).

Die baslerischen und die markgräflich-badischen Behörden, denen die Aufsicht über die Wasser- und Uferbauten an der Wiese zustand, pflegten bis auf neuere Zeit jene Bauten gemeinsam zu besichtigen, und das Geschäft schloß mit einem Wuermahl in Klein-Hüningen, wozu die Fischer einen Lachs geben mußten.

Von Gemeindelustbarkeiten, besonders Trünken, im XVI. und XVII. Jahrhundert berichtet Hagenbach in seiner Chronik von Sigriswil. In Lenzburg gab es Gemeinwerksmahlzeiten bis zum Jahr 1745. Bis 1614 hatten die Räte Donnerstagsmähler aus der Bußenkasse. Mahlzeiten der Bürger fanden ebendaselbst am Neujahr auf dem Rathause statt.

Bei der jährlichen „Offnung" des Dorfrechtes in Weiningen wurde ein Wisungs-Mahl gehalten.

In Wiedikon wurde im Jahr 1533 die Satzung erneuert, am Berchtoldstag aus dem Gemeinde-Seckel einen Mütt Fogezenbrot und einen Ziger zu verzehren.

Bemerkenswert ist endlich noch der bürgerliche Teil der Feier des Berchtoldstages in Frauenfeld. Am Vormittag wird Bürgergemeinde gehalten und die Verwaltung des Konstafelfonds genehmigt, aus dem der jährliche Gesellschaftstrunk bestritten wird, der den Bürgersinn wecken und nähren soll. Er findet am Abend

auf dem Rathause statt und ist ein Hauptstolz der Bürger; nur wenige Ansässen („Schammauchen") werden dazu eingeladen; die übrigen feiern den Tag nach ihrem Sinn in einem Gasthof (wie am Zürcher Sechseläuten neben den Stadtzünften eine Landzunft bestand). Bei der Bürgermahlzeit erhält jeder Teilnehmer 1½ Liter Wein und eine besonders feine und große Wurst, welche nur auf diesen Tag zubereitet wird. Frauen und Jungfrauen haben ein Gastmahl mit Tanz, zu welchem am späten Abend die Männer kommen. (Nach Pupikofer, Gesch. v. Frauenfeld, und nach Mitteilungen von Dr. Bachmann, Zentralblatt des Zof. Vereins 1882).

In Tegerfelden (Aargau) traten die vermöglichern jungen Leute zur Feier des Berchtoldstages in einen Verein zusammen, die Bechtelisgesellschaft. Als Winzer gekleidet zogen sie vor die Häuser der wohlhabenden Einwohner, um Glückwünsche darzubringen und Weinspenden für die Armen zu sammeln. Zuletzt machten sie dem Gemeinderat ihre Aufwartung und brachten ihm einen gewaltigen Eierring, für den sie einen halben Saum Gemeindewein erhielten, der abends in Gesellschaft ausgewählter Tänzerinnen verzecht wurde (Rochholz, Aarg. Sagen I, 236).

Wir kommen nun zu Festen, welche den Besitzstand einer Gemeinde an Grund und Boden betreffen, die Feststellung und zum Teil religiöse Weihung der Grenzen, des sogenannten Bannes, und die vorzugsweise mit Umzügen, zum Teil zu Pferde, begangen werden, eine schöne altertümliche Sitte, die sich an mehrern Orten erhalten hat.

Ob diese Grenzumzüge ein aus heidnischer Zeit stammender, von der katholischen Kirche nur, wie so viele andere Überreste aus jener Zeit, übernommener und in ihrem Sinn umgebildeter oder ein erst von ihr eingeführter Brauch seien, ist schwer zu entscheiden, aber für die Sache selbst auch nicht entscheidend. Sicher ist, daß der Katholizismus hier eine seiner großartigsten und liebenswürdigsten Seiten entfaltet, nämlich das Bestreben, das ganze weltliche Leben in den Bereich kirchlicher Weihe zu ziehen, mit religiösem Geiste zu durchdringen und zu verklären, und zwar eben nicht nur innerlich, was allgemein christlich und auch protestantisch ist, sondern auch äußerlich, förmlich, in Gestalt heiterer, glänzender Festlichkeit, welche ihren Eindruck

auf das Volk nie verfehlen kann, nur daß bisweilen die schöne Hülle den Kerngehalt überwuchern mag. Wenn der Festbrauch des Bannumzuges heute auch noch in protestantischen Gegenden (Schaffhausen und zum Teil Baselland) stattfindet, so spricht dies nicht gegen ursprüngliche Stiftung oder Mitwirkung von Seite der katholischen Kirche; dieses Moment mußte natürlich infolge der Reformation wegfallen, und dann tritt neben dem rein bürgerlichen Charakter des Festbrauches der eines Naturfestes zur Feier der Jahreszeit um so deutlicher hervor. Dieses Gepräge fehlt aber auch dem spezifisch katholischen Feste nicht, und wir finden nur die allgemeine Bemerkung bestätigt, daß die schönsten Volksfeste allenthalben auf der Vereinigung weltlicher und geistlicher Elemente beruhen.

Die zwei glänzendsten Feste dieser Art gehören dem Kanton Luzern an, der zu allen Zeiten als Hochburg des schweizerischen Katholizismus und zugleich der alten Eidgenossenschaft gegolten hat. Das eine ist die sogenannte Romfahrt oder der Müsegg-umgang in der Stadt Luzern, das andere der Grenzumritt in Beromünster. Beide Feste sind schon mehrfach beschrieben worden; wir verzichten daher auf vollständige Darstellung der festlichen Vorgänge und beschränken uns auf einige besonders merkwürdige Züge, welche dazu dienen können, das Alter und die ursprüngliche Bedeutung der Feste zu beleuchten.

Das hohe Fest der Stadt Luzern beginnt am Vorabend von Mariä Verkündigung (also gegen Ende des Monats März) und besteht wesentlich in einer großartig feierlichen Prozession, welche die Stadt umwandelt und auf dem höchsten Punkte der alten Befestigung, der sogenannten Müsegg, anhält, wo die im Jahr 1479 den Teilnehmern erteilte päpstliche Ablaßbulle verlesen und von einem namhaften Geistlichen eine Predigt gehalten wird. Im Jahr 1522 soll der Festprediger der Komtur Schmid von Küsnacht gewesen sein, der aber gegen den Ablaß eiferte; 1530 der Chronist Werner Steiner von Zug (Liebenau).

Schon durch Ratsbeschluß von 1252 war bestimmt worden, daß an der Prozession die ganze Geistlichkeit der Stadt und, bei Buße, aus jedem Hause wenigstens eine Person teilnehmen sollte. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts waren oft 300—500 Priester

anwesend; neben ihnen erschienen zahlreich die Waldbrüder aus der Umgegend, auch aus den Urkantonen, unter ihnen um jene Zeit Niklaus von Flüe. Viele Teilnehmer aus den benachbarten Kantonen mußten auf den drei alten gedeckten Brücken untergebracht werden. Die Geistlichen und die Armen wurden von Staatswegen mit Fisch und Wein bewirtet; sogar das Frauenhaus erhielt eine Spende. Der Wein war früher der an den Halden der Müsegg selbst von der Zunft der Rebleute gepflanzte; der Verbrauch betrug im Jahr 1400 ebensoviele Maß. Die Ratsdiener, von welchen die Heiligenbilder und Reliquien getragen wurden, erhielten dafür eine besondere Gratifikation aus den Bußen. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts wurde den Trompetern eingeschärft, während der Prozession auf den Türmen nur geistliche Stücke zu blasen. Besonders merkwürdig war der bis auf neuere Zeit festgehaltene Brauch, daß die Geistlichkeit von der Mutterkirche „im Hof" aus zu Schiff an das andere Ufer hinübergeführt, und daß am untern Ende der Stadt zum selben Zweck eine besondere Brücke geschlagen wurde. Das erinnert auffallend an die entsprechende Sitte im alten Rom, von der die «pontifices» ihren Namen hatten, ist aber wohl aus rein lokalen Ursachen zu erklären.

Der Name „Romfahrt" wird darauf zurückgeführt, daß die Prozession mit päpstlicher Erlaubnis an die Stelle einer Wallfahrt nach Rom getreten sei, welche die Bürger nach einer Feuersbrunst um die Mitte des XIII. Jahrhunderts gelobt hatten, um für die Zukunft ähnliche Gefahren abzuwenden. Diese Erklärung ist an sich nicht unglaublich; aber sie erinnert an viele Fälle, wo nachweislich der Ursprung eines alten Brauches in einem bestimmten Vorfall gesucht und gefunden wurde —: so wurden kirchliche Bräuche auch als Folge einer verheerenden Krankheit, bürgerliche als Andenken an Ereignisse der politischen Geschichte aufgefaßt, wie z. B. an Mordnächte. Da der fragliche Umzug in den Beginn des Frühlings fällt, so bleibt es möglich, ihn mit ähnlichen zusammenzustellen, welche um dieselbe Zeit anderswo stattfinden und den mehr weltlichen Charakter eines Natur- und Bürgerfestes tragen, ohne Beziehung auf ein geschichtliches Ereignis. Doch kann das luzernische Stadtfest nicht leicht unmittelbar

an die Seite des Bannrittes in dem benachbarten Beromünster gestellt werden; denn wenn auch der Umgang die Grenzen des Stadtgebietes trifft, so tritt doch das Merkmal einer ausdrücklichen Feststellung und Weihung derselben nirgends hervor, da die Grenzen durch die Mauern hinlänglich festgestellt waren und auch an Segnung des innerhalb derselben liegenden Gebietes zum Zwecke von Fruchtbarkeit nicht gedacht werden konnte.

Um so deutlicher treten diese Eigenschaften an dem Feste in Beromünster hervor, wo weltliche und geistliche Elemente in schönstem Gleichgewicht erscheinen. Es muß ein herrlicher Anblick sein, an einem schönen Frühlingstage das zahlreiche Volk, oft mehrere Tausend, darunter einige Hundert zu Pferde, in bunten Farben, Geistliche, Soldaten und stattliche Bauern, durch die im Blütenschmuck prangenden Fluren hinziehen zu sehen in mancherlei Windungen des Weges und da und dort an Ruhepunkten sich in malerischen Gruppen zur Erquickung lagern. Da das Fest schon oft beschrieben worden ist, so können hier nur einzelne Erscheinungen hervorgehoben werden.

Bemerkenswert ist vor allem, daß die Geistlichkeit, welche auch hier stark im Vordergrunde des Festes steht, größernteils zu Pferde erscheint, so daß nicht nur das Allerheiligste vom Leutpriester zu Pferde, unter einem von vier Berittenen gehaltenen Baldachin, getragen, sondern auch die Festpredigt vom Pferde herunter gehalten und ebenso der Segen erteilt wird. Es fragt sich nun, ob die Geistlichen vielleicht nur darum reiten, weil die weltlichen Hauptteilnehmer am Zuge dasselbe thun, so daß die Geistlichen neben ihnen nicht in niedrigerer Gestalt erscheinen durften. Das Umgekehrte läßt sich nicht wohl denken, obwohl das Reiten von Geistlichen in älterer Zeit nicht selten vorkam; aber auf die Weltlichen hätte dann die Sitte darum doch nicht übergehen müssen. Es kann aber für beide ein gemeinsamer Grund bestanden haben, der in der Natur der Sache lag. Jakob Grimm meint (Schriften II, 61), die auch anderswo bestehende Sitte sei aufgekommen, wo die Grenzen einen größern Umfang hatten, so daß die Begehung derselben zu ermüdend gewesen wäre, wobei allerdings zunächst wohl an die geistlichen Herren gedacht worden wäre. Jedenfalls gewann durch diese Art des

Umzuges derselbe auch ein stattlicheres Aussehen. Zweifelhaft ist, daß der Umzug zu Pferde stattfinde, damit diese Tiere des Segens, der mit demselben verbunden ist, an Gesundheit und Kraft teilhaft werden. Denn trotz der Bedeutung der Pferdezucht für die Landwirtschaft kommt sie doch bei uns weniger in Betracht als die Rindviehzucht, und es findet bei unsern Umzügen nichts statt, was sich etwa dem bairischen Brauch am St. Leonhards- oder Stephanstage vergleichen ließe, wo die Pferde als Hauptgegenstand erscheinen, indem sie dreimal um eine Kapelle ihres Schutzpatrons herumgeritten werden, was allerdings zu ihrem Gedeihen beitragen soll, sowie dem römischen Mars zu Ehren, der sowohl Natur- als Kriegsgott war, an seinem Frühlingsfeste ein Wettrennen gehalten wurde.

Die Schlußfrage, ob das ganze Fest mehr weltlichen oder religiösen Charakter trage, kann nicht wohl erhoben und entschieden werden. Die Feststellung der Grenzen — welche übrigens in Münster nicht streng beobachtet werden, indem der Umzug teils über dieselben hinausgeht, teils hinter denselben zurückbleibt — wäre zunächst etwas rein Weltliches; aber seit alter Zeit waren Recht und Religion, Rechtsbrauch und Gottesdienst verbunden; die Grenzen waren heilig, religiöser Weihe und Bestätigung bedürftig und teilhaft. Ferner handelt es sich im vorliegenden Falle offenbar nicht nur um die Grenzen als solche, sondern um das Gedeihen der innerhalb derselben liegenden Fluren, und für diese soll der göttliche Segen erfleht und erteilt werden, zumal zu der Zeit dieses Festes, der Blütezeit des Frühlings, wo die ganze Hoffnung des Landmannes auf dem Ertrage der Gefilde ruht.

Ein bloßes Frühlingsfest, wie die vielen andern, die in deutschen Landen üblich sind, mit allerlei besondern, zum Teil dramatischen Szenen ist das Fest von Münster aber auch nicht; das religiöse Element tritt stärker hervor, und trotz allem übrigen Unterschied erinnert es an jenen ältesten, von Tacitus (Germania 40) bei germanischen Stämmen an der Ostsee gefundenen Brauch, daß ein Bild der mütterlichen Erdgöttin Nerthus auf einem verschleierten Wagen unter festlichem Zulauf des Volkes durch die Fluren geführt wurde.

Während das Fest also wahrscheinlich seit alter Zeit aus dem Naturleben hervorgegangen war, werden von der spätern Tradition besondere geschichtliche Veranlassungen desselben angegeben. Nach einer Angabe wäre es erst nach der Reformation aufgekommen, um dieser und der mit ihr gleichzeitigen Sekte der Wiedertäufer entgegenzuwirken, was kaum glaublich ist; höchstens könnte die katholische Kirche um jene Zeit die alte Sitte glänzender ausgestattet haben, um die Gemüter des Volkes durch ein solches Schauspiel und den dabei erteilten Segen stärker anzuziehen und festzuhalten, wie zum selben Zwecke und um dieselbe Zeit die geistlichen Schauspiele in Luzern ihre höchste Ausbildung fanden. Nach einer andern Angabe soll, zwar nicht der Umzug in Münster, aber der in den benachbarten Gemeinden (der doch kaum einen andern Ursprung gehabt haben wird) zur Abwehr von Viehseuchen, besonders auch einer Pferdekrankheit, gestiftet worden sein. Auch diese Erklärung ist einseitig und ungenügend; höchstens mögen Seuchen jener Art zeitweise mitgewirkt haben, um den alten Brauch neu zu beleben. So wie das Fest in neuerer Zeit gefeiert wird, dient es laut Angabe eines ehrwürdigen und glaubwürdigen katholischen Geistlichen jener Gegend dem Zwecke, die Gesundheit und das Gedeihen von Menschen, Tieren und Pflanzen durch Bitten um göttlichen Segen zu erhöhen und den schädlichen Einfluß von Naturdämonen abzuwehren, wofür man sich auf eine Stelle des Neuen Testamentes beruft (Ephes. II, 2. VI, 12). Seiner religiösen Wirksamkeit nach wird das Fest einer Wallfahrt gleichgestellt, die man auf Gelübde hin oder zur Sühne eines schweren Vergehens unternimmt; es soll früher vorgekommen sein, daß einzelne besonders eifrige Teilnehmer die Fahrt auf allen Vieren machten!

Kleinere Umritte finden am Auffahrtstage in andern Ortschaften des Kantons Luzern statt, und ein Flurumgang ähnlicher Art, bei welchem an verschiedenen Stellen unter Vorantragen des Allerheiligsten Bibeltexte gelesen und der sogenannte Wettersegen gebetet wird, in der Gegend von Fischingen, Kanton Thurgau. — Aus der Stadt Freiburg ritten früher am Beatustage (9. Mai) Ratsherren, Geistliche, Bürger und Schüler nach der zwei Stunden entfernten Cistercienser-Abtei Haute-Rive am linken Ufer der

Saane. Es steht zu vermuten, daß dieser Ritt in unsern Zusammenhang gehörte. In den katholischen Gemeinden von Schwaben ist die sogenannte Esch=Prozession oder der Flurgang, bei welchem man die ganze Markung mit einem Kruzifix durchzieht, an vier Stellen Halt macht, um ein Stück aus allen vier Evangelien zu lesen und den Wettersegen zu sprechen, und Häuser, Menschen und Tiere mit heiligem Wasser besprengt, vom Himmelfahrtstag auf den Pfingstmontag verlegt worden. Aber in Weingarten findet noch alle Jahre am Tage nach der Himmelfahrt, dem sogenannten Wetter=Freitag, der berühmte Blutritt statt, bei welchem die Reliquien des heiligen Blutes in feierlicher Prozession durch die Felder getragen und das Korn gesegnet wird, damit kein Wetter ihm schade. Die Teilnehmer erschienen meist auf Pferden, angeblich weil der Segen auch diesen zu teil werde. Einer läutet während desselben die sogenannte Blutglocke. Der Geistliche, der das h. Blut trägt, reitet auf einem Schimmel.*)

In den jetzt noch anzuführenden Bräuchen tritt allerdings wieder die Festsetzung der Grenzen fast ausschließlich hervor; aber soweit sie auf protestantischem Gebiete vorkommen, können sie zunächst immerhin als Überrest oder teilweise Umwandlung des ältern Kirchenbrauches angesehen werden. Der älteste Bericht aus Basel, aus der Zeit vor der Kirchentrennung, zeigt die Festsetzung der Grenzen zwar als Hauptsache, aber unter Veranstaltung, Obhut und Mitwirkung der Kirche.

Im alten Basel bestand eine eigene Gerichtsbehörde, das Gescheide, welches mit Schnur und Stange die Äcker zu vermessen, die Marksteine zu setzen und zu überwachen und am Auffahrtstage an der Spitze des Bannrittes die Marken zu besichtigen hatte. Diesen Ritt veranstaltete der Dompropst.

*) Ein junger Rechtshistoriker, Herr Dr. Stutz, hat mir die Vermutung mitgeteilt, daß das Umreiten der Grenzen sich ursprünglich auf die erste Besitznahme herrenlosen oder eroberten Landes oder des Gebietes einer Mark bezogen und daher seinen feierlichen Charakter bewahrt habe, der dann auch auf kleinere Bezirke übertragen werden konnte. Das jährliche oder periodische Umgehen (oder bei weiterm Umfang Umreiten) eines solchen Gebietes sei also nur als eine Erneuerung oder Fortpflanzung jenes ersten Aktes betrachtet und ausgeübt worden.

Am Tage vor Auffahrt geboten die Bannwarte allen Klöstern, den Gotteshäusern, dem Spital, allen Acker- und Bauleuten, daß sie am nächsten Morgen gleich nach der Frühmesse vor der St. Ulrichs-Kirche zu Pferd erscheinen sollten. Bevor der Zug sich in Bewegung setzte, bestieg der Leutpriester von St. Ulrich mit dem h. Sakramente das Pferd, das ihm der Spitalmeister vor die Kirche hatte führen lassen. Vor ihm her ritt einer mit einer brennenden Laterne auf einer Stange, und hinter beiden ritten der Meier, die Scheidleute und die ganze Gemeinde um Zwing und Bann, so weit als Alte und Junge das Gebiet kannten. Was man strafbar fand, wurde gebüßt; einen Teil der Bußen erhielt der Leutpriester, den andern verwandte man zu der Zehrung, welche nach vollendetem Ritte gehalten wurde. Der Dompropst hatte Suppe, Fleisch und Wein für alle Teilnehmer zu liefern. Zu Ehren des Festtages war der Brunnen auf dem Kornmarkt mit einem Maibaum, einer Tanne oder Linde geschmückt. Die ganze Feier geschah „Gott zu Ehren, der Frucht zu Schirm und der Gemeinde zu Trost bei Ungewitter." Der Umzug war unzweifelhaft uralt, geheiligt von der Kirche, die den Grund und Boden beherrschte (Basel im XIV. Jahrhundert, S. 25—26).

Auf der Landschaft von Basel hat das Fest, wie es heutzutage begangen wird, einen durchaus weltlichen Charakter angenommen. Die alljährliche Untersuchung, ob die Marken des Gebietes von Liestal in Ordnung seien, keine Übergriffe erlitten haben, geschieht am Montag vor dem Auffahrtsfest, und dieser sogenannte Banntag ist ein allgemeines Frühlings-, Freuden-, Jugend- und Bürgerfest. Die ganze männliche Bevölkerung vom 16. bis zum 50. Jahre ist zur Teilnahme am Umzug verpflichtet. Am Vorabend wird von einem Dutzend Tambouren bei einbrechender Nacht Zapfenstreich geschlagen, wozu die übrigen Knaben den bekannten Text sprechen:

Drei lederig Strümpf, und zwee derzue gend fünf 2c.

Schlag 4 Uhr morgens wird Tagwache geschlagen, und die Gassen ertönen von Pistolenschüssen. Um 6 Uhr verkünden Schüsse von allen Seiten den Aufbruch des Zuges. Dieser geht

von vier Punkten der Stadt aus in vier Rotten nach allen vier Seiten des Bannumfangs. Jede Rotte hat einen ihr zugeteilten Viertel desselben, einen sogenannten „Bannweg“ zu begehen, der mehrere Fuß breit von Gestrüpp befreit und zum Behuf der Begehung offen gehalten ist. Jeder Rotte sind Beamte beigegeben, erfahrene und angesehene Männer, die in einem Büchlein jeden Markstein mit seiner Nummer, allfälligen weitern Zeichen oder besondern Namen und mit Angabe der Entfernung vom nächsten notieren und kontrollieren. Der Zug geht unter fortwährendem Trommeln und Pistolenschießen je nach der Beschaffenheit des Ortes bald im Schritt, bald im Sturmmarsch. Bei jedem Stein wird ein kleiner Halt gemacht, an gewissen Stellen ein längerer, der zur Ruhe und Erquickung aus mitgebrachten Vorräten benutzt wird. Daß dabei im Trinken nicht gespart wird, scheint daraus hervorzugehen, daß am Abend, laut einem geflügelten Wort, kein nüchterner Bürger mehr zu finden ist, außer den drei Eidgenossen am obern Thor.

Früher zogen die Bürger in voller Bewaffnung aus, und noch im Anfang dieses Jahrhunderts trugen sie wenigstens ein Seitengewehr, während von Reiten hier nichts vorkommt.

Dagegen findet sich dieses bei dem Grenzumgang zwischen Muttenz und Mönchenstein, wo die Bauern zu Pferd erscheinen, der reichste einen Maibaum tragend, alle mit Blumensträußen. Zwischen den genannten zwei Gemeinden soll seit alter Zeit Spannung bestanden haben, weil die Herren von Mönchenstein die Leute von Muttenz bedrückten. Im Jahr 1479 verkaufte der Herr von Mönchenstein seine Herrschaft an Basel, entlehnte aber zugleich Geld von Solothurn. Die Solothurner fielen in die Herrschaft ein und verbrannten Muttenz; aber die Basler trieben sie zurück und zogen Muttenz an sich. Das Mißtrauen gegen Mönchenstein blieb aber, und darum bewachten die Muttenzer ihre Grenzen und umritten sie jährlich, um zu sehen, ob die Marksteine noch am richtigen Orte stehen (Alpenrosen 1866, S. 343). Daß diese historische Motivierung unnötig ist, sieht man daraus, daß an den andern Orten der alte Brauch ohne solchen Grund besteht; aber jene besondern Umstände können darum doch richtig sein und den Brauch unterstützt haben.

Ähnlich wie in Liestal wird der Bann an der Auffahrt in Frenkendorf begangen, nur daß das Schießen dort erst losgeht, wenn die ausgezogenen zwei Abteilungen im Angesicht des Gemeindewaldes sich begegnen. Jeder Teilnehmer, auch von den Einsassen, erhält 50 Rappen.

Auch im Kanton Schaffhausen finden die Bannumzüge von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gemeinden statt. Die ganze Dorfbevölkerung zieht, festlich geputzt, den Grenzen entlang von einem Markstein zum andern, unter Schießen und Musik und mit Halten an einzelnen Stellen, wo geschmaust und getrunken wird, unter Teilnahme von Gästen aus der Nachbarschaft. Wenn der Bann ausgedehnt ist, so dauert der Umzug oft mehrere Tage, da von Reiten auch hier keine Rede ist, vielleicht nur aus Mangel an Pferden.

Auch die zürcherische Gemeinde Stadel hatte früher einen Bannzug, wobei Jung und Alt mit Musik die Grenzen beging; nachher kamen die Bürger im Wirtshaus zusammen.

Da bei diesen Umzügen mehrfach neben dem religiösen und bürgerlichen Element auch ein militärisches hervortritt, was bei einem Volke, das seit alter Zeit die allgemeine Wehrpflicht mehr oder weniger streng handhabt, natürlich ist, so gehen wir zu Volksfesten über, in denen Waffenschau und Waffenübung die Hauptsache ist. Seit dem XV. bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts wurde in Luzern der Landsknechtenumzug, auch „Umzug im Harnisch" genannt, abgehalten, eine kriegerische Musterung mit nachfolgender Gefechtsübung. Die seit dem XV. und bis in den Anfang des XVI. Jahrhunderts üblich gewesenen, nachher aus begreiflichen Gründen zurückgetretenen und erst seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wieder in Aufschwung gekommenen Schützenfeste, wenigstens die großen eidgenössischen Freischießen, welche sonst vorangestellt werden müßten, werden hier übergangen, weil ihre Geschichte und Bedeutung hinlänglich bekannt ist. Weniger gilt dies von einigen mehr lokalen Festen, z. B. dem Landschaftschießet im Berner Oberland, den wir beschreiben, wie er im Jahr 1884 in Frutigen gehalten wurde. Das Fest wird auf die geschichtliche Thatsache zurückgeführt, daß in der Schlacht bei Murten die Frutiger

sechs Reismusketen erbeuteten, an welchem Gewinn die ganze Bevölkerung lebhaften Anteil nahm, zunächst in der Gestalt, daß sie sich Proben der Anwendung jener Schußwaffen vorführen ließ. Seither wurde von Zeit zu Zeit im Herbst, wenn die Sennen zu Thal gezogen waren, ein Fest veranstaltet, zu dem die Bewohner der andern Thäler des Oberlandes eingeladen und einquartiert wurden, auf einen Mittwoch Abend. Am nächsten Morgen zog man mit den Gästen im Dorf und um dasselbe herum. Von der Laube des Landhauses herab begrüßte der Landammann von Frutigen die anwesenden Gäste, und diese erwiderten. Man besprach dann gemeinsame Angelegenheiten des Oberlandes und erneuerte die Erinnerung an die alte Stammverwandtschaft, welche auch bei der folgenden Mahlzeit gefeiert wurde. Nachher wurde ein „Schwinget" veranstaltet und am Freitag ein „Schießet" mit den Reismusketen, an dem alles Volk teilnahm. Am Samstag folgte Preisverteilung, Bankett und Tanz. Wenn ein Schütze „Pech" hatte, erhielt er von einer der anwesenden Jungfrauen einen sogenannten „guten Willen", d. h. wohl eine Bezeugung von Trost und Huld, die er oft höher schätzte als einen Preis. Am Sonntag besuchte man noch gemeinsam die Kirche, dann zog man mit Musik durchs Dorf zum Abschiedsmahl, und die Gäste wurden bis an die Landesmark begleitet. Die Reismusketengesellschaft bekam Legate, aus deren Zinsen alle zwei Jahre Preise angeschafft wurden. Jedes andere Jahr ging man zu den Nachbarn zu Gaste. Der erste Preis war meistens ein Stück feines Wolltuch, der letzte eine Kinderwiege oder irgend ein anderer Scherz, z. B. eine Krinoline. Es konnten eben auch Frauenspersonen, die am Schießen teilnahmen, Preise bekommen, die eigentlich für Männer bestimmt waren. Der beste Schütze trug das nächste Mal die Landesfahne.

Ernster und großartiger, im Zusammenhang mit den bürgerlichen Festen der Ämterbesetzung, waren militärische Aufzüge in Bern bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, meistens auf dem Kirchenfeld, angeordnet von der jungen Bürgerschaft, dem sogenannten „äußern Stand" (im Unterschied von dem „innern Stand" [s. noch Osenbrüggen, Rechtsalt. I. 15], d. h. der wirklichen Landesregierung), welche aber meistens zur Teilnahme oder

Vertretung eingeladen wurde. Jene Umzüge wurden mit der Zeit in förmliche Waffenübungen zu praktisch militärischen Zwecken mit Scheingefechten umgewandelt. Zu den Mitgliedern des äußern Standes, der Zünfte und der Reismusketengesellschaft kamen auch Studenten und Schulknaben. Im Jahr 1695 wurden vom Kriegsrat 1770 Mann aller Waffengattungen, mit 18 Kanonen, aufgeboten; im Jahr 1711 waren es 2400 Mann. Besonders glänzend war der letzte Aufzug von dieser Art im Jahr 1752, kurz nach der Henzi-Verschwörung, welche man vielleicht durch diese Veranstaltung in Vergessenheit bringen wollte. Es hatte sich eine Masse auswärtiger Gäste, besonders aus der Landschaft Bern und aus dem Waadtland, eingefunden, ca. 10,000 Personen. Eine Wiederholung des Zuges wurde mit Feuerwerk und Ball geschlossen.

Eine kleinere kriegerische Festlichkeit, von Zeit zu Zeit abgehalten, war der Zug auf die Schützenmatte, auch „Schüsselikrieg" genannt, weil die kleinern von den mit der Armbrust mitmachenden Knaben auf Stecken Schüsseln trugen, die zu dem nachherigen Mittagsmahl dienten. Im Jahr 1758 wurden zu diesem Zug alle Bürger über 18 und unter 45 Jahren aufgeboten (Berner Taschenbuch 1862, S. 39 ff., vgl. 261).

Ein Umzug des äußern Standes allein und der von ihm eingeladenen Gäste, ohne militärisches Aufgebot von seiten der Regierung und auch „Aufritt" genannt, fand oft am Ostermontag statt.

Daß diese Zeit in Bern überhaupt zu Volksfesten in Gestalt von Umzügen und Schauspielen diente, und daß die verschiedenen Arten oder Bestandteile von Volksfesten gelegentlich eben auf einen Anlaß und Tag zusammentrafen, mag zum Schluß dieser Reihe die Beschreibung eines Zuges und Spieles zeigen, mit dem um das Jahr 1820 am Donnerstag nach Ostern die Jünglinge des Dorfes Bolligen die Stadt Bern besuchten und beehrten. Die Bestandteile jener Aufführung waren etwas bunt und die Anordnung nicht ganz kunstgerecht; sonst aber mochte das Schauspiel an Mannigfaltigkeit und Lebensfülle auf der Höhe desjenigen stehen, das bei der Gründungsfeier der Stadt Bern im Jahr 1891 dargeboten wurde.

Voran gingen zwei Läufer mit Bändern und Stab. Es folgte eine türkische Musik, ein Bär, zwei Geharnischte, Wilhelm

Tell mit dem Knaben, die drei Eidgenossen und die alten Kantone in ihren Farben. Es folgte dann eine bunte Menge von Gestalten zu Fuß und zu Pferd, z. B. der Landvogt Geßler mit berittenem Gefolge, der sogenannte „Urispiegel" (Eulenspiegel, Hanswurst) und ein Weib, das seinen Mann in einer „Hutte" trug. Das Eigentümlichste und Schönste waren aber zwanzig Paare Tänzer, mit Blumen geschmückte Reife tragend, ähnlich wie bei dem Umzug der Küfer, der ehemals bei der sogenannten Regiments- oder Burger-Besatzung nach dem Ostermontag stattfand und den Neugewählten seine Aufwartung machte. Den Schluß machten vierzig Paare von Jünglingen, einen Wagen mit einem Fasse ziehend, auf welchem, abermals wie bei dem Umzug der Küfer, Bacchus saß. Der Zug ging die Stadt aufwärts vor „die Stift" (den Platz vor dem Münster), wo er dem Schultheißen seine Aufwartung machte, dann auf den Platz vor der Hauptwache, wo das Schauspiel von Wilhelm Tell aufgeführt wurde, bei dem auch der Hanswurst beteiligt war, der aber ebenfalls einen alten Schweizer vorstellte. Beim Schuß auf den Apfel bildeten die Tänzer mit ihren Guirlanden Spalier, ebenso beim Schuß auf den Vogt. Nachher wurden auf demselben Platz Tänze aufgeführt und zum Schluß ein Kreis gebildet. Auf eine in der Mitte desselben errichtete Säule schwang sich ein Tänzer, der einen Reif mit gefüllten Gläsern in der Hand hielt und blitzschnell um seinen Kopf schwang, so daß kein Tropfen verschüttet wurde. Zuletzt brachte er die Gesundheit der hohen Herrschaften aus (vgl. Schweiz. Idiotikon I, 582 oben).

# Die Mordnächte und ihre Gedenktage.

In der schweizerischen Geschichte des XIV. und XV. Jahrhunderts und in Volkssagen, welche sich auf denselben Zeitraum beziehen, begegnet uns auffallend häufig (wohl zwölfmal) der Name Mordnacht. Derselbe scheint zwar erst im XVI. Jahrhundert aufgekommen zu sein und gilt zum größern Teile von Ereignissen, welche nur durch Sagen von ungleicher Glaubwürdigkeit bezeugt sind; aber bei dem allgemeinen Charakter jener Zeit, welche an Kriegen und innern Bewegungen in der Eidgenossenschaft so reich war, ist es von vornherein nicht unwahrscheinlich, daß öfters Ereignisse vorkamen, welche mit jenem Namen bezeichnet werden konnten, zumal da solche auch in der gleichzeitigen und manche andere Parallelen darbietenden Geschichte des benachbarten deutschen Reiches nicht fehlen. Zunächst fragt es sich nun, ob der Name wirklich etwas so Außerordentliches und Schreckliches bezeichne, wie nach dem Sprachgebrauch unserer heutigen mildern Zeit zu vermuten wäre. Wir denken dabei an einen Massenmord, ein nächtliches Blutbad von der Art, wie außerhalb unseres Landes etwa die sogen. sizilianische Vesper (30. April 1282) war, deren Andenken an Ort und Stelle neulich nicht ohne Bezug auf die Gegenwart gefeiert wurde, oder in neuerer Zeit die Bartholomäusnacht, auch Pariser Bluthochzeit genannt (24. August 1572), deren Nachhall auch in die Schweiz drang. In kleinerm Maße, aber in größerer Nähe und nicht viel später, entspräche etwa die Eskalade in Genf (22. Dezember 1602) und der sogen. Veltlinermord (16. Juli 1620). Auf diese vier Ereignisse, welche auf romanischem Boden stattfanden, konnte der Ausdruck „Mordnacht“ schon darum ursprünglich nicht angewandt werden. Aber auch auf dem engern Gebiete, wo der Name üblich geworden und geblieben ist, hat er nicht so schrecklichen Sinn, wie der Wortlaut

zu verkünden scheint. Er bezieht sich nicht auf Unternehmungen, bei denen Massenmord ausdrücklich beabsichtigt war, sondern nur auf nächtliche Überfälle, welche allerdings nicht ohne Blutvergießen verlaufen konnten, und es kommt dabei in Betracht, daß Mord in der ältern Sprache nicht nur absichtliche Tötung, sondern auch Hinterlist und Verrat bezeichnete, was sich leicht auf Verschwörungen anwenden ließ, aber nicht notwendig gewaltsamen und blutigen Hergang mitbedeutete. Es ist natürlich, daß man für Überfälle besonders die Nacht benutzte; aber auch dieser Teil des Wortes darf nicht zu streng genommen werden, zumal da „Nacht", wie „Abend", auch den Vorabend eines Festtages bezeichnete *). Ferner muß zum voraus bemerkt werden, daß von den in der Schweiz sogenannten Mordnächten nur wenige einen wirklich ausgeführten und gelungenen nächtlichen Überfall betreffen, die meisten bloß einen geplanten, rechtzeitig noch entdeckten und dann von den Unternehmern aufgegebenen oder von den Überfallenen glücklich abgewehrten Angriff. Endlich kommt der Hauptunterschied zwischen positiv bezeugter Geschichtlichkeit und bloß sagenhafter Glaubwürdigkeit in Betracht. Nun ist zwar sagenhaft nicht ohne weiters so viel als unhistorisch, denn auch die Sage ist eine Thatsache der Geschichte; sie kann geschichtliche Elemente enthalten, und sie ist, auch wenn ihre Elemente alle, einzeln genommen, als unhistorisch erwiesen sind, in ihrer Existenz und Gesamtheit immer irgend ein Reflex der Zeit, in welche das sagenhafte Ereignis fallen soll, oder einer spätern, in welcher die Sage entstanden ist. Es ist aber bekannt, daß viele Sagen sich durch bloße Verschiebung und Übertragung geschichtlicher Ereignisse auf andere Orte, Zeiten und Personen gebildet haben, welche nur irgendwie ähnlich zu sein, oft nur einen zufälligen, schwachen Anknüpfungspunkt darzubieten brauchten. Im vorliegenden Falle konnten also einige wenige positiv bezeugte Mordnächte hinreichen, Sagen von einer größern Anzahl an andern Orten zu erzeugen, sobald jene Bedingungen erfüllt waren oder schienen. Es folgt daraus zunächst nur, daß zur Zeit der Sagenbildung das Vorkommen solcher

*) Vgl. Schweiz. Idiotikon I, 35 und franz. veille, aus lat. vigilia, Nachtwache.

Ereignisse immer noch nicht ganz unwahrscheinlich war, während die wirklichen Motive der Erzählung nur subjektive, allgemeine menschliche Neigungen oder bestimmte praktisch-politische Tendenzen sein mochten. Übrigens kann man die Masse der Überlieferung nicht einfach in die extremen Gegensätze, rein geschichtlich und rein sagenhaft, auseinander legen, sondern es gibt bekanntlich ein großes mittleres Gebiet, in welchem Geschichtliches und Sagenhaftes, zu gleichen Teilen oder unter Vorwiegen des einen, gemischt vorkommen; es konnten wirkliche Thatsachen sagenhaft ausgeschmückt, oder es konnten weit verbreitete, gleichsam frei schwebende Sagenstoffe auf bestimmte Orte und Zeiten bezogen und ihre Erzählung mit Bruchstücken historischer Überlieferung von dem betreffenden oder einem andern Ort ausstaffiert werden.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wird es angemessen sein, eine kurze Übersicht der Überlieferung, historischer und sagenhafter, von unsern Mordnächten zu geben. An die schon aus dem Geschichtsunterricht der Volksschule bekannten und gar nicht oder nur wenig mit sagenhaften Elementen versetzten Mordnächte braucht nur kurz erinnert zu werden, während von weniger bekannten, ganz oder größtenteils sagenhaften wenigstens die Hauptzüge angegeben werden müssen.

Der chronologischen Ordnung nach kommt zuerst die Mordnacht von Luzern, früher in das Jahr 1332 gesetzt, wo sie aber nach den neuern Forschungen, wenigstens in der traditionellen Gestalt, keine sichere Stelle findet, weil, abgesehen von der sagenhaften Ofenbeichte, anti-österreichische Haltung gerade der Metzger von Luzern in jener Zeit unwahrscheinlich ist, dagegen mehrere infolge eines Aufruhrs im Jahr 1343 verbannte Bürger von den Herzogen von Österreich verliehene Fleischbänke besaßen. (Dr. Th. v. Liebenau, Das alte Luzern, S. 229).

Sehr bekannt und historisch feststehend, trotz einiger Züge, welche sagenhaft sein können *), ist die Mordnacht von Zürich im

*) So die Anekdote von dem Fischer Bachs, der drei vornehme Verschworne in einem Schiffe umwarf und dann die „goldenen Schuppen dieser Fische“ als Lohn erhielt. Denselben Zug erzählt das große Lied von der Schlacht bei Sempach (Strophe 45—50) von einem Hans Rot, dessen Name mit dem des Retters von Solothurn ebenso auffallend zusammen-

Jahr 1350, die einzige, auf welche der Wortbegriff Anwendung in größerm Maßstabe findet.

Ein innerer Aufruhr drohte im Jahr 1368 in Bern. Die Berner waren durch ein Schiedsgericht verurteilt worden, für Verwüstungen, die sie im Gebiete des Bischofs von Basel angerichtet hatten, 30000 Gulden Schadenersatz zu bezahlen. Nachdem 3000 Pfund bezahlt waren, wollte die Bürgerschaft nichts mehr geben und murrte gegen den Rat, der sich ohne Wache nicht mehr sicher fühlte. Einige Bürger sollen einen Auflauf verabredet haben, dergestalt daß der Wächter an die Glocke schlagen sollte, wenn sie das Losungswort „Geltenhals" schreien würden. Der Wächter, durch Foltern zum Geständnis gebracht, wurde hingerichtet, eine Anzahl Bürger verbannt. (Justingers Chronik, herausgegeben von Studer, S. 136/137). Der Sinn des Losungswortes, verkürzt aus „Gelte den Hals!" war wohl gewesen: den schuldigen Mitgliedern des Rates soll es ans Leben gehen! oder auch: die Verschwornen wollen mit eigener Lebensgefahr ihr Vorhaben durchführen. — Es folgt der von dem Grafen Rudolf von Kyburg im Einverständnis mit städtischen Anhängern geplante, von dem Bauer Hans Roth von Rumisberg zufällig entdeckte und von den Bürgern rechtzeitig abgewehrte Angriff auf Solothurn im Jahr 1382, in der Hauptsache ebenfalls historisch. Dasselbe gilt von der Mordnacht in Wesen 1388, der die eidgenössische Besatzung des Städtchens zum Opfer fiel, und von dem nächtlichen Überfall von Brugg durch den Freiherrn Thomas von Falkenstein im Jahr 1444, ausführlich erzählt von unserm Chronisten Bullinger, dessen Bericht bei Rochholz, Aarg. Sagen II, 356—360, abgedruckt ist. Weniger bekannt ist der im Jahr 1464 von einem Müller in Rheinfelden gemachte Versuch, mit Hülfe bernischer Kriegsleute die österreichische Stadt an Bern zu bringen. Die eingedrungenen Feinde wurden wieder hinausgeworfen, der verräterische Müller gefoltert und hingerichtet. (Rochholz a. a. O. S. 365). Die Ortssage (a. a. O. I, 204) erzählt von einem Müller Namens Gast, der im Jahr 1633 Rheinfelden an die

trifft. — Über die Mordnacht von Solothurn hat Staatsschreiber Amiet in der Einleitung zu [Xaver Amiets] Schauspiel „Hans Rot" gehandelt; derselbe über die von Brugg im Sonntagsblatt des „Bund" Nov. und Dez. 1869.

Schweden verraten wollte. Beide Berichte sind sagenhaft ausgebildet und zum Teil ineinander geflossen; das spätere Ereignis ist wohl nur eine Auffrischung des ältern. Der Name Gast eignete sich gemäß seiner appellativen Bedeutung, welche einen Fremden, ursprünglich sogar einen Feind bedeutet und in der Volkssprache auch noch als Schimpfwort gebraucht wird, zur Bezeichnung eines Verräters.

In den Burgunderkrieg (1476) fällt die Mordnacht von Yverdon, wo der Graf von Romont mit Hülfe burgundischer Scharen und im Einverständnis mit der Bürgerschaft die luzernische Besatzung überfiel. In dieselbe Zeit ist vielleicht der Vorfall zu setzen, zu dessen Andenken, wie einige glauben, in Neuenburg la fête des armourins gefeiert wird. Bei der Belagerung von Grandson sei auch das mit den Eidgenossen verbündete Neuenburg gefährdet und ein Zug bewaffneter Bürger in das Schloß nötig gewesen. Oder: ein Graf von Neuenburg habe im Einverständnis mit den Burgundern die Stadt um ihre alten Freiheiten bringen wollen u. s. w. (Alpenrosen 1820, S. 252).

Noch sagenhafter sind folgende Mordnächte, wieder nach der angeblichen Zeit geordnet, welche aber zum Teil nur ungefähr angegeben wird.

Im Jahr 1238 (oder etwas später) suchte der um Zofingen wohnende, von dem gebannten Kaiser Friedrich II. abgefallene Adel im Bunde mit den Dominikanern der Stadt sich dieser zu bemächtigen u. s. w. (Rochholz, Aarg. Sagen II, 368). Im Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau für das Jahr 1881, S. 30 ff., weist Rochholz nach, daß zwischen den Dominikanern und den Chorherren in Zofingen langwierige Eifersucht und Reibung bestand, daß die Chorherren den Dominikanern aus Neid wegen des Neubaues ihrer Kirche Schuld an einem verräterischen Überfall beilegten, und daß die spätern Chronisten diese Anklage aufgriffen, um auch der Stadt Zofingen die Ehre eines siegreichen Kampfes gegen den verhaßten Orden zuzuschreiben.

Eine Chronik der Landschaft Saanen, verfaßt von Christian Mösching im XVII. Jahrhundert, erzählt: Im Jahr 1407 wollten die Grafen von Greyerz die Landleute von Saanen und

Ösch mit Hülfe einiger reichen Leute des letztern Ortes leibeigen machen. Dies erfuhr ein ehrlicher Mann, Wilhelm Mösching (ohne Zweifel ein Vorfahr des Chronisten!). Er kam nachts zu seinem Bruder, der in Saanen Landammann war, und sagte: „Bruder, ich habe etwas mit deinem Ofen zu reden!" Diesem verriet er das Vorhaben der Feinde. Der Landammann sandte 150 zuverlässige, heimlich bewaffnete Leute nach Ösch, wo der Venner von Greyerz mit seinem Anhang gefangen genommen wurde. (Alpenrosen 1829, S. 278). — An historischer Grundlage dieser auch von Joh. v. Müller (Schweiz. Gesch. II, 625), doch ohne den Ofen, aufgenommenen Erzählung ist nicht zu zweifeln; aber von einer Mordnacht kann hier kaum die Rede sein, und der Vorfall wird hier nur angeführt wegen der Ofenbeichte, die in den Mordnachtsagen von Luzern und Freiburg i. Br. vorkommt.

Auch Aarau will seine (freilich sehr bescheidene) Mordnacht gehabt haben. Oesterreichisch gesinnte Edelleute beneideten den Wohlstand der aufblühenden, mit den Nachbarn von Brugg, Lenzburg und Zofingen verbündeten Stadt. Während Hans von Falkenstein, der Bruder des Urhebers der Mordnacht in Brugg, vom Schlosse Gösgen aus die Umgegend unsicher machte, schlichen sich die übrigen Edelleute von einer andern Seite in die Stadt, wichen aber zurück, als sie im Wirtshause zum Löwen noch Licht bemerkten. (Rochholz, Aarg. Sagen II. 373).

Stein am Rhein sollte im Jahr 1478 durch den Hegauischen Adel, der beim Benediktinerkloster eindringen wollte, besetzt werden. Der mit den Feinden verschworne Bürgermeister sollte den Söldnern, die eines Abends spät, in Salzfässer versteckt, den Rhein herabgefahren kamen, nach Mitternacht das Thor öffnen und ein verabredetes Zeichen geben, versäumte aber den Termin. Ein Bäcker, der in der Frühe am Rhein auf und ab ging, hörte aus einem der Fässer die Frage: „Ist's noch nicht Zeit?" und antwortete rasch besonnen: „No e Wili (Weilchen)!" Er machte sofort Anzeige, und die Schiffsladung wurde von der Bürgerwehr in den Rhein geworfen. Seit diesem Ereignis mußte der Stadtwächter jeden Morgen rufen: „No e Wili!" (Illustrierte Schweiz 1874, S. 27). Diese Sage scheint der von Rheinfelden und Zofingen nachgebildet.

Eine aargauische Sage (bei Rochholz a. a. O. II, 23) erzählt: Die Reformation hatte auch im Surbthale zahlreiche Anhänger gefunden. Ein Befehlshaber reformierter Truppen in Dettingen wollte alle dort gebliebenen Katholiken ausrotten und befahl den Neugläubigen, in einer bestimmten Nacht ihre Fensterläden offen zu halten und in der Stube brennende Kerzen aufzustellen. Aber das Vorhaben wurde verraten; auch die Katholiken brannten Lichter und konnten also nicht erkannt werden. — Der unselige Geist jenes Obersten muß seither in Hundesgestalt umgehen.

Nach der Rapperswyler Chronik von Rikenmann (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich VI, 235; vgl. Rikenmann, Gesch. von Rapperswyl, 2. Aufl., S. 81—83) verabredeten die Zürcher mit Hermann Geßler, Vogt zu Grüningen und Rapperswyl, daß er ihnen den letztern Ort auf St. Thomas Abend vor Weihnacht 1388 (nach Tschudi und Müller 1385) übergeben sollte. Sie hatten zwei „Röhrli" (Fäßchen) mit Harnischen und Mordäxten in die Stadt geschafft, und gerüstete Schiffe hielten in der Nähe verborgen, um auf gegebenes Zeichen zu landen. Zufällig ritten am selben Abend die Herren von Landenberg mit Gefolge in Rapperswyl ein, weil sie mit dem Rate eine andere, dringende Angelegenheit zu verhandeln hatten. Als zu diesem Zwecke die Ratsglocke geläutet wurde, glaubten die Verschwornen ihren Anschlag entdeckt und machten sich davon, ohne von jemand bemerkt worden zu sein; nur Kinder hatten durch die Spundlöcher der Fässer die Waffen erblickt. Der Rat mit der Priesterschaft beschloß, zum Dank für die Rettung der Stadt künftig alle Jahre auf St. Thomas-Tag sechs Viertel Kernen zu spenden und eine Prozession durch die Stadt und nach Jonen zu halten. Der Vogt Geßler machte später einen zweiten Versuch, die Stadt den Zürchern zu überliefern; aber seine Frau verriet den Anschlag den Ratsherren.

Nach dieser vorläufigen Übersicht wollen wir die Mordnächte im einzelnen genauer darauf ansehen, ob die Erzählungen von denselben irgendwelche gemeinsame Züge enthalten, welche sagenhaften Charakter verraten. Wir gehen dabei von der Grundansicht aus, daß das Sagenhafte nicht gerade in wunderbaren, an sich schon unwahrscheinlichen Vorfällen bestehe. Denn in der

That zeigt die Geschichte einzelne Fälle dieser Art, welche kaum bezweifelt werden können; das Unwahrscheinliche ist oft genug wahr geworden und das Wahrscheinliche ausgeblieben. Der Zweifel beginnt erst und gerade da, wo mehrere in Einzelheiten übereinstimmende Vorfälle ungefähr zur selben Zeit und unter ähnlichen Verhältnissen geschehen sein sollen; gerade die Mehrzahl solcher Fälle, welche einander zu unterstützen scheinen, erschüttert ihre Glaubwürdigkeit, weil sie die Wahrscheinlichkeit bloßen Zufalls verringert oder geradezu ausschließt. Ein Meisterschuß wie der des Tell und die dabei vorkommenden Reden wären an sich nicht unglaublich; aber daß die Geschichte an verschiedenen Orten wesentlich gleich sich zugetragen haben soll, gerade das macht jeden einzelnen dieser Fälle unglaubwürdig.

Etwas auffallend ist nun bei den Mordnächten schon der Umstand, daß mehrere derselben ungefähr auf dieselbe Jahreszeit und sogar auf dieselben Tage fallen. Daß die Mordnacht von Wesen auf den 22.—23. Februar, die von Zürich auf den 23.—24. Februar fällt, mag Zufall sein, zumal da beide sonst unähnlich und jede für sich im übrigen hinlänglich bezeugt ist. Aber einige andere Mordnächte, die zum Teil auch sonst durch sagenhafte Züge Bedenken gegen ihre Geschichtlichkeit erwecken, fallen in den Spätherbst und Winter: die von Zofingen auf St. Otmars Abend (16.—17. November), die von Solothurn auf Martins Abend (10.–11. November), der Berner Aufruhr auf den 10., die Mordnacht in Rheinfelden nach Rochholz a. a. O. II, 362 kurz vor Allerheiligen (Anfang November, wie la fête des armourins in Neuenburg), nach S. 371 auf den 15. Dezember, die von Rapperswyl auf St. Thomas Abend (21. Dezember), auf den auch die Genfer Eskalade trifft. Wenn nun im allgemeinen zu Überfällen meistens Nächte gewählt wurden, so versteht sich, daß die Jahreszeit der länger werdenden und längsten Nächte besonders günstig sein mußte; die langen Abende des Winters waren aber auch dem Beisammensein der Bürger auf den Zunftstuben günstig, welches je nach Umständen zu friedlicher Beratung der öffentlichen Angelegenheiten dienen oder zu Streit über dieselben führen konnte. In dieselbe Zeit fallen auch eine Reihe kirchlicher Festtage, welche seit alter Zeit zugleich Termine des bürgerlichen

Lebens waren. Wie weit hier bloßer Zufall walte oder aber sachliche Gründe, kann erst aus den folgenden Vergleichungen des Materiellen der Mordnachtsagen klarer werden.

Natürlich wurden, um Mordnächte oder ähnliche Überfälle ins Werk zu setzen, auch besondere Kriegslisten angewandt. Die zum Einbruch bestimmten Kriegsleute mußten heimlich an den Ort oder in die Nähe desselben geschafft und versteckt oder verkleidet gehalten werden, bis das Zeichen zum Losschlagen gegeben war. Besonders beliebt scheint nun das Verfahren gewesen zu sein, die Kriegsleute in Fässer zu verstecken, als ob eine friedliche Warenladung, zu Schiff oder Wagen, eingeführt würde. Die Söldner des gegen Zofingen verschwornen Adels wurden in Salzfässer geborgen; ebensolche erscheinen in Stein und Neuenburg; Fässer dienten auch in Wesen den Feinden zum Versteck. In Rapperswyl wurden nicht Bewaffnete, aber Waffen in Fässern eingeschmuggelt. Ähnlich, nur nicht gerade zu einem nächtlichen Überfall, ließ Rudolf von Habsburg zürcherische Krieger in Kisten und Fässern auf Schiffe laden, um das Städtchen Glanzenberg einzunehmen. Hans von Rechberg, der Verbündete des Thomas von Falkenstein beim Überfall von Brugg, überfiel später Rheinfelden, indem er auf Schiffen, hinter deren Holzladung Soldaten versteckt waren, von Laufenburg herabgefahren kam. Er selbst und die ihn begleitenden Herren trugen Pilgerkutten über ihren Harnischen. Als Pilger verkleidet hatten auch verschworne Rapperswyler sich in Zürich eingeschlichen. — Solche Mittel wurden gewiß in jener Zeit häufig angewandt; ob dies gerade in allen oben angeführten Fällen (diese als historisch vorausgesetzt) wirklich geschah, bleibt eine offene Frage; wir haben zunächst nur die stehenden Züge der Erzählungen als solcher zu verzeichnen. Vereinzelt steht der Zug, daß der Müller von Rheinfelden die Gassen der Stadt tief mit Spreu bestreute, damit die Pferde der einreitenden Feinde nicht gehört werden sollten. Ähnlich erscheint anderswo das Umwickeln der Pferdehufe mit Filz, Lumpen oder Stroh.

Trotz solchen Vorkehren wären wohl nächtliche Überfälle nicht so häufig gewagt worden, wenn nicht günstige Umstände an den betreffenden Orten selbst dem Unternehmen zu Hülfe gekommen wären. Dahin gehört natürlich vor allem Anknüpfung und

Einverständnis mit einem Teil der Bürgerschaft selbst oder wenigstens mit einzelnen Personen in der Stadt. In jenen Zeiten, wo die Städte meistens unter innern Kämpfen sich entwickelten, konnte es nicht schwer sein, eine Partei für Mitwirkung zu einem Handstreich zu gewinnen. So fanden sich (immer zunächst abgesehen von dem Unterschied zwischen Geschichte und Sage) österreichisch Gesinnte in Wesen, Luzern und Aarau, gräflich Gesinnte in Zürich, burgundisch Gesinnte in Yverdon; der verräterische Müller in Rheinfelden, der dort zugleich Bürgermeister gewesen sein soll, ist schon erwähnt worden. Besonders auffallend ist aber, daß an mehrern Orten geistliche Personen, Mönche und Chorherren es sind, denen die Rolle der Verräter und Helfer zugeteilt ist: Dominikaner in Zofingen, ein Chorherr in Solothurn und in Zürich. Die Mordnacht zu Yverdon gelang durch Mithülfe der an der Stadtmauer wohnenden Franziskaner; in Stein drangen die Adeligen bei einem Thörchen des Benediktinerklosters ein. Ähnliches finden wir in deutschen Städten: die Kölner Mordnacht (1267) war von Domherren angezettelt, welche denn auch aufgeknüpft wurden; der Verräter in Freiburg i. Br. öffnete den Feinden das beim Mönchshof gelegene Thor. Einmal freilich erscheint ein Kleriker auch als Retter (zugleich der Ehre seines Standes!): der Nürnberger Zunftaufruhr von 1349 gegen das Patriziat wurde von einem Bettelmönch entdeckt. (Rochholz, Taschenbuch, S. 41—42).

Ob diese Angaben teilweise oder insgesamt aus der Zeit stammen, wo der Stand der Mönche überhaupt verhaßt oder verächtlich geworden war und einzig nach diesem allgemeinen Vorurteil an vielerlei Schaden schuld sein sollte, wie etwa früher zeitweise die Juden, oder ob in einzelnen Fällen bestimmter und wirklicher Anlaß zu Verdacht gegen Geistliche vorlag, weil deren Interesse irgendwie mit dem der Feinde verflochten war, wird wohl nicht mehr zu entscheiden sein.

Als zufällig begünstigende oder absichtlich gewählte Umstände erscheinen einige Male Märkte, an denen ohne Aufsehen viel Volk zusammenfloß, welches entweder zur Teilnahme an der Aktion benutzt werden konnte oder, zumal da seine Aufmerksamkeit unwillkürlich eben auf das Marktgeschäft gerichtet war, die Anstalten

der Verschwornen verdecken half. An einem Jahrmarkt sollte der Anschlag auf Ösch ausgeführt werden, ebenso der auf Rapperswyl; der Umzug der armourins in Neuenburg, der ja auch historischen Anlaß haben soll, wurde früher immer an einem Hauptmarkte gehalten. Am Otmarstage (16. November), Datum der Zofinger Mordnacht und ihrer Gedenkfeier, fand der sogenannte Kalte Jahrmarkt statt.

Zu Verschwörungen gehören Losungsworte, durch deren Kenntnis die Verschwornen sich von der Gegenpartei unterscheiden; daran schließen sich Stichworte, auf welche der Ausbruch erfolgen sollte. In der Mordnacht von Zürich galt das Losungswort „Petermann." Was Rochholz (Aarg. Sagen II, 372) zur Erklärung dieses Wortes beibringt, beruht nicht auf schweizerischem Sprachgebrauch und will auch sonst nicht passen. Wahrscheinlich ist -mann an Peter, wie an andere Personennamen, ohne besondere Bedeutung angehängt, und es mochte dem einfachen Peter, wie andern männlichen und weiblichen Personennamen, eine sprichwörtliche oder bildliche appellative Bedeutung beiwohnen, die nicht mehr sicher zu erraten ist. Nach W. Wackernagel (Kleine Schriften III, 153) konnte Peter irgend eine männliche Person bedeuten, die man nicht näher zu bezeichnen wußte oder wünschte, also als bloßes Flick- oder Ersatzwort für einen Unbekannten oder unbekannt sein Wollenden dienen. Meister Peter war, wie „Meister Hämmerlin", ein Name des Scharfrichters (der nach Ereignissen, wie die fraglichen, und gerade damals in Zürich reichliche Arbeit bekam!). Petermännchen heißt, abermals wie Meister Hämmerlin, auch ein Hausgeist und der Teufel selbst *). Irgend eine von den hier angedeuteten Beziehungen wird wohl damals gewaltet haben; übrig geblieben ist bei uns nichts als die der Sammlung des Idiotikons aus Einsiedeln mitgeteilte **) Redensart: „J wett dr nüd de Peterma singe!" als Ausdruck der Geringschätzung. Es muß also ein altes Lied gegeben haben, welches so benannt wurde und

*) Sprühteufel aus Pulver, welche ebenfalls Petermännchen heißen, waren wohl damals noch nicht üblich; sonst könnte das Wort bildlich und im Kleinen den Ausbruch einer Verschwörung bezeichnen.

**) Mit der vielleicht nur auf Vermutung beruhenden Beifügung, daß sie sich auf die Zürcher Mordnacht beziehen solle.

so gemein geworden war, wie etwa das „Bohnenlied", das später in ähnlicher Redensart eine ebenso abstrakte Bedeutung annahm.*)

Das in der Berner Verschwörung von 1368 gebrauchte Losungswort „Geltenhals" wird von Rochholz in einer Weise gedeutet, welche schon aus rein sprachlichen Gründen nicht richtig sein kann, und ich sehe keinen Grund, von der oben schon gegebenen Erklärung abzugehen, welche, auf „Todesstrafe" zielend, sich mit „Meister Peter" im Sinne von Scharfrichter berührt.

Das Losungswort der Feinde von Zofingen soll gelautet haben: „Do har gôt er (von dort her kommt er)!" Einer der in Fässern versteckten Söldner, der betrunken war, soll das Stichwort zu früh gerufen und dadurch den ganzen Anschlag verraten haben. Anschaulicher erzählt die Sage: Knaben hätten an jenem Abend auf dem Platze, wo die Fässer abgeladen waren, Ball gespielt. Ein Ball sei dabei hinter die Fässer gefallen und dort von dem Knaben, der ihn verworfen hatte, gesucht worden. Indem er seinen Kameraden denselben wieder zuwarf, habe er, um die Richtung des Wurfes anzugeben, gerufen: „Dohar gôt er!" Alsbald sei das Wort von einer Stimme aus dem nächsten Fasse wiederholt worden. Der Knabe habe die andern herbeigewinkt und den Ruf wiederholt, mit demselben Erfolg. Das hätten die Knaben nun natürlich ihren Vätern angezeigt, welche die Fässer erbrachen und den Ausbruch der drohenden Gefahr erstickten. (Rochholz a. a. O. II, 368). — An Anschaulichkeit läßt dieser Bericht gewiß nichts zu wünschen übrig, wohl aber an Wahrscheinlichkeit, und er ist auch durchsichtig genug, den ursprünglichen Sinn zu verraten. Wenn nämlich die Zofinger Chronik beifügt, seit jenem Abend seien die Nachtwächter verpflichtet worden, jedes Jahr um jene Zeit das Losungswort der Verschwornen, verbunden mit der üblichen Warnung betreffend Feuer und Licht, an allen Hauptplätzen und Straßenecken auszurufen, so ist klar, daß der Nachtwächterruf das Ursprüngliche war und erst rückwärts auf jenen zufälligen Ausruf des Knaben und die mit ihm so wunderbar zusammentreffende Losung der Feinde gedeutet wurde, nachdem aus andern Gründen die Sage von einer Mordnacht

*) S. Schweiz. Volkslieder, herausgeg. von L. Tobler, Bd. I, S. CXLI.

sich gebildet hatte. Der Sinn des Nachtwächterrufes selbst soll später enthüllt werden.

Ganz ähnlich erklärt sich der Nachtwächterruf in Stein: „No e Wîli!“ Auch dies wird ein Bruchstück eines alten Nachtwächterspruches gewesen sein, der den schlafenden oder halbwachen Bürgern am frühen Morgen die tröstliche Zusicherung gab, daß sie noch ein Stündchen der Ruhe pflegen dürfen. Die Ortssage stellt den Sachverhalt natürlich ernsthaft und umgekehrt dar, wie schon oben berichtet worden ist.

Rochholz bringt (im Taschenbuch S. 45) die Notiz bei, daß die Nachtwächter in Bregenz noch bis 1859 von Martini bis Lichtmeß die neunte Abendstunde mit dem Ruf: Ehr Gutta! anzukünden hatten, der sich auf eine Niederlage der Appenzeller bei ihrer Belagerung der Stadt (1408) beziehen soll, wobei vielleicht eine weibliche Person, Namens Gutta, sich Ehre erworben hatte.

Ein Hauptmerkmal der Mordnächte ist das schon im Anfang hervorgehobene, daß in den meisten Fällen, gerade wo nur die Sage als Quelle erscheint, der geplante Überfall nicht gelungen, sondern durch rechtzeitige Entdeckung noch vereitelt worden sein soll. Wenn günstige Umstände einen glücklichen Erfolg des Unternehmens zu versprechen schienen, so verlangt die göttliche (oder auch nur die poetische!) Gerechtigkeit, daß ebensolche Umstände auch der Gegenpartei zu statten kommen mußten. — Ein sagenhafter Zug ist hier zunächst, daß da, wo menschliche Vorsicht fehlte oder nicht ausreichte, die Vorsehung sich spielender Kinder als Werkzeug bedient haben soll. Dies ist wohl noch schöner und wahrscheinlicher, als daß eine göttliche Persönlichkeit unmittelbar eingriff, wie in Rheinfelden, wo die Jungfrau Maria eigenhändig die Stadtuhr so weit vorschob (von Mitternacht auf 4 Uhr morgens), daß die Bürger erwachen mußten, bevor der Verräter seine Vorarbeiten beendigt hatte*). Auch zu dieser

*) Laut W. Coxe, Briefe über die Schweiz 1781, S. 347 (bei Rochholz, Aarg. Sagen I, 207) soll der Lällenkönig in Basel an einen Bürgermeister erinnern, der diese Stadt von einer Verschwörung dadurch rettete, daß er sämtliche Uhren um eine Stunde vorrückte. Das ist wohl nur mißverständliche Übertragung von Rheinfelden auf Basel; denn nach Seite 206 heißt der als Geist dort umgehende und die Zunge herausstreckende Bürgermeister Gast auch Lälli.

Sage gibt Rochholz Parallelen (aus Köln, Konstanz und andern Orten), welche den historischen Wert besitzen, den wir allen solchen Daten zum voraus zuerkannt haben und der natürlich auch für die Kinder gelten muß. Die Ball werfenden Knaben in Zofingen wurden vor kurzem erwähnt; von Rapperswyl ist der Zug, daß nur Kinder die in Fässern versteckten Waffen zu sehen bekommen hatten, ebenfalls schon angeführt worden. Da bei dem Umzug der armourins in Neuenburg die Knaben einen wesentlichen Anteil nehmen, so müssen sie auch seinerzeit bei der Entdeckung der Feinde mitgespielt haben. Eine der dortigen Sagen berichtet: Als in einer Verschwörung gegen den Fürsten von Neuenburg das Schloß angezündet werden sollte, habe ein Knabe, der sich, mit andern spielend, in einem hohlen Baume zunächst beim Schloß versteckt hatte, das Flüstern einiger Männer betreffend das Vorhaben der Brandstiftung vernommen und angezeigt. Bei angestellter Untersuchung fand man im Schloß bereits eingelegte Brände. Die Bürger erbaten sich nun die Erlaubnis, das Schloß eine Zeit lang zu bewachen. Die den Festzug mit Fackeln begleitenden Knaben stellen diejenigen vor, die einst die Gefahr entdeckt hatten. — Wo das Spiel von Knaben nicht auszureichen schien, mußten halberwachsene Burschen, junge Handwerksgesellen eintreten. In Rheinfelden erwachte zuerst ein Schmiedlehrling und machte die dringende Entdeckung. In Zürich war es der Bäckerjunge Eckenwiser, der die letzte Beratung der Verschwornen im Wirtshaus zum Strauß belauscht hatte und den Allarm veranlaßte. In Luzern hatte der Zufall einen Bettelknaben, der ein Nachtlager suchte, unter den Schwibbogen geführt, wo die Verschwornen versammelt waren. — Zuletzt können natürlich auch erwachsene Personen verschiedenen Standes denselben Dienst thun; so der Bauer Hans Roth vor Solothurn, die Frau des Vogtes in Rapperswyl. Damit das Gleichgewicht der natürlichen Wahrscheinlichkeit hergestellt werde, mußte freilich auch einmal ein Opfer fallen: der Landmann Hans Griesberg, der die Stadt Brugg vor den heranziehenden Feinden warnen wollte, wurde von denselben ereilt und erschlagen. — Der Grund der Sagen von rechtzeitiger Entdeckung ist die allgemeine Erfahrung, die im Mittelalter, wie in der Neuzeit, gemacht werden mußte,

daß die meisten Verschwörungen durch irgend einen äußern Zufall oder menschliche Schwachheit eines Verschwornen vor ihrem Ausbruche verraten werden, so wie noch in neuester Zeit von zwölf Attentaten auf fürstliche Personen kaum eines gelungen ist.

In Luzern und Saanen, sowie in der Mordnacht von Freiburg i. Br. spielt bei der Entdeckung noch das doppelt sagenhafte oder geradezu mythische Motiv des Ofens, d. h. uralter Verehrung des Feuerelementes und der Feuerstätte als eines bevorzugten Ortes göttlicher Allgegenwart, also auch Allwissenheit, und als Zuflucht für Bedrängte, wie Tempel und Altäre schon den Heiden es waren. In der Zürcher Mordnacht wird der Ofen nicht als höheres Wesen angeredet, da Eckenwiser nur hinter demselben halb schlafend Zeuge der Beratung wird, was ja ein ganz natürlicher Zufall sein konnte; um so eindringlicher ist die förmliche und feierliche Ankündigung des W. Mösching in Saanen an seinen Bruder: „Ich habe etwas mit deinem Ofen zu reden!"

Daß endlich bei den Mordnächten einzelne Zünfte mit ihren Lehrlingen und Meistern besonders beteiligt erscheinen, ist zunächst wieder nichts Auffallendes, wenn man die Wichtigkeit jener Institution in der betreffenden Zeit bedenkt. Achtet man aber darauf, welche Zünfte gerade aus der Gesamtheit hervorgehoben werden, so wird auch hier hinter dem bloßen Zufall ein tieferer Grund und Sinn zum Vorschein kommen. Wo es sich um schlagfertige Abwehr eines kriegerischen Angriffs oder um einen Straßenkampf handelt, werden solche Handwerke voranstehen, welche auch in ihrem friedlichen Betrieb schon waffenähnliche Werkzeuge handhaben, also Metzger und Schmiede. Die erstern erscheinen in Luzern und Zürich*); ein Schmiedlehrling erwachte in Rheinfelden zuerst, und ein Meister dieses Handwerks griff dort, als er der eingedrungenen Feinde ansichtig geworden war, zum großen Hammer mit den Worten: „Die Pickelhauben sind nicht recht geschmiedet, sie haben die Hämmer noch nötig!" (Roch-

*) Hier mit der Nähe des Schlachthauses beim Rathaus mangelhaft motiviert, da doch die Metzger in der Nacht nicht mehr dort gewesen sein würden und auch ihre Zunftstube nicht in der Nähe lag.

holz, Aarg. Sagen I, 204). Daß Eckenwiser in Zürich ein Bäckerjunge gewesen sein soll und auch in Stein ein Bäckermeister den Inhalt der Salzfässer entdeckte, erklärt sich natürlich zunächst daraus, daß die Bäcker, durch ihren Beruf zum Frühaufstehen genötigt, nächtliches Unheil am ehesten zu entdecken im Falle sind. Vielleicht aber haben wir, mit Übergehung der Schmiede, die Bäcker mit den Metzgern zusammenzurücken und dann auch den letztern einen friedlichen Charakter zu erteilen. Brot und Fleisch sind die Hauptbestandteile der Nahrung und waren eben darum auch Gegenstände alter Opfer. Wenn also Bäcker und Metzger nicht geradezu die Stelle von Priestern an heidnischen Opferfesten eingenommen haben, so konnten sie doch nicht entbehrt werden, wenn es galt, für spätere städtische Feste, dergleichen mehrere mit Erinnerung an Mordnächte verbunden sind, den Bedarf an Speise herbeizuschaffen; nur müßten ihnen eigentlich noch die Küfer beigesellt werden, um die Fässer mit Wein statt mit Waffen zu füllen. Es wäre dann eine Umkehrung anzunehmen, wie bei den Nachtwächterrufen, welche einst Mordiorufe gewesen sein sollen!

Indem wir uns der Aufgabe zuwenden, in den Überlieferungen von Mordnächten das Sagenhafte vom Historischen noch bestimmter zu scheiden, als schon bisher gelegentlich geschehen ist, stoßen wir auf die Thatsache, daß das Andenken an eine Mordnacht an einigen Orten angeblich durch ein jährliches Fest erneuert wird oder daß Stiftung und Bestand eines solchen Festes auf eine Mordnacht zurückgeführt wird. Zunächst liegt nun auf der Hand, daß das Bestehen eines Jahresfestes mit angeblicher Beziehung auf ein Ereignis, wenn nicht positive Zeugnisse für solchen Zusammenhang vorliegen, in diesem Fall ebensowenig die Geschichtlichkeit des betreffenden Ereignisses beweisen oder auch nur die Glaubwürdigkeit desselben verstärken kann, wie etwa die Existenz von Tellskapellen und Prozessionen zu denselben die Wahrheit der überlieferten Tellsgeschichte verbürgen helfen. Auch begreift man, wie nahe es lag, zur Erklärung eines bis in die Neuzeit hereinragenden alten Festes eine historische Veranlassung zu suchen und zu finden. Im einen Fall suchte man ein Ereignis, das nicht hinlänglich feststand, durch

das nachträgliche Zeugnis eines angeblichen Erinnerungsfestes zu stützen; im andern wollte man ein Fest, dessen Bedeutung und Berechtigung fraglich schien, durch ein untergeschobenes Ereignis rechtfertigen. Beide Tendenzen konnten auch zugleich bestehen und einander entgegenkommen. Wir haben aber auch hier den Sachverhalt im einzelnen zu untersuchen.

Mordnächte, welche gelangen, wie die von Wesen und Brugg, konnten natürlich an den betreffenden Orten kein festliches Andenken erzeugen. Anderseits mußte ebensowenig jede gelungene Abwehr einer Mordnacht zu einem Feste führen. In Stein, dessen Mordnacht nur sagenhaft ist, dient zur Erinnerung auch nur der Nachtwächterruf. Dagegen hat man für Luzern und Zofingen, deren Mordnächte keine sichere Stelle in der Geschichte finden, Anknüpfung an ein Fest gesucht; ebenso für die fester stehenden Mordnächte von Rheinfelden und Rapperswyl und die ganz sichere von Zürich; über den Ursprung der fête des armourins in Neuenburg bestehen verschiedene Ansichten. — Aus dieser Übersicht ergibt sich zum voraus nur, daß das Verhältnis zwischen Fest und Ereignis nicht überall dasselbe ist, also auch nicht überall derselbe Schluß von einem auf das andere stattfinden kann. Am einen Orte hat man, von dem feststehenden Ereignis ausgehend, die Festtradition in Frage zu stellen, an den meisten andern Orten hat man umgekehrt zu verfahren; wichtig ist nur, daß auch an Orten, für welche das Ereignis feststeht, eine sagenhafte Festtradition in Bezug auf dasselbe aufkommen und, wo kein Ereignis nachzuweisen ist, eines erdichtet werden konnte, um ein bestehendes Fest zu erklären.

Als Andenken an die Luzerner Mordnacht betrachtet man den Landsknechtenumzug, auch „Umzug im Harnisch" genannt, der seit dem XV. Jahrhundert bezeugt ist und wesentlich in einer kriegerischen Musterung mit nachfolgender Gefechtsübung der Bürger bestand, wobei später eine Partei die Österreicher, die andere die Eidgenossen vorstellte. (Vgl. Liebenau, Das alte Luzern, S. 240—242; Basler Neujahrsstück XLVII, S. 13). Der Zug wurde, da er ausgeartet war, im Jahr 1713 abgeschafft und ging in den noch heute an der Fastnacht üblichen Fritschi-Umzug über, dessen Ursprung aus Stiftung eines histo-

rischen „Bruder Fritschi“ durch neuere Forschung als Irrtum erkannt worden ist. Die Beziehung des Landsknechtenumzugs auf die Mordnacht mochte neben dem kriegerischen Charakter desselben den besondern Grund haben, daß die Metzgerzunft als Bestandteil der Schützengesellschaft an jenem Tag eine Hauptrolle spielte. Aber bei der historischen Unsicherheit der Mordnacht selbst fällt natürlich auch jene Beziehung dahin; auch würden die Tage nicht stimmen.

In Zürich hat man dem Frühlingsfest des Sechseläutens, welches als Jahresfest der Zünfte erst in diesem Jahrhundert recht aufgekommen und wahrscheinlich teilweise an die Stelle früherer Fastnachtbräuche getreten ist, auch etwa die Erinnerung an die Mordnacht untergeschoben, weil diese mit Einführung der Zunftverfassung zusammenhängt. Aber schon daß das Sechseläuten auf keinen ganz bestimmten Tag und gewöhnlich etwa einen Monat später fällt, als die Mordnacht fiel, zeigt, daß jene Beziehung auf keinen Fall eine ursprüngliche sein könnte. Dasselbe gilt aber auch von der sonst etwas besser begründeten und früher bezeugten Beziehung auf den am Aschermittwoch üblich gewesenen Metzgerumzug, auch genannt „Metzgerbraut“, indem (wahrscheinlich erst durch Bullinger) die Ansicht aufgebracht worden war, die Metzger haben zur Anerkennung für ihre in der Mordnacht bewiesene Tapferkeit das Recht erhalten, einen Löwen als Denkzeichen zu führen und denselben nebst einer die Stadtfarben zeigenden Fahne alljährlich am Matthiastag in einem Umzuge durch die Stadt zu tragen, später wenigstens noch am Fenster ihres Zunfthauses auszustellen. Da der Löwe (oder vielmehr dessen Kopf, genannt „Isengrind“) als Sinnbild siegreicher Tapferkeit gedeutet wurde, so mußte ein Bär, der an einer Kette mitgeführt wurde, auf die überwundenen Feinde bezogen werden. Wahrscheinlich war aber der Bär, wie im Tierepos, der Vorgänger des Löwen selbst und, wie an Frühlingsfesten anderer Orte, Sinnbild des überwundenen Winters gewesen. Abgesehen von der Bedeutung der Tiermasken ergibt sich aus Bullingers Bericht selbst (Chronik I, 8, 2), daß das Fest ursprünglich keinen historischen Charakter trug, indem jene Tiergestalten von einer Menge maskierter Narren mit Schellen, Kuhschwänzen u. s. w. begleitet waren, worunter

eine „Braut" und ein „Bräutigam", welche zuletzt in einen Brunnen geworfen wurden. Solche Brunnentauche findet sich bei vielen andern Frühlingsfesten zu Stadt und Land und bezieht sich ursprünglich wohl auf wirkliche Menschenopfer, die dem Element des Wassers im Frühling dargebracht wurden; aus dem furchtbaren Ernst des ursprünglichen Brauches war natürlich im XVI. Jahrhundert längst ein derber Scherz als Schlußakt des Umzuges geworden. Braut und Bräutigam waren ursprünglich nicht die Opfer, sondern die durch Opfer und Umzüge verehrten Gottheiten der Natur; die Braut, von welcher der Umzug der Metzger den Namen hatte, entspricht ohne Zweifel der im Landsknechtenumzuge der Luzerner mitgeführten und mit einem derbern Namen bezeichneten weiblichen Figur, die auch wieder im Fritschi-Umzug als „Fritschine" erscheint. Was endlich die hervorragende Beteiligung der Metzger an solchen Bräuchen betrifft, so findet sie sich auch in Baiern, wo der unter dem Namen „Schönbartlaufen" bekannte Umzug der Metzger in Nürnberg zur Fastnacht ebenfalls darauf zurückgeführt wird, daß diese Zunft bei dem Aufstand von 1349 besonders treu zum Rate hielt. Auch der sogenannte „Metzgersprung" an der Fastnacht in München, wo die Metzgerknaben während des Tanzes der Gesellen das Volk mit Wasser begießen, muß ein alter Kultusbrauch gewesen sein, und daß die Metzger in all diesen Bräuchen die Stelle von alten Opferpriestern vertreten, ist kaum zu bezweifeln (vgl. Simrock, Deutsche Mythologie, 5. Auflage, S. 371. 544). Überrest eines alten Wasseropfers war auch der an der Fastnacht in Baden (Aargau) übliche Brauch, einen (dafür bezahlten) Mann, nachdem man ihn als Kind „eingefäschet" durch die Stadt geführt, auf dem Platze vor der Waag in eine Bütte mit Wasser zu werfen und zu umtanzen. Auch das alte Basel liefert noch einen Beitrag in diesen Zusammenhang. Am 20. Tag nach Weihnacht führte in Klein-Basel ein in alte Tracht gekleideter Mann, Namens Ueli, einen Löwen an einer Kette durch die Stadt. Der Mann tanzte vor den Häusern der Löwenzünfter und wurde, beim Brunnen vor dem Rathaus angekommen, vom Löwen hineingeworfen. Der Brauch und Tag hieß „die kalte Kilbi" (vgl. den „Kalten Jahrmarkt" in Zofingen). Ähnliche Umzüge anderer baslerischer Zünfte

sollen zum Andenken an die Befreiung Klein-Basels von österreichischer Herrschaft gestiftet sein*).

Weniger weit ab und rückwärts führen uns die an Mordnächte geknüpften Festtage und Bräuche anderer Orte. Für die Rettung von Rheinfelden wurde ein einfaches kirchliches Dankfest eingesetzt, das man bis 1802 jährlich am 15. Dezember beging (Rochholz, Aarg. Sagen II, 366). In Solothurn wurden am Martinstag Wecken gespendet, angeblich aus dem den Chorherren zur Strafe für ihre Mitschuld an der Mordnacht entzogenen Zehentkorn (Staub, Das Brot, S. 63). Zum Andenken an die glücklich vereitelte Mordnacht von Zofingen wurden, abgesehen von dem Nachtwächterruf, am sogenannten Kalten Jahrmarkt den Kindern der Stadt alljährlich Nüsse und Wecken vom Kirchturm herabgeworfen und ein Maskenumzug gehalten. Vom Jahr 1496 an wurde der Erinnerungsruf des Nachtwächters auf die Zeit zwischen Otmarstag und Lichtmeß (16. November bis 2. Februar) eingeschränkt und der erstere Tag mit einem Umzug der Ratsherren eröffnet, wobei die Kinder vom Schaffner des Stiftes Weizenbrote („Mutschenen") ausgeteilt erhielten und der Magistrat einen Abendtrunk hielt. Dieser Brauch dauerte bis 1798. In der Restaurationszeit wurde das Fest in der Gestalt erneuert, daß die Kinder sich am Otmarsabend auf dem Hauptplatz versammelten, jedes mit einer ausgehöhlten Rübe, in der ein Licht steckte, und mit dem Glockenschlag Sieben ein Umzug begann. Auch die Verteilung der Brötchen wurde seit 1825 durch freiwillige Beiträge der Bürger wieder einige Male ermöglicht und der Lichterumzug der Schulknaben von Magistratspersonen begleitet, wobei der alte Wächterruf dem Weibel übertragen war. Die Knaben aber riefen aus Leibeskräften: „Salat! Salat!" Rochholz fügt diesen in den Aarg. Sagen II, 369—90, Taschenbuch S. 40 – 41 gegebenen Berichten am letztern Orte (S. 42 ff.) einige weitere Erklärungen bei, von welchen wir nur die den Ruf „Salat!" betreffende hieher ziehen. Er bezieht sich nach Rochholz (S. 44) auf das um jene Zeit frisch eingeschnittene

*) Das Vorhergehende größtenteils nach Runge, Der Quellenkultus in der Schweiz, S. 25 ff.

Sauerkraut, und das Wort bedeutet in den aargauischen Städten auch die den Schützenzünften auf Staatskosten gegebene Jahresmahlzeit; auch die Hochzeitessen, zu welchen wohl aus der Schützenkasse ein Beitrag geliefert wurde und welche mit dem Ausschießen im Spätherbst verbunden wurden, waren unter jenem Begriff befaßt. Als Parallele dienen fränkische „Salatkirchweihen" im Spätherbst*). In diese Zeit fällt auch die Ernte der Rüben (schweiz. „Räben") und das von den Kindern daran geknüpfte Lichterspiel. Um dieselbe Zeit beginnt (und dauert bis Lichtmeß wie der bezügliche Nachtwächterruf in Zofingen und Bregenz) die Arbeit bei Licht und der dafür den Gesellen gewährte Schmaus des Licht- oder Kiltbratens. — Die Verpflichtung des Stiftes zu Zofingen, am Otmarstage Brötchen auszuteilen, bezieht sich ursprünglich auf ein im Mittelalter oft durch Brotzinse dargestelltes Dienstverhältnis desselben zu den Grafen von Froburg, deren Rechtsnachfolgerin später die Stadt selbst wurde. Ihr entspricht die ähnliche Verpflichtung des Stiftes in Solothurn und desjenigen in Zürich, welches bis zum Jahr 1600 jährlich am Tage seines Stifters Karl (des Großen) sämtliche Ratsherren, Adelige, Amtsleute, Richter und Pfarrer, die beim Fest erschienen, mit einem Simmelring beschenken mußte. Nur spielt hier die Mordnacht nicht mit und natürlich noch weniger in Brugg, welche Stadt nachweislich seit 1532 allen Kindern, die den amtlichen Umzug zur Markenbeschau der Stadtwaldungen mitgemacht hatten, Mutschbrötchen verabreichen mußte, woraus später das Jugendfest des „Rutenzuges" entstand, dem wieder der „Reckholdernzug" in Winterthur entspricht. Auch in Bremgarten und Zug hat die Brotverteilung an Kinder keine Mordnachterinnerungen zum Hintergrund, dagegen in Rapperswyl das Andenken an die durch die Zürcher unmittelbar nach ihrer Mordnacht 1350 an der Stadt genommene Rache, wobei besonders auch Kinder Hunger und Kälte litten. (Vgl. Rikenmann, Geschichte von Rapperswyl, 2. Aufl., S. 47, Anm. 2).

In dem Ruf der Zofinger Nachtwächter: „Dohar gôt er!" bezieht Rochholz (Taschenbuch S. 49 – 50) das Pronomen Er auf

*) Auch die auf den Martinstag fallenden Festessen und -Feuer gelten dem glücklich eingebrachten Herbstsegen.

den Frühling oder Sommer, den man sich in persönlicher Gestalt, wie einen hohen Herrn, herannahend und einherschreitend dachte. Aber die von Rochholz angeführten Spruchformeln der ältern Zeit beziehen sich fast ausschließlich und ebenso zutreffend auf den anbrechenden Tag, der als Lichtwesen ebenso wie der Frühling vorgestellt wurde, und es ist einfacher und wahrscheinlicher, bei dieser Deutung stehen zu bleiben. Im Munde des Nachtwächters hat der Satz, der natürlich nur Bruchstück eines längern und ursprünglich gegen Morgen gerufenen Spruches war, seinen klaren Sinn, während eine schon von Mitte Novembers an begonnene Ankündigung des Frühlings verfrüht wäre, da unsere Vorfahren erst in der Wintersonnenwende den Anbruch der bessern Jahreszeit begrüßten.

Es bleibt noch die Erklärung der fête des armourins in Neuenburg, deren Beziehung auf eine Mordnacht von vornherein zweifelhaft ist. Nach den in den „Alpenrosen“ 1820, S. 242 ff. enthaltenen Angaben war das Fest wesentlich ein Umzug altertümlich bewaffneter Männer in Begleitung von fackeltragenden Knaben (je zwei auf einen Mann). Er soll früher bei jedem in der Stadt gehaltenen Hauptmarkte stattgefunden haben, später nur noch bei dem großen Herbstmarkt, und die Truppe hatte am Markttag und in der folgenden Nacht Wache zu halten. Der Zug ging abends zwischen 6—7 Uhr vom Rathaus durch die Hauptstraßen nach dem Schlosse, wo der Gouverneur mit dem versammelten Staatsrat ihn erwartete. Der Führer (ein Mitglied des Kleinen Rates) brachte im Namen der Bürgerschaft dem König von Preußen seine Huldigung dar, welche vom Gouverneur erwiedert wurde. Es folgte ein Trunk mit wechselseitig ausgebrachten Gesundheiten auf die Behörden und die Armourins. Dann ging der Zug auf das Rathaus zurück, wo vor allem die Knaben in einem besondern Saale bewirtet wurden; in einem anstoßenden wurde getanzt, nachdem auch die Mädchen geputzt sich dort eingefunden hatten; in einem dritten wurden die Armourins mit dem gesamten Großen Rate gespeist. — Betreffend den Ursprung des Zuges besteht neben der oben angebrachten Zurückführung desselben auf ein Ereignis des Burgunderkrieges die wesentlich verschiedene Erklärung: Zur Zeit, wo noch keine

regelmäßige Stadtwache bestand, hätten die Bürger den Dienst selbst gethan, besonders zur Zeit jenes großen Marktes, und auch später hätten sie darum einen Anteil an dem Aufzug behauptet. Bei dieser Erklärung, wonach der Umzug nur eine etwas erweiterte Gestalt des Aufmarsches der alten Stadtwache wäre, bleibt nur die wesentliche Mitwirkung der Knaben etwas rätselhaft; doch ist es ja möglich, daß die Bürger zur Beleuchtung ihres Zuges ohne besondern Grund ihre Knaben beizogen. Auf ein Jugendfest kommt es schließlich hier heraus, wie bei den Brotspenden anderswo, und der große Markt bot Gelegenheit, die Wünsche der Jugend auch noch in anderer Richtung zu befriedigen. Der Markt selbst aber und die auf den Umzug folgenden Mahlzeiten deuten wieder auf ein altes und allgemeines Bürgerfest, das mit der Jahreszeit und einem Haupttermin des häuslichen Lebens zusammenhing.

An Neuenburg würde sich geographisch zuletzt noch Genf anschließen, dessen Eskalade alljährlich gefeiert wird. Aber das Verhältnis zwischen Ereignis und Gedächtnisfeier ist hier fast das umgekehrte von Neuenburg, da das erstere, auch schon in neuere Zeit fallend, ganz feststeht und die Feier sich unseres Wissens ausdrücklich und ausschließlich auf dasselbe bezieht, ohne Beimischung von Bräuchen, welche auf andern Ursprung deuten würden.

Die Gedächtnisfeier des Ereignisses begann gleich am ersten Jahrestag, 1603, mit einem Bankett, an welchem zunächst nur die bei dem Kampfe besonders thätig gewesenen Bürger, bald aber die ganze Bürgerschaft sich beteiligte, sowohl in den Familien als in Versammlungen. Wesentlich war eine mit Dankgebet eröffnete, mit Absingen von Liedern verbundene Mahlzeit, bei der bestimmte Gerichte (Reissuppe, Kapaun oder Truthahn mit Salat und ein Pfannkuchen) üblich wurden. Auf den Gassen trieben sich verkleidete Knaben herum, aber auch Erwachsene, zum Teil freilich nur mit übergeworfenen Nachthemden und Nachtmützen, zum Andenken an die stürmische Überraschung jener Nacht. Unter den stehenden Figuren erscheint besonders auch eine weibliche, la dame Royaume, darstellend eine Genferin, die im Kampfe einem Savoyarden ihren Topf über den Kopf warf

(daher ein Topf, marmite, auch als Festgericht und -Geschenk). Gelegentlich wurden auch historische Umzüge mit größerm Aufwand veranstaltet. Einigemale (so 1754, 1782) wurde die öffentliche Feier suspendiert, aus Rücksicht auf die savoyischen Nachbarn, mit denen man längst wieder in freundlichen Verkehr getreten war. Aber gerade der Umstand, daß die Savoyarden den Genfern das Geflügel auf ihren Markt und Tisch lieferten, und die Doppelbedeutung des Wortes dindon (Truthahn und Dummkopf) gab immer wieder Stoff zu spöttischen Anspielungen. In der Restaurationszeit war das Fest etwas in Abnahme gekommen; seither ist es eher wieder gestiegen, nur hat es seinen strengen historischen Charakter abgestreift; doch wird noch immer der versammelten Jugend die Geschichte vorgetragen. Unter den zahlreichen ältern und neuern Liedern, welche auf diesen Anlaß gedichtet wurden, teils Dank-, teils Spottlieder, einige in Patois, ist das bekannteste und beliebteste das mit dem Anfang Ce qu'è laino (celui qui est là haut), dessen 68 Strophen früher bei dem Festmahl regelmäßig abgesungen wurden.

Wenn wir schließlich eine Erklärung der gesamten Bräuche versuchen sollen, die sich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf das Andenken an Mordnächte stützen, so werden wir allerdings die an mehrern Orten vorkommende Hindeutung auf Natur und bürgerliches Leben, statt auf Geschichte, aufzugreifen und zu benutzen, aber dabei voreilige Verallgemeinerung der Schlüsse zu vermeiden haben, weil ein solches Verfahren zu gewaltsamer Deutung einzelner Züge führen müßte. Von diesem Fehler hat sich Rochholz bei seinen Gesamterklärungen und Schlüssen (Aarg. Sagen II, 366—372) nicht ganz frei erhalten, während er in der Grundanschauung ohne Zweifel das Richtige getroffen hat. Seine frühern Deutungen einzelner Züge wird er wohl auch nicht mehr alle aufrecht halten wollen, und wir können uns darum die Mühe ersparen, sie erst noch ausdrücklich zu bekämpfen; alle Einzelheiten zu erklären, wird überhaupt weder möglich noch notwendig sein; über einige können verschiedene Ansichten bestehen bleiben.

Die mehrfach vorkommenden Fässer erklärt Rochholz (a. a. O. II, 371/2) als Wein- und Salzfässer in dem Sinne, daß bei den Schmausereien und Trinkgelagen der alten städtischen Feste,

welche später auf Mordnächte bezogen wurden, Salz und Wein nicht fehlen durften. Aber ganze Fässer voll Salz sind doch auch für große Festmahlzeiten nicht nötig; eher könnte noch an das Einsalzen von Kraut und Fleisch für den Wintervorrat gedacht werden (vgl. oben über den Ruf: Salat!). Wir haben jedoch schon oben bemerkt, daß die Herbeiführung versteckter Krieger unter jener Hülle nichts Unwahrscheinliches hat; also verlangen die Fässer keine andere Erklärung*). Betreffend die Weinfässer in Zofingen erinnert Rochholz (Taschenbuch S. 42) daran, daß das Gemälde des Otmar-Altars in der St. Galler Stiftskirche den Heiligen mit einem Weinfäßchen zu seinen Füßen darstelle, indem die Legende erzähle: als die Schiffer den Leichnam des im Exil Verstorbenen über den Bodensee führten und dabei drei Tage und Nächte im Nebel verirrt waren, sei das Fäßchen, das er mit sich geführt hatte, nicht leer geworden; daher sei Otmar im Kalender unter die Weinheiligen aufgenommen worden (also etwa wie der hl. Ulrich**), Bartel, der den Most holt, u. a.). Fischart schreibt in „Aller Praktik Großmutter", aber unter dem Herbstmonat: „Bacchus wird auf der Kirmeß St. Otmars Fläschlein kaufen und darmit taufen", und im St. Galler-Lande heißt „otmärlen": am Otmarstag den Most anzapfen. Da aber Otmar nicht an allen Orten spielt, so erinnert Rochholz noch, daß um die Zeit des Spätherbstes die Fässer auch amtlich geeicht werden mußten, um dann mit dem neuen Most und Wein gefüllt zu werden, und wir können ja überhaupt zugeben, daß, auch wenn die Fässer ursprünglich die ganz reale und nüchterne Bedeutung einer Kriegslist hatten, ihnen später Beziehung auf Herbstsegen beigelegt werden mochte; nur fallen eben nicht alle die fraglichen Feste (resp. Ereignisse) auf jene Jahreszeit. Anders als mit den Fässern verhält es sich mit den Lichtern, schon weil diese fast nur bei den Festen, nicht bei den Mordnächten selbst vorkommen und auch dort weniger häufig. Es mochte wohl geschehen, daß Verschworne in der Stadt nach Abrede den auswärtigen Feuersignale zum Angriff geben

---

*) Rochholz selbst führt an, daß Prugger, Geschichte von Feldkirch, 1685, S. 46, diese Kriegslist den Eidgenossen als eine von ihnen oft geübte zum Vorwurf mache.

**) S. Schweiz. Idiotikon I 184.

sollten; aber bezeugt ist dies nur bei der Mordnacht von Freiburg i. Br., wo es noch heute verboten ist, auf dem Turme Licht zu halten, weil einst der Türmer dem Feinde ein Fackelsignal gegeben haben soll. Daß man bei den verräterischen Chorherren in Solothurn einen Vorrat von Kerzen fand, war doch noch kein dringender Verdachtsgrund; das Lichtanzünden im Surbthal hat wieder andere Bedeutung, und in Neuenburg mochten die Fackeln ursprünglich zur Beleuchtung des Marktplatzes für die Wache dienen. Im allgemeinen wird man bei Mordnächten sich eher auf das Dunkel der Nacht verlassen und sich gehütet haben, durch ein auffallendes Licht etwas zu verraten. Also wird das Anzünden von Lichtern an Festabenden keinen historischen Grund haben, sondern nur den ganz allgemeinen, der noch heute besteht; es kann sich aber auch auf alten Natur- (resp. Sonnen-) Kultus beziehen wie die an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten des Jahres üblichen Freudenfeuer, an denen Jung und Alt sich beteiligen.

Dürfen wir nun schließlich mit Rochholz geradezu sagen: die sogen. Mordnächte (resp. die angeblich zum Gedächtnis derselben gefeierten Feste) waren ursprünglich Dankfeste und Opfermahle zu Ehren des Erntegottes (Aarg. Sagen II, 366)? Auch wo historische Thatsachen zu Grunde liegen, sind es nicht Kriege oder Belagerungen von seiten äußerer Feinde, sondern Händel der Bürgerschaft unter sich selbst betr. Wahlrecht und Ämterbesetzung (S. 371)? Diese Schlüsse gehen offenbar etwas zu weit; denn 1) gibt es rein historische Mordnächte, an die sich weder Sagen noch Festbräuche angeschlossen haben; 2) gibt es unter diesen Mordnächten auch solche, die Überfälle eines äußern Feindes waren, allerdings meistens im Einverständnis mit einer Partei der Bürgerschaft selbst. Dagegen bleibt wahr: 3) wo etwas Historisches zu Grunde liegt, das aber mit Sage sich verbunden hat, oder auch, wo die Überlieferung rein sagenhaft ist, sind die mit dem Andenken an das (wirkliche oder sagenhafte) Ereignis verbundenen Festbräuche großenteils von ältern Jahreszeitfesten entnommen oder mit solchen vermischt; 4) dies erklärt sich daraus, daß auf heidnischen Kultus zurückgehende Bräuche später nicht mehr als solche verstanden wurden, also eine andere Erklärung verlangten, und daß es überhaupt im Menschengeist liegt, von

Alters her bestehende Sitten auf bestimmte Anlässe, Natur und mit ihr verwachsenen Rechtsbrauch, auf Geschichte und einmalige Festsetzung zurückzuführen, weil dem Menschen sein eigenes Thun am verständlichsten ist und am nächsten liegt. Darum hat man auch für Feste, wie z. B. die Flurumritte im Kanton Luzern (Münster und Umgegend) oder die Müsegg-Prozession in der Stadt, historischen Anfang und Anlaß gesucht und gibt es allenthalben so viele Sagen, welche sogar Ortsnamen auf jenem Wege zu erklären suchen. Da die geschichtliche Überlieferung aus älterer Zeit immer mangelhaft ist, so erhält allerdings die Phantasie Antrieb und Spielraum, allerlei Lücken aus eigenem Zuthun zu ergänzen; ziemlichen Anteil an sagenhafter Erfindung oder Ausschmückung von Mordnächten und ähnlichen Zügen hat aber auch der gemeinere Trieb bloßer Nachahmung und die an Leichtfertigkeit grenzende Leichtigkeit, mit der unsere Chronisten, nicht immer schöpferischer Volkssage, sondern jenem Triebe folgend, ältere oder gleichzeitige Geschichtschreiber ausbeutend und auf ihre Zeit und Heimat übertragend, Geschichten statt Geschichte geschrieben haben! —

# Über sagenhafte Völker des Altertums und Mittelalters.

Die Entdeckung von Pfahlbauten, alten Grabstätten und Erdhöhlen mit den darin gefundenen Geräten und Produkten ältester Kultur — diese Entdeckung, welche in neuerer Zeit in fast allen Ländern Europas stattgefunden hat, mußte die frühern Begriffe von geschichtlichem Leben ebenso umgestalten, wie dies zum Teil schon vorher durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung, durch die Enthüllung der ältesten Bau- und Schriftdenkmäler in Vorderasien, Ägypten und Zentral-Amerika geschehen war. Alle diese Entdeckungen gewannen an Interesse, je mehr sie mit manchen früher nicht verstandenen, bezweifelten oder übersehenen Angaben antiker Schriftsteller zum Teil überraschenden Einklang zeigten. Die nächste Folge war, daß der zeitliche Umfang dessen, was wir Geschichte heißen, eine bedeutende Erweiterung nach rückwärts erfuhr. Freilich verdanken wir dies zunächst nur denjenigen Denkmälern, welche in lesbarer Schrift und mit Angabe von Zahlen und Namen zu uns reden, dagegen nicht jenen erstgenannten Resten ältester Kultur, noch weniger den Entdeckungen ältester Menschengebeine, welche das Dasein unserer Gattung in noch höhere Epochen organischen Lebens auf der Erde hinaufrücken, aber mehr der Geologie und Paläontologie, also der Geschichte der Natur, nicht der Kultur angehören. Zunächst dem mittlern der im Vorigen angedeuteten Zeiträume scheint der in neuerer Zeit aufgekommene Name „Vorgeschichte" angemessen, der freilich etwas Widersprechendes enthält, aber als Hülfsbegriff wohl vorläufige Geltung behalten mag. Wir verstehen darunter eine Zeit, zu deren vollständiger und zuverlässiger Darstellung die Daten noch nicht ausreichen, so daß z. B. für überlieferte Namen von Völkern sachliche Zeugnisse ihres Daseins fehlen,

oder umgekehrt für vorhandene Denkmäler die Namen der Völker, von denen sie herrühren. Übrigens kann niemandem entgehen, daß die Grenze zwischen der sogenannten Vorgeschichte und der wirklichen Geschichte des Altertums eine fließende ist, und daß der Fortschritt der Wissenschaft eben darin bestehen wird, immer mehr von dem Gebiete der Vorgeschichte in das der eigentlichen Geschichte herüberzuziehen.

Die einstweilen noch bestehenden Lücken unserer Kenntnis des Altertums einigermaßen auszufüllen, bietet sich die ältere Schwester der Geschichte, die Sage, dar. Schon die Geschichtschreiber des Altertums erkannten die Aufgabe, sich eine Vorstellung vom Verhältnis zwischen Sage und Geschichte zu bilden und die erstere irgendwie zur Ergänzung der letztern zu benutzen. Sie thaten es bald in naiver, bald in kritischer Weise; sie nahmen entweder unbedenklich oder gar unbewußt Gegenstände der Sage in ihre Darstellung der ältesten Zeit auf, oder sie bemühten sich, eine Grenze zu ziehen und dies Sagenhafte auszuscheiden. Bei Herodot, der ein deutliches Bewußtsein des Unterschiedes hat und es nicht selten ausdrücklich bezeugt, fließen doch in der Vorstellung und Darstellung der ältesten Zeit und entlegener Länder Sage und Geschichte noch vielfach ineinander; ebenso in den ältern historischen Büchern der Israeliten und auch noch bei den meisten Geschichtschreibern des Mittelalters.

Wenn man daher vom kritischen Standpunkt der Neuzeit aus die Geschichte des frühen Altertums oder Mittelalters darzustellen unternimmt, stößt man immer wieder auf die Notwendigkeit, ihr Verhältnis zur Sage irgendwie positiv zu bestimmen; denn mit der einfachen Negation ist es schon darum nicht gethan, weil die Sage, noch abgesehen von irgend einem Kern geschichtlicher Wahrheit, den sie enthalten kann, selbst eine Geschichte hat, also eine geschichtliche Thatsache, ein Teil der Geschichte selbst ist, nämlich der Entwicklung des geistigen Lebens, welches doch neben den äußern Ereignissen und Zuständen seinen eigentümlichen Charakter und Wert, ja im Grunde das höchste Interesse hat, dem alles andere dienen muß.

Wenn aber die Sage irgendwie zur Geschichtsforschung beigezogen werden darf, so muß man doch vor allem die naheliegende

Ansicht abweisen, der Unterschied der Sage von der Geschichte bestehe darin, daß jene, von je ältern Zeiten sie rede, auf um so mehr verdunkelter Erinnerung beruhe und in demselben Maße weniger Glauben verdiene. Auch daß die Sage den Mangel geschichtlicher Kontinuität stellenweise durch rein erdichtete Elemente ausfülle, welche schon durch den Charakter des Wunderbaren der Glaubwürdigkeit entbehren, gehört nicht zum Wesen der Sage. Die Sage ist nicht ein oberflächliches Gemisch von zweierlei Bestandteilen, die sich leicht von einander scheiden lassen, sondern die Mischung von Dichtung und Wahrheit, die sie allerdings enthält, ist eine durchgängige; auch was sie Wahres enthält, ist lauter Mittelbares, gleichsam nur Spiegelbild, einfacher oder mehrfacher Reflex von Fakten, die wir entweder sonst gar nicht kennen oder in positiven Geschichtsquellen anders dargestellt finden. Wenn es erlaubt ist, die Sagenwelt mit einem Gebiete der Natur zu vergleichen, so läßt sich etwa sagen: die Sage ist weder krystallinisches Urgestein, noch bloß aufgeschwemmtes Geschiebe, sondern metamorphisches Gestein, d. h. eine allmählich eingetretene und fortgeschrittene Umbildung eines irgendwie beschaffenen Grundstocks durch Eindringen anderer Stoffe. Der Horizont unserer Kunde von vergangenen Zeiten ist auch nicht etwa unter dem Bilde konzentrischer Kreise vorzustellen, von denen der innerste der unserer Gegenwart nächste Umkreis vollständigen historischen Lichtes wäre, die äußern successive Abstufungen der nach außen zunehmenden Dämmerung, mit der die Sage die Ereignisse älterer und ältester Zeit umwoben hätte. Sage und Geschichte liegen überhaupt nicht auf einer Ebene, so daß die eine die Fortsetzung der andern sein oder in dieselbe allmählich übergehen könnte: sie sind qualitativ, nicht bloß quantitativ (nach Zeiträumen und nach Graden der Gewißheit) verschieden. Dies ergibt sich schon daraus, daß Sagenbildung noch weit in Zeiten hineinreicht, welche längst von Strahlen historischer Gewißheit erhellt sind, sowie umgekehrt einzelne positive Daten in eine Zeit hinaufreichen, die im übrigen noch vom Nebel der Sage umhüllt ist.

Grundlage aller Geschichte ist Chronologie; die Sage aber kennt keinerlei Zeitrechnung, sondern nur überhaupt ein Nacheinander, soweit es zum Begriffe des Geschehens und kausalen

Zusammenhangs gehört. Sie spricht allerdings am meisten von der ältern und ältesten Zeit; aber sie folgt auch dem Verlauf der spätern Geschichte und nimmt aus jedem Zeitraum einzelnes auf, jedoch ohne Bewußtsein der Zeitfolge als solcher und nur so viel, als sich mit ihrem bereits mitgebrachten Stoffe assimilieren läßt, was nie ohne teilweise Entstellung und Umbildung geschehen kann. Die Masse des Stoffes wächst natürlich durch immer neue Ansätze, wie bei einer Lawine, die aus dem höchsten Gebirge zu Thale rollt; aber unterwegs wird auch manches abgestreift oder ausgestoßen, und es wächst auch der unhistorische Charakter des Stoffes, weil jeder neu hinzukommende Niederschlag einer spätern Zeit sich mit um so viel mehr heterogenen Schichten früherer Zeiten verschmelzen muß. Die Sage wird also, entgegen der Erwartung und gewöhnlichen Ansicht, um so unhistorischer, je mehr sie sich der historischen Zeit nähert. Sie kommt dann mit ihrer unterdessen herangewachsenen Schwester, der Geschichtschreibung, ins Gedränge, so daß an diesem Widerstand ihr Fluß ins Stocken gerät und ihre Gebilde durch ihre eigene Schwere zerfallen oder durch die Einflüsse der Bildung verwittern. — Gewisse allen Zeiten gemeinsame Erscheinungen haben formgebend, vermittelnd und ausgleichend auf die Masse der Sage eingewirkt; aus Wiederholung von Grundzügen und Motiven jener Art, ähnlich Variationen einer Melodie mit veränderter harmonischer und rhythmischer Ausgestaltung, erklärt sich z. B. die Häufung vieler sagenhaften Züge auf den Namen eines Helden, wie Alexander, Theodorich, Karl der Große, und umgekehrt die Wiederholung eines bedeutsamen und beliebten Zuges an sehr verschiedenen Personen, eine Erscheinung, welche der Mythus und das Märchen noch in höherm Grade zeigen.

Wir wollen nun das bisher über das Verhältnis von Sage und Geschichte Gesagte auf gewisse Völker anwenden, welche in merkwürdiger Weise zwischen geschichtlichem und sagenhaftem oder gar mythischem Charakter schwanken. In der That gibt es auch Völker von geradezu mythischem Charakter; denn da das Wesen aller Mythenbildung darin besteht, daß Naturerscheinungen irgendwie als Thaten oder Leiden seelischer Objekte aufgefaßt werden, und da ein Volk, je höher im Altertum um so mehr, als eine

seelische Einheit gedacht werden kann, so konnte die Mythologie nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Subjekte als Träger oder Vertreter gewisser Naturerscheinungen auffassen, besonders solcher, für deren Auffassung eine zusammengehörige Vielheit gleichartigerer Subjekte sich sogar besser eignete als ein einzelnes; dahin gehören gewisse Wirkungen der Elemente, welche mehr kontinuierlichen als momentanen Charakter tragen. Natürlich wurden solche mythische Völker der Zahl ihrer Angehörigen nach ungefähr so klein gedacht, wie die menschlichen Völker der ältesten Zeit gewesen sein müssen. Wenn ihnen keine Naturerscheinungen zu Grunde lagen so konnte die geschäftige Phantasie, nur um in ihrem geographischen Bilde von der Welt keine Räume leer zu lassen, fern und dunkel vorgestellte Gegenden mit menschenähnlichen Wesen bevölkern.

Wenn nun zunächst einige Beispiele von halb oder ganz mythischen Völkern, die schon aus Homer hinlänglich bekannt sind, nur kurz in Erinnerung gebracht werden, so geht dies allerdings über das Gebiet des Sagenhaften hinaus; aber jene Völker sind eben, wie so vieles Mythische, auch in die Heldensage übergegangen, dabei mehr oder weniger bestimmt auf der Erde lokalisiert und später zum Teil auch mit wirklichen Völkern vermengt worden; sie konnten ja auch einzelne Züge mit solchen wirklich gemein haben, und gerade diese Möglichkeit ist von besonderm Interesse für unsern Hauptgegenstand.

Die Kyklopen mögen nach der Etymologie ihres Namens ursprünglich Beziehung auf die Sonne gehabt haben; später haben sie andere Bedeutung angenommen. Bei Hesiod *) erscheinen ihrer bloß drei, welche dem Zeus die Donnerkeile schmieden, mit denen er die Titanen bekämpft; Homer aber schildert sie als eine Art Volk, wenigstens nicht ohne gesellige Berührung miteinander, obwohl sie einsam wohnen, wie die Riesen der Germanen, da der einzelne mit seiner Kraft sich eher genügen konnte als Zwerge, welche aus dem entgegengesetzten Grund immer als Volk vereinigt erscheinen. Eine dritte Auffassung der Kyklopen, welche sie am meisten einem menschlichen Volke annähert, liegt in der Sage,

*) Theogonie 140.

daß die kolossalen alten Mauerwerke, welche sich in mehrern griechischen Landschaften vorfanden, von ihnen herrührten, wie auf nordeuropäischem Gebiet ähnliche Bauten den Riesen, resp. riesenhaften Vorfahren der spätern Völker zugeschrieben wurden.*)

Zunächst an die Kyklopen schließen sich bei Homer die Lästrygonen**) wegen ihrer riesenhaften, den Giganten ähnlichen Größe und ihrer Menschenfresserei, während sie von den Kyklopen durch städtisches Leben sich unterscheiden, welches freilich mit keiner weitern Kultur verbunden erscheint. Solche findet sich dagegen in hohem Grade bei den Phäaken, welche sich selbst wegen ihres Verkehrs mit den Göttern den Kyklopen und Giganten ähnlich finden***), von denen sie sonst durch ihre Menschenähnlichkeit weit abstehen. Die Insel der Phäaken aufzusuchen ist freilich ein eitles Unternehmen; ihre ursprüngliche Heimat war ja Hypereia, d. h. Oberland, und ihre wunderbaren selbststeuernden Schiffe fuhren auch von Scheria aus „in Nebel gehüllt", d. h. es sind Wolkenschiffe und sie selbst ein Volk seliger Geister†).

An die Kyklopen schließen sich wegen ihrer Einäugigkeit die von Herodot††) erwähnten Arimaspen, im äußersten Norden wohnend und mit den Greifen kämpfend, welche das dort häufige Gold hüten. Die von Herodot selbst bezweifelte Einäugigkeit dieser Leute, welche auch in ihrem Namen liegen soll, hat man auf Grubenlichter von Bergleuten bezogen. Ähnlich kämpfen nach Homer†††) die Pygmäen (faustgroße Zwerge) an den Fluten des Okeanos mit den Kranichen§). Nach spätern Berichten werden Pygmäen an mehrern Orten gefunden, besonders aber in Afrika, wo noch später zwerghafte Völker gefunden werden (s. unten). Dagegen mag beiläufig der Unterschied bemerkt werden, daß die griechische Mythologie die Vorstellung von zwerghaften Wesen weit weniger ausgebildet hat als die germanische, und weniger als die von Riesen, wahrscheinlich weil die mit der Kleinheit

*) Angelsächsisch enta geweorc u. ä.; J. Grimm, Mythologie 3, 156 und unten. — **) Odyssee 10, 81 ff. 120. — ***) Odyssee 7, 206. — †) Odyssee 8, 557 ff. Über die Phäaken s. Gerland, Altgriech. Märchen, S. 11—19. — ††) 3, 116. 4, 27. Äschylos Prometheus 804 setzt sie in den Süden. — †††) Ilias 3, 6. — §) Nach Aristot. Hist. anim. 8, 12 sind der Gegenstand des Streites die Saaten.

sich leicht verbindende Mißgestalt den plastischen Sinn der Griechen weniger anzog. Die Daktylen und die ihnen nahe stehenden Kabiren und Telchinen haben mit den germanischen Zwergen die Kunstfertigkeit in Metallarbeit gemein, erscheinen aber nicht als Volk, und ihre Hauptsitze, der Berg Ida, die Inseln Samothrake und Kreta, weisen über das engere hellenische Gebiet hinaus nach Vorderasien. Dort ist auch die Heimat der vielbestrittenen Amazonen, welche in der Reihe der sagenhaften Völker eine bedeutende Stelle einnehmen, aber hier nicht ausführlich behandelt werden können. Daß die Idee eines kriegerischen Frauenvolkes der Plastik und Poesie der Griechen fruchtbare Motive darbot, ist einleuchtend; sie beruhte aber ohne Zweifel auf dem thatsächlichen Bestand gynäkokratischer Einrichtungen bei einigen Völkern Kleinasiens. Auch in andern Ländern bestanden und bestehen zum Teil noch jetzt ähnliche Einrichtungen. So fand Livingstone in Afrika mehrere Frauenreiche. In dem Negerstaat von Dahomeh herrscht ein König, der eine Leibgarde von 8000 sehr kriegerischen Weibern hält.

Der Amazonenstrom von Südamerika hat seinen Namen nicht aus grundloser Übertragung der alten Sage auf jenen Teil der neuen Welt empfangen, sondern von dort vorgefundenen Zuständen (Ausland 1871, S. 1214). Im Norden Europas bietet die von römischen Geschichtschreibern bezeugte Thatsache, daß Frauen im Kriege nicht nur als Prophetinnen, sondern bewaffnet mitwirkten*), nur eine scheinbare Parallele; denn es handelt sich dort nur um Ausnahmen und Notfälle, nicht um feststehende förmliche Gleichberechtigung oder gar Überordnung und Alleinherrschaft des weiblichen Geschlechts. Vergleichung der antiken Amazonen mit den Walküren muß schon darum fernbleiben, weil die letztern nie als Volk auftreten, auch etwas Übermenschliches an sich haben. Wenn Tacitus im Kapitel 45 seiner Germania von den nördlich an die Schweden grenzenden Sitonen berichtet, sie stehen unter weiblicher Herrschaft, so muß ihm wohl eine falsche Deutung des Namens der dort wohnenden Finnen zu Ohren gekommen sein, wonach man das fremde Wort kaina mit dem germanischen kwêna,

---

*) Einige Zeugnisse s. Paul und Braune, Beiträge 12, 225.

Weib (englisch queen, jetzt nur noch als Bezeichnung der Königin gebräuchlich) vermengte *). Aber noch Paulus Diakonus (1, 15) spricht von Amazonen in intimis Germaniae finibus, mit denen einst die Langobarden in ihren frühern Wohnsitzen gekämpft haben, und Adam von Bremen (4, 14) von einer terra feminarum, die er den antiken Amazonen gleichstellt, während der König Alfred in seinem Reisebericht zwar ein Mägdhaland und ein Cwênaland erwähnt, aber ohne diese Namen weiter zu deuten.

Als Heimat der Amazonen wird auch Äthiopien genannt; aber die homerischen Äthiopen sind wieder ein mythisches Volk von glückseligen Geistern, ähnlich den Phäaken, in nächster Beziehung zum Kultus der Sonne stehend, den Göttern vertraut und von ihnen mit langem Leben begnadet **). Das spätere historische Volk der Äthiopier ***) hat mit dem mythischen nur noch die Zweiteilung in eine östliche und westliche Hälfte gemein, welche letztere am obern Nil den Namen bewahrt hat. Räumlich entgegengesetzt, aber innerlich entsprechend den Äthiopen finden wir die Hyperboräer. Pindar †) beschreibt sie als ein unzugängliches Wundervolk, Verehrer des Apollo, frohe Feste feiernd, ohne Kampf, Krankheit und Alter. Ihr im hohen Norden gelegener Wohnsitz deutet nach der im Altertum verbreiteten Vorstellung auf Nähe der Götter. Wenn Herodot ††) bemerkt, den Hyperboräern sollten Hypernotier entsprechen, so könnten diese eben die später vorherrschend nach Süden versetzten Äthioper sein; denn auch die Hyperboräer werden später (von Plinius †††), freilich nicht ganz zuversichtlich) als wirkliches Volk erwähnt. Ähnlich verhält es sich mit den Kimmeriern, welche nach der Odyssee §) im äußersten Westen in steter Finsternis wohnen, nach Herodot §§) als historisches Volk am mäotischen See, von wo sie durch die Skythen vertrieben nach Kleinasien einfallen. Die beiden Angaben können kaum dasselbe Volk meinen; aber auch weit entlegene Länder tragen zuweilen denselben Namen; z. B. Iberien und Albanien finden sich auch im Kaukasus.

*) Grimm, Gesch. der d. Sprache, 3. Ausg., S. 517. — Müllenhoff, D. Altertumskunde 2, 10 ff. — **) Odyssee 1, 23. Ilias 1, 423. — ***) Herodot 3, 19 ff. 7, 70. — †) Pythica 10, 55 ff. — ††) 4, 36. — †††) 4, 26. — §) 11, 14. — §§) 1, 15. 4, 11—13.

Den ursprünglich mythischen Charakter der Phlegyer hat Kuhn nachgewiesen *). Während die ihnen im Namen entsprechenden altindischen Bhrigus ursprünglich Geister des himmlischen Feuers, später ein altes Priestergeschlecht bezeichnen, erscheinen die Phlegyer bei Homer **) als ein übermütiges Geschlecht, das sich um die Götter nicht kümmert; in historischer Zeit sind sie ein wildes Volk, das aus Thessalien oder Thrakien nach Phokis gedrungen sein soll. Die Kerkopen sollen in Kleinasien von Herakles besiegt worden sein, aber auch an den Thermopylen gewohnt haben. Sie werden als neckische und tückische Berggeister dargestellt, und ihr Name deutet auf halbtierische Gestalt. (Vergl. Preller, Griech. Mythologie $2^1$, 160).

Der Name der von Kuhn ***) den griechischen Kentauren gleichgestellten altindischen Gandharven könnte sich in dem der Gandaren, eines indo-persischen Volkes, erhalten haben. Über die Lapithen als wildes Bergvolk s. Preller a. a. O. 2, 10—15.

Wir kommen nun zu einer zweiten Gruppe von Völkern, nämlich solchen, die keinen erkennbaren mythischen Hintergrund haben, sondern zur Ausfüllung des geographischen Weltbildes oder als naturhistorische Merkwürdigkeit von den Schriftstellern der Griechen und Römer erwähnt werden, zunächst meistens von Herodot. Ein durchgehender Unterschied gegenüber der ersten Gruppe läßt sich aber nicht aufstellen, wie schon dort bemerkt wurde, weil mythische Völker einzelne Züge von sagenhaften oder wirklichen an sich haben oder annehmen konnten. So ist z. B. bei dem oben erwähnten Volke der Lästrygonen die riesenhafte Größe ohne Zweifel mythisch; aber die ihnen zugeschriebene Menschenfresserei kommt ja bei Naturvölkern noch heute vor und war ohne Zweifel früher weiter verbreitet, wie auch die Menschenopfer. Wenn der Dichter beifügt, es könne bei jenem Volke ein des Abends eintreibender Hirte den am Morgen austreibenden anrufen, „weil die Pfade der Nacht und des Tages einander dort nahe liegen", so scheint dies, sowie die Finsternis der Kimmerier, auf Kunde von Völkern des höhern Nordens zu deuten, welche etwa durch

---

*) Herabkunft des Feuers, 1. Aufl., S. 19 ff. — **) Hymn. Apoll. 278 ff. — ***) Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung 1, 514 ff.

phönikische Seefahrer vermittelt war. Jedenfalls muß auch hier unser Hauptinteresse darauf gerichtet sein, die sagenhaften Nachrichten der Alten womöglich mit neuern ethnographischen Beobachtungen wirklicher Zustände in Verbindung zu bringen.

Schon von Homer*) erwähnt werden die Lotophagen. Daß die Lotospflanze ihre einzige Nahrung war, mag als Übertreibung gelten, stimmt übrigens zu dem ihnen vom Dichter beigelegten friedlichen Charakter. Sie wohnen nach Herodot**) neben andern Völkern Libyens, deren Dasein nicht zu bezweifeln ist, obwohl einzelne Angaben über ihre Sitten auf mangelhafter Kunde und teilweise auf phantastischer Ergänzung und Übertreibung beruhen mögen. Zu jenen Nachbarn gehören die troglodytischen (höhlenbewohnenden) Äthiopen, welchen mehr tierische als menschliche Lebensweise zugeschrieben wird***), indem sie z. B. Schlangen und Eidechsen essen, ihre Sprache dem Schwirren von Fledermäusen verglichen wird. Was den Genuß von sonst als uneßbar und ekelhaft geltenden Tieren betrifft, lauten die Berichte neuerer Ethnographen über einzelne Völker von Australien, Südamerika und Afrika keineswegs günstiger†). Hinwieder entsprechen die von Homer††) genannten Hippemolgen (Roßmelker) den noch heute Pferdemilch trinkenden mongolischen Nomadenvölkern Mittelasiens, deren Sitte aber auch einigen von arischem Stamme gemein war†††). Die von Herodot§) geschilderten Argippäer, im Gebirge über Skythien hinaus wohnend, sind den afrikanischen Lotophagen darin ähnlich, daß sie von Pflanzennahrung (dem Saft einer bohnenartigen Baumfrucht) leben, woher wahrscheinlich auch wieder der friedfertige Charakter rührt, der sie zu Schiedsrichtern ihrer Nachbarn und ihr Land zu einem Asyl macht. Ihr Name könnte auf Zucht oder Verehrung weißer Roße deuten, die bei den Persern vorkommt, und sie könnten ein priesterliches Geschlecht gewesen sein; aber ihre Friedfertigkeit könnte auch nur „heilige Einfalt" bedeuten, und ihrer geistigen Eigenschaft stehen körperliche gegenüber, die auf eine niedrige Rasse weisen: Kahlheit,

*) Odyssee 9, 84 ff. — **) 4, 177. — ***) a. a. O. 183. — †) Peschel, Völkerkunde, 2. Aufl., S. 163. — ††) Ilias 13, 5. — †††) vgl. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 2. Aufl., S. 21. 47. — §) 4, 23.

stumpfe Nasen, großes Kinn. Daß diese Leute unter Bäumen leben, welche sie im Winter mit Filz überziehen, erinnert an die weiter unten anzuführende Beschreibung der Finnen bei Tacitus. In jenen skythischen Gegenden erwähnt Herodot*) auch noch die Androphagen, aber als ein äußerst wildes Nomadenvolk. Von der Menschenfresserei, die ihr Name verrät, gilt das oben bei den Lästrygonen Gesagte. Da aber die Sitte (über deren Verbreitung in der heutigen Völkerwelt Peschels Völkerkunde S. 165 ff. Auskunft gibt) sonst gerade in den nördlichen Gegenden nicht vorkommt, so kann die Angabe Herodots eine Übertreibung von kriegerischer Blutgier und Grausamkeit sein oder etwa eine Mißdeutung der bei Skythen und Germanen bezeugten Sitte des Trinkens aus der Hirnschale erlegter Feinde. Die von Herodot**) selbst bezweifelte Angabe, daß von dem benachbarten Volke der Neurer jeder alljährlich einige Tage sich in einen Wolf verwandle, entspricht dem auch von den Germanen lange gehegten Glauben an Werwölfe, dem sich die bei Slaven und Neugriechen fortlebende Vorstellung von Vampyren anschließt. Übergänge aus menschlicher Gestalt in tierische oder anderweitige Abnormitäten der erstern erscheinen in manchen Angaben der alten Geschichtschreiber und Geographen und können teilweise in Mißverständnis oder Übertreibung wirklicher Züge von Naturvölkern, auch schon in Mißdeutung fremdsprachlicher Namen, ihren Grund haben. Wenn Herodot***) erklärt, er könne nicht glauben, daß nördlich von den Argippäern Menschen mit Ziegenfüßen wohnen, so werden wir ihm wohl beistimmen und eher etwa an Dämonen denken, die man, in halb tierischer Gestalt nach Art der Satyrn vorgestellt, an die Grenze der Menschenwelt, in Wildnis oder Wüste versetzte; denn in solche Gegenden oder in den fernsten Süd, Nord oder Ost, besonders nach Indien, weisen die meisten Angaben antiker und auch noch mittelalterlicher†) Schriftsteller über vorkommende Abnormitäten der Menschengestalt oder seltsame Sitten. Eine reiche Auswahl oder vielleicht eine ziemlich vollständige Sammlung solcher Angaben, meist aus grie-

*) 4, 106. — **) 4, 105. — ***) 4, 35. — †) z. B. Adam von Bremen 4, 25, 19.

chischen Quellen, gibt Plinius (im 7. Buch, 2. Kap. seiner Naturgeschichte). Wenn er dort unter anderm von Menschen spricht, die nur ein Bein haben, so ist diese Angabe vielleicht zu verbinden mit der nicht weit davon stehenden betreffend die indischen Gymnosophisten, welche den ganzen Tag, abwechselnd auf einem Bein stehend, in die Sonne blicken. Die hundsköpfigen Menschen, die er anführt, aber einmal auch geradezu Tiere (animalia) nennt, sind wohl von den Affen (Pavianen) abstrahiert, die noch heute „Hundsköpfe" heißen.

Wenn Herodot (am zuletzt angeführten Ort) noch stärker bezweifelt, daß weiter nördlich es auch solche gebe, die einen sechsmonatlichen Winterschlaf halten, so mag das von Tieren auf Menschen übertragen sein, aber doch auch von der Lebensweise dortiger Völker einigen Sinn haben. Der viel spätere und noch kritischere Tacitus sagt am Schluß seiner Germania, er wolle dahin gestellt sein lassen, ob die nördlich von den Finnen lebenden Hellusier und Oxionen menschliche Gesichter, aber tierische Leiber und Glieder haben, was ohne Zweifel auf Pelzkleidung nach Art der Eskimos zu beziehen ist, aus der nur die Gesichter hervorschauen. Ähnlich wird die Nachricht der Alten von Panotiern (Ganzohren, d. h. deren Ohren den ganzen Körper bedecken) auf eine Art von Kapuzen gedeutet, dergleichen die Anwohner nordischer Meere tragen mochten*). Eben solche Leute soll aber nach deutscher Sage des Mittelalters der Herzog Ernst im fernen Osten gefunden haben, als er auf seinen Irrfahrten dieselben Gegenden berührte wie einst Alexander der Große auf seinem Zuge nach Indien**). Die Nachricht von Menschen mit breit herunterhangenden Ohren stammt aus einer Angabe des Ktesias, welcher um das Jahr 400 v. Chr. am persischen Hofe lebte und ein Buch über Indien schrieb. In dem indischen Epos Ramayana werden großohrige

---

*) W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, S. 50.

**) Dieselben Berichte über die Wunder des Orients wie in der Dichtung von Herzog Ernst finden sich in der spätern von Reinfried von Braunschweig und zum Teil auch in der Weltchronik des Rudolf von Ems; s. Bächtold, Geschichte d. deutschen Litteratur in der Schweiz, S. 113. 116. Anm. S. 34. Noch im 15. Jahrh. Ähnliches in der „Möhrin" des Hermann von Sachsenheim, Ausgabe von Martin, S. 26.

Völker als im fernen Südosten wohnend erwähnt. Schreiten wir dieser Spur folgend aus Hinterindien nach den von Malayen bewohnten Inseln hinüber, deren Bevölkerung auf jenem Weg eingewandert ist, so finden wir dort noch heute, nur nicht mehr so verbreitet, wie sie im 17. Jahrhundert von den ersten Entdeckern gefunden wurde, die Sitte, die Ohrlappen zu durchlöchern und durch hineingesteckte Gegenstände so zu erweitern, daß sie bis auf die Schultern herabhangen und sich auf dem Rücken berühren*).

Diese Beispiele mögen genügen um zu zeigen, daß hinter manchen Angaben der Alten, so unglaublich sie lauten, etwas mehr als eitle Fabelei stecken kann. Daß die Nachrichten der Alten über abnorme Menschenbildungen in die Kosmographien der deutschen Humanisten und aus diesen in die bildende Kunst übergingen, hat Professor Rahn an Beispielen aus der Schweiz gezeigt**).

Abgesehen von solchen halb fabelhaften Abnormitäten der Gestalt, welche ja auch nicht ausdrücklich ganzen Völkern zugeschrieben werden, finden wir sichere Zeugnisse genug, daß die Zustände alter Völker dem Tierleben nahe kamen und daß auch fortgeschrittene Nachkommen derselben sich jener Verwandtschaft nicht schämen. Dem Volke der Finnen, das wahrscheinlich in Mitteleuropa gewohnt hat, bis es durch die Einwanderung der Indogermanen in den Nordosten zurückgedrängt wurde, schreibt Tacitus***) „mira feritas, foeda paupertas“ zu: „Sie essen Gras (herba, vielleicht nur einzelne Kräuter), schlafen auf dem Erdboden; während die Frauen mit den Männern auf die Jagd gehen, verkriechen sich Kinder und Greise in das Geäst der Bäume.“ Diese Angaben stimmen mit denen des Herodot über die Völker von Libyen überein und stehen nicht weit von dem Glauben nordamerikanischer Indianer an Abstammung ihres Volkes von wilden Tieren, von dem Glauben eines Teiles der Bewohner von Madagaskar an Abstammung von Affen und ähnlichen Vor-

*) Gerland in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie, Bd. 5, S. 266.

**) Zürcher Taschenbuch 1879, S. 156 (Deckenbilder in der Zunftstube der Schmiede). — Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz (Bilder in der Rosette der Kathedrale von Lausanne).

***) Germania 46.

stellungen anderer Völker *). Was also die neuere Zoologie von tierähnlichen Anfängen des menschlichen Daseins lehrt, ist dem Bewußtsein oder wenigstens der Ahnung von Naturvölkern nicht fremd. Griechen und Germanen haben freilich ihren Ursprung auf einen andern Boden gestellt. Der begreifliche Trieb nationalen Stolzes, den Ursprung des eigenen Volkes möglichst weit bis an den Anfang der Dinge hinaufzurücken, dasselbe als ein zentrales, als älteste und eigentlich allein vollbürtige Menschheit darzustellen, erzeugte zunächst den Anspruch auf Autochthonie, welcher mit den Theorien moderner Wissenschaft von successiver Einwanderung der meisten Völker in ihre spätern Wohnsitze so sehr in Widerspruch steht. Bei der Annahme von Autochthonie hätte man die Menschen aus Steinen und Bäumen entstehen lassen können, wie es griechische und germanische Sagen andeuten **); aber die Anthropogonie wurde meist mit Kosmogonie und Theogonie verbunden und so auch die Ethnogonie mitten in die Mythologie hineingerückt. Wenn das nationale Volkstum mit übermenschlichen Wesen in Verbindung gebracht werden sollte, konnte freilich nicht ohne weiteres ein mythisches Urvolk angenommen werden, sondern an die Stelle eines solchen mußten einzelne Geschlechter oder Helden treten, die ganz oder teilweise von Göttern abstammten. Aus jenen läßt dann die Sage zunächst Volksstämme erwachsen, welche miteinander kämpfen, bis aus ihrer Vermischung die Grundlage des historischen Volkes hergestellt ist.

Sollte irgend ein mythisches Volk als Grundlage eines wirklichen angesehen werden, so könnte es wohl nur ein Volk von Riesen oder Zwergen sein; denn diese stehen trotz ihres Abstandes vom Mittelmaß des Menschen diesem am nächsten. Daß der Glaube an Riesen und Zwerge auf der Anschauung un-

*) Bastian in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie, Bd. 5, S. 153 ff. 310. Sogar das Ramayana spricht vom Verkehr der Menschen mit Affen als ihren Vorfahren.

**) Hierher gehört die Redensart: οὐκ ἀπὸ δρυός οὐδ' ἀπὸ πέτρης (Odyssee 19, 163) zur Bezeichnung nachweisbarer Herkunft eines Menschen. Nach Hesiod Opera et dies 129 stammte das dritte Menschengeschlecht aus Eschen, wie nach der nordischen Edda der erste Mensch Askr hieß und noch ein später Volksreim die sächsischen Mädchen auf den Bäumen wachsen läßt.

gewöhnlich großer und kleiner Menschen resp. auf der Erinnerung an solche beruhe, wird niemand behaupten; er ist eine freie Schöpfung der mythologischen Phantasie, konnte aber, nachdem er einmal entstanden war, durch wirkliche Anschauungen von jener Art genährt und länger erhalten werden, als er sonst gedauert hätte. Abstammung der Menschen von Riesen oder Zwergen finden wir nun zwar nirgends angenommen*), weil man sich eines spezifischen Unterschiedes dieser, sowie anderer Mittelwesen von dem Menschen immer bewußt blieb, und zwar nicht nur in Hinsicht auf die leibliche Gestalt, sondern auch auf die gesellschaftliche Form des Lebens. Aber Spuren davon, daß wenigstens in der spätern Sage Erinnerungen an vorhistorische Völker und auch Vorstellungen vom Ursprung historischer gelegentlich mit den noch fortlebenden Sagen von Riesen und Zwergen zusammenflossen, finden wir auf dem Boden des mittlern und nördlichen Europa da und dort; auch in Vorderasien**). Daß dabei Riesen häufiger vorkommen als Zwerge, erklärt sich leicht; denn auch im heutigen Sprachgebrauch ragt ein „Riese", von einem ungewöhnlich großen Menschen gesagt, über das gewöhnliche Maß weniger hinaus, als ein „Zwerg", von einem auffallend kleinen Menschen gesagt, unter jenem Maß zurückbleibt. Es lag also in der Annahme von Abstammung eines Volkes aus riesischem Geschlecht keine gar zu unehrenvolle Abnahme an Körpergröße, während umgekehrt die mit „Zwerg" verbundene Vorstellung von krüppelhafter, verkümmerter Gestalt die Möglichkeit einer Zunahme, resp. einer Abstammung der Menschen von Zwergen auszuschließen schien. Die vielbesprochene Frage, ob die Menschheit im ganzen oder ein einzelnes Volk seit ältester Zeit an Leibesgröße ab- oder zugenommen habe, müssen wir den Anthropologen überlassen; dagegen dürfen wir nie vergessen, daß die fraglichen Begriffe Riese und Zwerg, wie alle quantitativen, immer etwas Relatives an sich haben. Im äquatorialen Afrika gibt es Reste von alten Völkern, welche etwas Zwerghaftes an sich haben, obwohl das durchschnittliche Maß der

*) Nach 1. Mose 6, 4 waren aus der Verbindung der „Söhne Gottes" mit den Töchtern der Menschen Riesen erwachsen.

**) Den in Palästina einwandernden Kanaanitern traten wilde Ureinwohner entgegen, die später als Riesen gedacht wurden. Hehn a. a. O., S. 19.

Individuen immer noch vier Fuß beträgt, sowie umgekehrt die Patagonier in Südamerika etwas Riesenhaftes haben, obwohl sie im Durchschnitt nicht über sechs Fuß messen *). Eine Folge dieser Relativität der sprachlichen Bezeichnungen ist auch, daß einem Volke von etwas kleiner und schwacher Leibesbeschaffenheit feindliche Nachbarvölker, welche ihm an Körpergröße und Kraft überlegen und dadurch gefährlich waren, leicht als „Riesen" erscheinen konnten, sowie umgekehrt ein Volk von der letztern Art auf ein solches von der erstern verächtlich herabsehen und ihm einen entsprechenden Spottnamen geben, sich selbst aber der Abstammung von Riesen rühmen mochte. Auffallende Unterschiede dieser Art mußten, wenn sie auch in Wirklichkeit nichts Wunderbares hatten, in der Erinnerung und Sage späterer Zeit übertrieben, jenen Charakter annehmen.

J. Grimm hat in seiner Mythologie einige Namen älterer Völker mit Bezeichnungen von Riesen zusammentreffend gefunden; aber die lautliche Identität der betreffenden Wörter ist zum Teil zweifelhaft. Ein alter süddeutscher Name für Riese war Durs **), noch erhalten in Ortsnamen wie Tursenried, Tursenthal, in der Schweiz vielleicht Durstalden (aus Durs-stalden, dem urkundlichen Namen des jetzigen zürcherischen Dorfes Dürstelen). Grimm vergleicht dieses Wort mit der Stammsilbe des Volksnamens Tyrsener, Tyrrhener, eines Teils der Bewohner von Etrurien, wobei an die von römischen Geschichtschreibern berichtete Rückwanderung eines Teiles der Etrusker nach Norden (Rätien) gedacht werden müßte. Eine Glosse erklärt Ambro durch devorator, manezo (letzteres wörtlich übersetzt: Menschenfresser, womit dem altzürcherischen Geschlecht der Manesse eine etwas verdächtige Abkunft zugeschrieben wird!). Die Riesen erscheinen allerdings in deutschen Märchen gelegentlich auch als Menschenfresser; die Ambronen aber sind ein historisches, mit den Teutonen auf ihrem

*) Im neuen Reich 1879, 2. Hälfte, S. 153 ff.

**) Das Wort bedeutet eigentlich einen Durstigen, wie der norddeutsche Riesenname Eten einen Gefräßigen, beide Namen bezüglich auf die gierige und verzehrende Natur der Riesen. Das von Herodot mehrfach erwähnte Volk der Agathyrsen und die skythischen Thyrsageten dürfen nach dem Lautgesetz nicht hierher gezogen werden.

Zug über die Alpen verbundenes keltisches Volk. — Das mittelhochdeutsche Wort Hiune (gesprochen Hûne) bedeutet: Hunne, Ungar, aber auch: Riese, und Hünen heißen bekanntlich im spätern Sprachgebrauch die als riesenhaft gedachten ältern Bewohner deutscher und schweizerischer Lande, deren Gebeine und Geräte, besonders Waffen, in alten Gräbern gefunden werden. — Den Hunnen werden von den Geschichtschreibern des Mittelalters die später in Ungarn erscheinenden Avaren (lateinisch auch A'bari) gleichgesetzt, welche Nestor Obri nennt. Slavisch obor bedeutet aber Riese und ist nach Grimm von jenem Volksnamen abstrahiert, also parallel zu Hunne = Hüne. Wenn der Name Avāri gesprochen wurde, so fiel er mit dem lateinischen Appellativ avāri, Gierige, zusammen und konnte ebenso auf die gierige Natur der Riesen wie auf die Raubgier jenes Volkes bezogen werden. — Die mit Hunnen, Avaren und Ungarn stammverwandten Finnen der spätern Zeit heißen bei den Russen Tschuden; dasselbe Wort bedeutet aber auch Riesen, und die Tschudengräber in Rußland entsprechen unsern Hünengräbern*). Jedoch folgt daraus nicht, daß die Finnen den Slaven als Riesen erschienen, sondern das Wort scheint in jener Verbindung den Begriff von „Ureinwohner" angenommen zu haben. In der Edda ist Finn auch Name eines Zwerges, und der in der Sage berühmte Schmied Wieland mit seinen Brüdern stammt von elfischem Geschlechte, heißt aber auch Sohn eines Finnenkönigs, und die mit den Finnen nächstverwandten Lappen erscheinen in Sagen mit dem Charakter von Zwergen (s. unten). Ein altdeutscher Name für Riese war noch Ent; er findet sich in dieser Gestalt bei den Angelsachsen, mit verschobenem Auslaut vielleicht im bairischen Dialekt, wo enz- als erster Teil von Zusammensetzungen etwas Großes, Ungeheures bezeichnet und das Adjektiv enzerisch dieselbe Bedeutung hat; in der Schweiz erscheint Enzi- in Namen von Bergen und Berggeistern; daneben allerdings auch Entibühl als Name eines Hügels, wo alte Gräber gefunden wurden; vgl. „enterisch" im Deutschen

*) Daß der Name Skythen = Tschuden sei, bestreitet Grimm (Gesch. d. d. Spr. 153) gegenüber Schafarik schon aus lautlichen Gründen; aber seine eigene Deutung des Namens (entsprechend dem germanischen skiutan, schießen) stimmt ebenfalls nicht zum Lautgesetz.

Wörterbuch. Zusammenhang dieses Wortes mit Antes, dem alten Namen eines Teiles der slavischen Völker, wird von Grimm nur frageweise berührt, dagegen angenommen von Schafarik*). Jordanes**) nennt die Antes „fortissimi“, was zu riesenhaftem Wesen stimmen würde. Ob das Wort ursprünglich slavischer Eigenname gewesen und bei den Germanen appellativ geworden, oder ob umgekehrter Hergang anzunehmen sei, mag zweifelhaft bleiben***); sicher aber ist, daß die Vorposten der Slaven seit alter Zeit mit den Germanen nahe zusammen wohnten und noch später weit nach Deutschland hinein reichten. — Das letztere gilt von dem slavischen Volke der Wilzen, lateinisch Wilzi und Wilti, in älterer Form Weletabi, Weleten, an der Elbe seßhaft, von wo nach Schafarik†) ein Teil derselben (mit den Angeln und Sachsen?) nach England gezogen sein soll (?). Neben Wilzen kommt, später und seltener, auch die Namensform Wilken vor, welche aus der lateinischen Schreibung Vilci entstehen konnte, wenn das c derselben als k gelesen wurde. Ähnlich schwankt in der altnordischen Thidrikssage die Schreibung zwischen Villcinga- und Villzina-menn, womit dort ein über Skandinavien verbreitetes, aber auch nach Polen gedrungenes Volk bezeichnet wird, dem das historische Slavenvolk der Wilzen freilich nicht zur Grundlage, wohl aber zur Stütze seines Namens gedient haben wird. Aus dem Geschlechte des Königs Vilcinus stammen nämlich nach der Sage mehrere Riesen; man hat daher auch den Namen (unter der Voraussetzung, daß k der ursprüngliche Laut sei) mit „Wolken“ (welches alte Singularform ist) und mit englisch welkin, Luft und Himmel, in Verbindung gebracht, da die deutschen Riesen oft Wettererscheinungen bedeuten. Anderseits bedeutet das dem Volksnamen Welet entsprechende russische Wolot auch Riese; in den russischen Volksmärchen wird den Woloten übernatürliche Kraft zugeschrieben, und die Weißrussen nennen die in ihrer Gegend vorkommenden alten Grabhügel Wolotowki oder Wolotki. Man

---

*) Slav. Altertümer 2, 22 ff. — **) de orig. Getarum cap. 5.

***) Das e, mit dem das Wort im Angelsächs. erscheint, erklärt sich als Umlaut von a. Der von Grimm, Mythologie 3, 151 beigebrachte Ortsname Anzivar zeugt, wenn er überhaupt hierher gehört, für ursprüngliches a.

†) a. a. O. 2, 554 ff.

mag nun für die ursprüngliche Form des Volksnamens ein t oder ein k, oder man mag zwei ursprünglich verschiedene, nur zufällig ähnlich lautende Namen desselben Volkes annehmen, so scheint die Thatsache zu bestehen, daß Deutsche und Slaven dasselbe mit Riesen vermengt haben.

Zwischen Riesen und Zwergen halten eine gewisse Mitte die dem deutschen Volksglauben unter verschiedenen Namen bekannten „Wilden Leute“, auf rätoromanischem Gebiete „Fänken“ genannt. Sie tragen manche Züge einer Urbevölkerung, die, von fortschreitender Kultur ausgeschieden oder ausgestoßen, in die Einsamkeit der Berge und Wälder zurückgewichen ist, doch bisweilen noch als älteste Inhaberin des Landes angesehen und zu Ehren gezogen wird, wie das Wildmännchen und Wildweibchen an der Älpler Kirchweih in Stans.

Noch deutlicher tritt diese Auffassung bei den Zwergen hervor. Diesen hatte der älteste Glaube eine Fülle geistiger Kräfte zugeschrieben, durch die sie Göttern und Menschen ebenso wichtig erscheinen mußten wie die Riesen. Aber die spätere Sage kehrt an den Zwergen nur noch die schwächere Seite hervor: sie sind zwar durch ihre Unscheinbarkeit und teilweise Unsichtbarkeit vor raschem Untergange geschützt und bewähren in der That eine zähe Lebenskraft; aber sicherm Untergang sind sie dennoch geweiht. In den Stadien ihres allmählichen Verschwindens zeigen sie auffallende Ähnlichkeit mit denjenigen Erscheinungen, die wir beim Untergang eines wirklichen Volkes teils beobachten können, teils uns denken müssen. Diese Parallele ist besonders von Rochholz*) geistreich und zum Teil schlagend nachgewiesen worden. Sie beruht auf der oben ausgesprochenen Ansicht, daß die Sage mit dem wirklichen Leben Schritt halte, ihm gleichsam nachrücke, also Erinnerungen wirklicher Ereignisse, nachdem sie erblaßt sind, mit viel ältern, aber ähnlichen mythischen Vorstellungen vermische und so ein Schattenbild geschichtlichen Lebens darstelle.

Gegenüber der von der antiken Poesie angenommenen Aufeinanderfolge eines goldenen, silbernen, chernen und eisernen Zeitalters hat die neuere Forschung die Perioden der ältern

*) In der Argovia Bd. 5, S. 294—316.

Kulturgeschichte nach den Materialien, welche zur Verfertigung der Geräte dienten, in ein Stein-, Erz- und Eisenalter unterschieden, in aufsteigender, nicht absteigender Reihe und nicht in moralischem, sondern in technischem Sinne. Seither hat man mannigfache Übergänge zwischen diesen Stufen gefunden, so daß von einem ausschließlichen Charakter derselben nicht mehr die Rede sein kann; doch bleiben die drei Knotenpunkte der Entwicklung im Sinne eines durchschnittlichen Vorwiegens der drei Stoffe. Die Zwerge nun, gemäß ihrer mythischen Natur, lassen sich in diese moderne Einteilung menschlicher Kulturgeschichte nicht einfügen, aber sie begleiten dieselbe in mittelbarer und zum Teil negativer Weise. Ursprünglich, und auch noch später da und dort, arbeiten sie in Edelmetall; sie verfertigen Göttern und Menschen Geschmeide in Silber und Gold. Aber diese Stoffe finden sie im Innern der Erde, ihr eigentliches Element ist, wie das der Riesen, das Gestein; sie heißen ja darum auch Erdmännchen, wohnen in Höhlen und gleichen insofern den Troglodyten des Herodot und den Höhlenmenschen der neuern Forschung; auch die autochthonen Vorfahren höher gestiegener Völker sollen, wenn nicht aus Bäumen, aus Steinen hervorgegangen sein, wie nordamerikanische Indianer es von den ihrigen behaupten und wie kleine Kinder noch heute bei uns aus dem Gestein gewisser Berge geholt werden. Die Geräte der Urvölker sind, wenn nicht aus Knochen von Tieren, aus den Knochen der Erde, d. h. eben aus Steinen gefertigt, wie man sie in den ältesten Fundstätten, auch der Pfahlbauten, ausgegraben hat und wie sie auch den Zwergen zugeschrieben werden. Wie nun die Zwerge wegen ihres dunkeln Aussehens, das sich aus ihrem unterirdischen Aufenthalt erklärt, im Norden Schwarzelfen genannt wurden, so nannten die Isländer die im 9. Jahrhundert von ihnen entdeckten, eben auch in Erdhöhlen wohnenden Grönländer blā-menn (dunkle Leute).

Der älteste Lebensunterhalt der Menschen durch Jagd konnte den Zwergen gemäß ihrer leiblichen Beschaffenheit und ihrer Gebundenheit an Erdwohnung nicht zugeschrieben werden; wohl aber konnten sie mit den Menschen zur Viehzucht fortschreiten, und entsprechend ihrem Aufenthalt im Gebirge weisen die Alpensagen ihnen die Zucht oder Obhut der Gemsen zu. Wenn aber

das Menschenleben zu den Anfängen der Landwirtschaft fortschreitet, so vermag das Volk der Zwerge diesem Fortschritte nicht mehr zu folgen; es beginnt die Übermacht des heranwachsenden Menschengeschlechts zu empfinden und sucht zunächst in dienender Stellung sich demselben anzubequemen. Die Zwerge finden als Lohn für ihre Dienstfertigkeit Zuflucht und Unterkunft bei den Menschen; sie werden geduldet, zuweilen aber auch zudringlich gefunden und dann verspottet oder verscheucht. In diesen Zügen der Zwergsagen spiegelt sich das Schicksal einer von einem erobernden Volke vorgefundenen ältern Bevölkerung des Landes, welche unterworfen, aber gelitten wird, so lange ein für beide Teile ersprießliches Einvernehmen möglich bleibt. Aber der stärkere Teil läßt den schwächern seine Übermacht fühlen oder mißbraucht sie geradezu; das unterworfene Volk findet seinen Zustand unerträglich, und da es nicht mehr auswandern kann, zieht es sich in die Einöden zurück, wo es allmählich ab- und ausstirbt. Diese Vorgänge hangen vielleicht zusammen mit der Verbreitung des Eisengerätes, nicht bloß zu Waffen, sondern auch zum Ackerbau, dessen Pflege auch die gesellschaftlichen Zustände vermannigfaltigt und dichtere Bevölkerung möglich macht, dagegen dem Fortbestand einfachen Naturlebens wenig Raum mehr gewährt. Das sind die Zeiten, wo die vereinsamten Zwerge einander in der Wildnis zurufen: „Der König ist tot!“ und Rochholz erinnert daran, daß in der Umgebung desselben aargauischen Dorfes, wo Schädel eines ausgestorbenen Volkes gefunden worden sind, nach der Sage die letzten Zwerge verschwunden sein sollen. In der Ostschweiz und in Vorarlberg heißen die Zwerge Walser, was sonst der Name jener deutschen Kolonisten ist, die im Mittelalter aus Ober-Wallis nach Rätien versetzt wurden und dort alte Rechte bewahrt, also ein glücklicheres Schicksal als die Zwerge erfahren haben; sie leben aber in einigen Thälern so abgesondert und zurückgezogen, daß sie dennoch mit den Zwergen verglichen werden können.

Skandinavische Sagen aus dem Eisenalter lassen die Lappen als eine Art von Geistern erscheinen, die in den Bergen wohnten, listig, kunstfertig in Geschmeiden, Hüter von Schätzen u. s. w., also gleich den Zwergen. Die Lappen selbst glauben aber an ein eben solches Volk, ihnen selbst ganz ähnlich, nur glücklicher,

reich durch Zauberkünste, daher sie den Beistand dieser Geister, als ihrer verklärten Vorfahren, zu erlangen suchen *).

Wir haben aber zum Schluß auch aus Deutschland ein Beispiel anzuführen, daß noch in neuerer Zeit der Name und die Thätigkeit eines bestimmten Volkes oder wenigstens der Bewohner einer volkreichen Stadt mit dem Wesen und Treiben der Zwerge in merkwürdiger Weise sich verbunden hat. Die betreffenden Volkssagen erstrecken sich aus der Schweiz und dem Süden von Deutschland bis nach Thüringen und in den Harz hinein und knüpfen sich an den Namen der Venetianer, der aber in der Sage mit kürzerer und deutscher Endung meistens die Form Venediger angenommen hat **). Im Fichtelgebirg und in Sachsen erscheint statt dessen der Name Walen, d. h. Walchen, Welsche; in der Lausitz erzählt man von Fensmänneln, in Österreich von Feneslenten, welche Benennungen vielleicht eher auf den aus der Tannhäusersage bekannten Venusberg, in dem auch Zwerge hausen, als auf Venetien zu beziehen sind. Die Venediger erscheinen vorzugsweise in Gegenden, wo Bergbau betrieben wird oder wurde, und sie selbst treten als Bergleute, Schatzgräber oder Metallarbeiter auf. Mit fremdartiger Kleidung und Sprache erscheinen sie von Zeit zu Zeit einzeln in den betreffenden Gegenden und verkehren mit der einheimischen Bevölkerung nur so weit, daß sie sich Wege ins Gebirge zeigen lassen; dort betreiben sie möglichst geheim und schnell ihre Arbeit und verschwinden wieder in so rätselhafter Weise, wie sie gekommen waren. Diese teilweise Unsichtbarkeit oder wenigstens fast geisterhafte Schnelligkeit der Bewegung, ferner die Bearbeitung edler Metalle in den Bergen, zuweilen auch Zaubergewalt über das Wetter, endlich die Abnahme ihrer Erscheinung in neuerer Zeit — alle diese Züge haben die Venediger mit den Zwergen gemein. Auch als Zauberkünstler, Wunderärzte und Wahrsager gleichen sie ihnen zum Teil

*) vgl. Helms, Lappland. Leipzig 1848.

**) Über diesen Gegenstand hat zuerst L. Storch in der Gartenlaube 1862, S. 559 ff. geschrieben; ich habe ihn, zunächst vom schweizerischen Standpunkt aus, in der Zeitschrift „Illustrierte Schweiz" (Bern 1873) S. 182 ff. 192 ff. behandelt und muß für das Stoffliche auf jene Abhandlung verweisen.

noch, streifen aber doch mehr an die Gestalt fahrender Schüler des spätern Mittelalters oder industrieller Abenteurer der neuern Zeit. Mit Metallarbeit, ihrem Hauptberuf, ist die ihnen zugeschriebene Heilkunst wohl vereinbar, wenn man bedenkt, daß die Anfänge der letztern mit denen der Mineralogie und Chemie phantastisch verschlungen waren, und daß der von den Alchymisten gesuchte Stein der Weisen sowohl zur Bereitung des Goldes wie zur Erreichung hohen Alters dienen sollte; auch waren Schmiedekunst und Heilkunst schon im Altertum als eine Art von Zauberei angesehen *). Einzelne Familien, bei denen Venediger freundliche Aufnahme fanden, werden von ihnen reichlich belohnt durch kostbare Geschenke oder Mitteilung ebenso wertvoller Kenntnisse, und auch das stimmt noch zu den Zwergsagen, dagegen nicht mehr der Schluß der meisten Venetianersagen, der darauf hinausgeht, daß irgend ein Landeskind aus einer der von Venedigern besuchten Gegenden später einmal durch Geschäft oder Zufall nach Venedig geführt, daselbst einen Mann von jener Art, den es einst in seiner Heimat gesehen oder gar als Führer ins Gebirge begleitet hatte, als reichen Goldschmied oder Juwelier wiederfindet, dann wohl auch von ihm erkannt, belohnt und etwa durch einen Zauberstreich nach Hause versetzt wird. Dieser letzte Zug gehört freilich wieder in das Reich der Phantasie; aber auch der Reichtum von Venedig grenzte ans Fabelhafte, besonders durch die Verbindung der Stadt mit dem Orient, dem Lande der Wunder. In Regensburg gab es eine Walenstraße, in welcher geschickte und berühmte welsche Goldschmiede wohnten, und Walen hießen in Bayern überhaupt kunstfertige Goldarbeiter. Daß Italien auch als Heimat oder Schule der Zauberkünstler (z. B. des Dr. Faust) galt, ist ebenfalls bemerkenswert und stimmt zu dem oben berührten Zusammenhang der beiden Künste, soll uns aber nicht abhalten, neben der Ähnlichkeit der sagenhaften Venediger mit Zwergen auch Unterschiede zu bemerken. In der Schweiz bestehen die Sagen von beiden durchaus getrennt nebeneinander, während die tirolischen „Venedigermandl" allerdings den Bergmännchen entsprechen und sonst keine ausdrückliche Beziehung auf

*) vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, S. 233.

Venedig haben, das doch dort näher liegt. Hinwieder erscheinen die Venediger in Schweizer Sagen nirgends ausdrücklich in zwerghafter Gestalt; ein Hauptunterschied ist aber, daß die Zwerge allenthalben als ein Völklein beisammen leben, wenn sie auch den Menschen zuweilen einzeln erscheinen, während die Venediger immer nur als einzelne ins Gebirge kommen. Damit hängt zusammen, daß diese Gold suchen, die Zwerge aber ihrer Natur nach es bereits besitzen und nur verarbeiten, um es gelegentlich an Menschen zu verschenken, meist als Lohn für geleistete Dienste. Das thun die Venediger allerdings auch; aber es besteht hier wieder der feinere Unterschied, daß das, was sie als Lohn geben, in seinem gewöhnlichen metallischen Wert ohne weiteres erkannt wird, während die Gaben der Zwerge, zuerst unscheinbar, erst nachher ihren wahren Wert offenbaren. Auch die von den Berggeistern auferlegte Bedingung des Stillschweigens, wenn die Gaben dauernden Segen wirken sollen, erscheint bei den Venedigern selten oder nur in der entstellten Form, daß das Geheimnis ihrer Goldmacherkunst gewahrt werden soll.

Auch wenn trotz den zuletzt hervorgehobenen Unterschieden die Venediger nur eine vergröberte, mehr ins Menschliche gezogene Gestalt der Zwerge sein könnten, so müßte doch ihr Name aus irgend welchen realen geschichtlichen Verhältnissen und Thatsachen erklärt werden. Wenn der Flug der von mythischer Phantasie ausgegangenen Sage ermattet ist, so läßt sie sich, wie der Zugvogel auf den Mast eines Meerschiffes, auf Anhaltspunkte nieder, um von dort aus einen neuen Ansatz oder Aufschwung zu versuchen.

Als im Mittelalter Venedig den Handel auf dem Mittelmeer beherrschte und Handelsverbindungen zunächst mit süddeutschen Städten, durch diese aber auch mit norddeutschen pflegte, mögen unternehmende Bürger der Lagunenstadt zur Erweiterung oder Befestigung einzelner Gewerbszweige Deutschland bereist, an einzelnen Orten sich eine Zeit lang aufgehalten, wohl auch dauernde Niederlassungen gegründet und von dort aus ein weiteres Gebiet ausgebeutet haben. Insbesondere mögen sie Gegenden, in denen Bergbau betrieben wurde, aufgesucht und dort das Rohmaterial für feine Metallarbeiten zu gewinnen gesucht haben, natürlich in möglichst geheimer Weise. Wo sie selbst oder

ihre Sendlinge nicht hingelangen konnten, mochten sie einheimische Bergleute in Dienst nehmen, und auch auf diesem Wege konnte ihr Ruf sich weiter verbreiten. Aber schon bevor in den Stürmen der Völkerwanderung von Flüchtlingen die Stadt Venedig gegründet war, hatten die Bewohner jener Gegend, die alten Veneter, ein keltisches oder illyrisches Volk, einen Verkehr des nördlichen Europa mit dem südlichen vermittelt, und zwar in einem Handelsartikel, der von Griechen und Römern als Stoff für Schmucksachen fast so hoch wie Gold und Silber geschätzt wurde — dem Bernstein*).

Dieses seltsame Produkt der Ostseeküste wurde von dort auf mehrern Wegen nach dem Süden gebracht; einer derselben mündete am Adriatischen Meere. Schafarik**) schreibt diesen Handel den slavischen Wenden zu, die sonst immer Venedi oder Vinidae heißen und auch nach der Ansicht von Bacmeister***) bis nach Bayern hinein wohnten, jedoch unter dem Namen Winden, der mit Venediger nicht mehr zu vermitteln ist. Es ist möglich, daß schon seit jener Zeit mit dem Namen der Veneter sich gewisse Vorstellungen von Reichtum und Kunstfertigkeit verbanden. Was für Waren die Veneter als Tauschartikel für den Bernstein nach Norden lieferten, wissen wir nicht bestimmt; wahrscheinlich waren es Edelmetalle, daneben auch Erz, das auf diesem Wege bezogen wurde, bevor man es im eigenen Lande gewinnen lernte.

Die deutschen Sagen von Venedigern gehen, wie schon diese Form des Namens zeigt, nicht auf so alte Zeit zurück und knüpfen sich zunächst nur an die berühmte Stadt, die später auf jenem Boden erwachsen ist. Besondere Beziehungen geschichtlichen Verkehrs in neuerer Zeit, die gerade für die Schweiz nicht fehlen, mögen dazu beigetragen haben, den Namen jener Stadt im Bewußtsein des Volkes lebendig zu erhalten. Von allgemeinerer Bedeutung ist die Thatsache, daß Venedig nicht nur zur Zeit der Kreuzzüge, sondern noch viel später der Ausgangspunkt für Fahrten auch einzelner Pilger nach dem heiligen Lande, also ein

*) Über die Fundstätten und die Verbreitung des Bernsteins s. Müllenhoff, D. Altertumskunde Bd. I.

**) Slav. Altertümer 1, 101 ff. 257 ff.

***) Alemannische Wanderungen S. 150.

Berührungspunkt zwischen Abend- und Morgenland war, dem die Phantasie manches Wunderbare zuschreiben konnte.

Bleibt nach allem bisher Gesagten die Berührung der Venediger mit den Zwergen ein bloßer Zufall und mit einem Rest von Rätselhaftigkeit verbunden, so mochte es immerhin gestattet sein, die gesamte Betrachtung auf diesen Punkt auslaufen zu lassen*).

*) Eine Parallele zu den Völkernamen, welche im Zwielicht von Sage und Geschichte stehen, ist der Landesname England und Britannien, der nach mittelalterlichen Quellen (vgl. W. Müller, Mythologie d. deutschen Heldensage, S. 112) auch das Totenreich bezeichnet, als Insel im Westen gedacht, weil man sich das Abscheiden aus der Lebewelt unter dem Bilde einer Fahrt über Wasser vorstellte. Ein rein mythischer Name für denselben Begriff war Magonia.

# Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes.

Seit einiger Zeit haben die Lebensverhältnisse der höhern Stände in den größern Städten sich so gestaltet, daß ein beträchtlicher Teil der erwachsenen Personen beim besten Willen nicht mehr dazu kommt, in den Stand der Ehe treten zu können, und infolge davon geht vielleicht das öffentliche Urteil über die Ehelosigkeit einer allmählichen Veränderung entgegen. Es ist zwar kaum zu erwarten, daß die Schätzung des Ehestandes selbst eine merkliche Abnahme erlitten habe oder erleiden werde, da die Notwendigkeit und die heilsamen Wirkungen desselben als der physischen und moralischen Grundlage der menschlichen Gesellschaft zu sehr am Tage liegen; aber das Urteil über die Ehelosigkeit kann doch sehr verschieden ausfallen, je nachdem man dieselbe als einen selbsterwählten resp. selbstverschuldeten Zustand betrachtet oder als eine in gewissem Maße unvermeidliche Folge herrschender sozialer Übelstände, welchen ein Teil der Bevölkerung zum Opfer fallen müsse, wie etwa gewissen Krankheiten oder gar Verbrechen. Die Statistik weist nach, daß auf dem Lande und in kleinern Städten, wo die Lebensverhältnisse einfacher und natürlicher geblieben sind, Ehen zwar oft erst in etwas reiferm Lebensalter, aber immer noch häufiger vorkommen als in großen Städten. In demselben Maße wird dort auch das Urteil über die Ehelosigkeit als einen verhältnismäßig ausnahmsweisen, also auffallenden Zustand weniger günstig sein; denn die öffentliche Meinung urteilt nach Durchschnitten und Mehrheiten und weiß Ausnahmen nicht zu begreifen. Da nun die ländliche Bevölkerung in Reden und Bräuchen mehr Offenheit als Zartgefühl walten läßt, so ist sich nicht zu verwundern, wenn etwelche Geringschätzung des ehelosen Standes sich in Wort

und That ziemlich unverhohlen äußert, und zwar so, daß derselbe mehr Spott als etwa Mitleid hervorruft. Hier muß nun freilich sogleich erinnert werden, daß diese Beurteilung des ledigen Standes nicht beide Geschlechter in gleichem Maße trifft, sondern vorzugsweise das weibliche. Dieser Unterschied wird seinen Grund in der natürlichen Beschaffenheit haben, vermöge welcher das männliche Geschlecht, durchschnittlich mit größerer Kraft und Selbständigkeit ausgestattet und dadurch auch für einen größern Umfang von Berufs- und Existenzarten befähigt, eher im Stande ist, im Notfall die Ehelosigkeit zu ertragen und leidlich zu gestalten, während das weibliche Geschlecht mehr darauf angewiesen ist, im Anschluß an das männliche nicht nur eine Existenz zu suchen, sondern in derselben auch die besten Eigenschaften seines Wesens erst recht zu entfalten. Nun ist es ja möglich, — und manche Erscheinungen neuester Zeit deuten darauf hin — daß jener Unterschied zunächst in den Städten, wo er bisher auch am empfindlichsten war, sich mildere und daß eine Ausgleichung der Rechte und Leistungen beider Geschlechter allmählich in höherm Maße Platz greife, als man früher für möglich erachtete. Aber diese Fragen einer nähern oder fernern Zukunft können und sollen uns hier nicht beschäftigen, wo wir die rein theoretische und historische Frage uns vorgelegt haben, wie eine ältere Zeit in deutschen Landen den Stand lediger Weibspersonen betrachtet und behandelt habe und was davon bis auf heute, besonders auch in der Schweiz, als alter Glaube und Brauch, zuletzt nur noch als volkstümlicher Sprachgebrauch übrig geblieben sei.

Bei den Kulturvölkern des Altertums war die Schätzung des weiblichen Geschlechtes bekanntlich eine verschiedene, auch bei demselben Volke in verschiedenen Zeiten; aber wenn Kindererzeugung gewissermaßen als eine Pflicht des erwachsenen Bürgers, Kindersegen als Glück und Ehre angesehen wurde, so war damit für die zeitige Versorgung der Jungfrauen einigermaßen gesorgt, mochte ihre Stellung als Hausfrauen nachher mehr oder weniger günstig sein. Die von der Natur begünstigten und auch in der Kultur noch einfachern Lebensbedingungen erleichterten die Schließung von Ehen, und wenn gerade dem weiblichen Teile freie Wahl dabei wenig gestattet war, so mußte eben dadurch

auch der Fall des Ledigbleibens um so seltener werden. Wir finden daher fast keine Nachrichten über eine besondere Auffassung desselben; die Ausnahmen, die nicht gefehlt haben werden, konnten neben der Regel weniger auffallen, in dem Maße, als das weibliche Geschlecht im ganzen weniger berücksichtigt wurde.

Bei den alten Germanen hebt Tacitus (Germania, Kap. 20) die verhältnismäßig späte Verheiratung der Männer hervor, welcher auch eine größere Reife der Jungfrauen entsprach. Die spätern Volksrechte enthalten darüber keine Bestimmungen, und für unsere Frage ließe sich auch nichts daraus entnehmen, da es ja nicht darauf ankommt, in welchem Alter man zur Ehe geschritten, sondern in welchem Maße sie überhaupt verbreitet gewesen sei. Wenn der Krieg einen beträchtlichen Teil der jungen Mannschaft vorweg aufrieb, so mußte allerdings dadurch die Verheiratung der Mädchen vermindert werden; aber der Selbsterhaltungstrieb der Stämme mußte in demselben Grade auf Ersetzung der Verluste gerichtet, und jedenfalls konnte die Ansicht vom Ehestand überhaupt keine ungünstige sein, besonders wenn die Schätzung des weiblichen Geschlechtes im ganzen etwas höher stand als bei den Völkern des Altertums. Das Wort Hagestolz, welches allerdings in seiner Grundform (hagustalt) sehr altertümlich ist, bezeichnet ursprünglich nicht den ehelosen Mann als solchen, sondern den bei der Erbteilung eines Bauernhofes mit einem kleinern Grundstück abgefundenen Sohn (schweiz. „Erbvetter“, bei Gotthelf), der dadurch allerdings auf Kriegsdienst und Ehelosigkeit angewiesen war, aber ohne Einbuße an seiner männlichen Ehre und ohne allen spöttischen Nebenbegriff, der erst durch die Umdeutung auf Stolz sich dem Wort angehängt hat.

So ist es auch möglich, daß ledig gebliebene Jungfrauen als Priesterinnen, Wahrsagerinnen und heilkundige Helferinnen gerade im Kriege mitten unter den Männern eine angesehene Stellung eingenommen und dadurch das Ansehen des jungfräulichen Standes überhaupt gehoben haben, wie bei den Römern die Vestalinnen. — Das Christentum erhöhte die Geltung des weiblichen Geschlechtes als solchen, ohne Rücksicht auf die Ehe; aber indem es später das Klosterleben als sittliches Verdienst beiden Geschlechtern eröffnete, war es der Beförderung der Ehe

(wenn dieselbe nicht dem Eintritt ins Kloster vorangegangen war) nicht günstig; auf die ehelos in der Welt gebliebenen Mädchen konnte immerhin das ungünstige Licht fallen, daß sie beide ihnen eröffnete Zufluchtsstätten eigenwillig verschmäht hätten.

Da positive Angaben über solche Dinge in den geschichtlichen Quellen älterer Zeit immer selten sind, so können wir die Ansicht des deutschen Mittelalters von dem ehelosen Stand nur aus der Quelle von Volksbräuchen und -Redensarten schöpfen, welche oft etwas trübe fließt, aber ihren Ursprung ohne Zweifel meistens in älterer Zeit hat, da die in jenen Äußerungen herrschende Symbolik dem Geiste der neuern Zeit durchaus fremd ist.

Wir wollen also an jene Quelle, und zwar wie sie zunächst auf schweizerischem Boden fließt, mit Bedacht herantreten und nur das noch vorausschicken, daß die fraglichen Ansichten und Bräuche vielleicht weniger schlimm gemeint waren, als es jetzt scheinen mag, und zwar erstens darum, weil zu dem ehelosen Stand nicht bloß die ganz hoffnungslosen alten Jungfern gehören, sondern auch die jüngern Mädchen, denen jeder Tag mit dem Eintritt in die Ehe einen Übergang von der vermeintlichen Schande zur Ehre bringen kann; zweitens aber darum, weil manches, was jetzt spöttisch und gehässig oder wenigstens rein komisch zu sein scheint, früher ehrenhaft und ernst gemeint gewesen sein kann. Wenn das ganze germanische Götterwesen später zu teuflischem Unwesen verkehrt werden konnte, so kann auch in der Sittengeschichte unter gemeiner Oberfläche eine edlere Grundlage zu Tage kommen. Jedenfalls sind die Vorstellungen der Deutschen über das Schicksal der alten Jungfern weniger unheimlich als bei andern Völkern; s. Globus, Bd. XXXIV, Nr. 13.

Rein scherzhaft und wahrscheinlich erst aus neuerer Zeit stammend sind gewisse weit verbreitete Redensarten, welche sich auf das den alten Jungfern nach ihrem Tode bevorstehende Schicksal beziehen und ihnen meistens eine Beschäftigung zuweisen, welche als Strafe für ihre Mißachtung der natürlichen Triebe gelten soll und zum Teil nicht ohne Witz ausgedacht ist, meistens in Gestalt einer unfruchtbaren Beschäftigung. In Tirol müssen sie bis zum jüngsten Tag den kalten Boden des Sterzinger Mooses mit Fingerspannen ausmessen oder „Schnee reitern.“

(Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 350). Das Gegenstück dazu ist: in der Hölle Schwefelhölzchen und Zunder feilbieten (Philander von Sittewalt, Sechstes Gesicht, S. 389, Straßburg 1642). Weniger bedeutsam ist: Flederwische verkaufen (Deutsches Wtb. 3, 1747). In Straßburg müssen alte Jungfern „die Citadelle verbändeln helfen“; ähnlich in Basel „die Rheinbrücke verbändeln und das Münster abreiben“; in Frankfurt „den Parrtorn (Pfarrturm) bohnen“, in Wien den Stephansturm; in Nürnberg „mit den Bärten alter Junggesellen den weißen Turm fegen.“ Unter den Fastnachtspielen erscheint: Einsalzen der übrig gebliebenen Mägde. (Keller Nr. 76, 77, 91). Am gelindesten erscheint die Strafe, die eher eine Wohlthat zu nennen sein möchte, daß die alten Jungfern in eine Rendel geworfen und als junge herausgeblasen werden, wie aus dem Jungbrunnen alte Weiber verjüngt hervortauchen. Die Strafe der alten Jungfern wird auch dadurch etwas gemildert, daß den Hagestolzen da und dort Ähnliches zugedacht wird; so in Tirol: „Nebel schichten, Wolken schieben, Felsen abreiben, Steinböcke einsalzen, den kleinsten Ameisen einen Drahtring durchs Maul ziehen, Linsen wie Scheitholz klaftern, schwarzen Gänsekot weiß kauen.“ Doch scheint dergleichen erst nachträglich von den Jungfrauen ersonnen, um das Gleichgewicht herzustellen. Wichtiger ist und weiter führt uns der Umstand, daß den Verstorbenen bestimmte Aufenthaltsorte angewiesen sind, an welchen sie die genannten Thätigkeiten und ähnliche ausüben oder entsprechende Leiden erdulden sollen. Schon in den obigen Angaben waren zwei solche Orte mit genannt, das Sterzinger Moos in Tirol und die Hölle; in der Schweiz findet sich die Angabe, daß die alten Jungfern auf den Gletscher des schauerlich wilden Rotthales kommen (unterhalb der Jungfrau im Berner Oberland), wohin noch eine Menge anderer unseliger Geister verbannt werden. Die alten Junggesellen kommen ebenfalls an bestimmte Stellen, in Tirol auf den nahe am Sterzinger Moos liegenden Roßkopf, in Wallis in die Aucenda-Kluft bei Gex, wo sie in durchlöcherten Körben Sand aus der Rhone zu Berge tragen müssen; in Solothurn in den sogenannten Affenwald. Diese Angaben scheinen aber wieder nur eine Erwiderung auf den Namen des Ortes zu sein, an welchen

nach weit verbreitetem Glauben und Sprachgebrauch die alten Jungfern kommen und um den sich die meisten andern hieher gehörigen Vorstellungen konzentrieren. In der Schweiz heißt dieser Ort meistens das „Giritzenmos", dessen Bedeutung wir nun zunächst genauer erforschen müssen, um dann zu der Sitte des „Mosfahrens" überhaupt und ähnlichen ältern Umzügen überzugehen, welchen eine allgemeinere und ernstere Bedeutung zukam. —

„Giritz" (meist mit langem **i** der ersten Silbe und masc., seltener „Giritze", fem.) ist die in der heutigen Volkssprache der Schweiz herrschende Form des Namens für den Vogel Kibitz (tringa vanellus, van. cristatus); von den vielen andern Nebenformen desselben handelt das Deutsche Wtb. 5, 657/58. Der schweizerische Lexikograph Maaler schreibt Gyfiz und Gybitz, Redinger Kifiz und Geiriz, Denzler Gyfix; am Zürichsee kommt auch Giwix vor, in Bern Gywitz; über dem Bodensee Gewitz u. s. w. Die heutige Form erinnert zunächst an das Verbum „gîren", welches den hellen Ton z. B. frisch gewichster Schuhe oder einer in ungeschmierten Angeln sich bewegenden Thür bezeichnet. Aber die auch in der Schweiz früher üblich gewesenen Nebenformen mit Lippenlaut in der Mitte zeigen, daß das **r** nicht wesentlich ist, sondern nur die beiden **i** als Silben trennen soll, und in dieser Funktion berührt sich **r** mit **w** auch in Interjektionen der ältern Sprache (s. Lachmann, Zu den Nibelungen, S. 66); ein Übergang zwischen den beiden Lauten ist sonst natürlich nicht annehmbar. Wesentlich ist das wiederholte **i** als Nachahmung eines Vogelrufes, wie in Kiwitt! Kiwitt! was nicht gerade den Laut des Kibitzes, sondern eines Singvogels bezeichnet. Der Abstand zwischen **g** und **k** im Anlaut fällt ebenfalls nicht ins Gewicht, da oberdeutsch-schweizerisches **g** von mittel- oder norddeutschem **k** oft schwer zu unterscheiden ist. — Der Name Giritz wird in der Schweiz allerdings noch einem andern Vogel gegeben, einer Art Seeschwalbe oder -Möve (sterna hirundo, capra vel capella); aber alles Folgende bezieht sich auf den Kibitz, von dessen naturgeschichtlichen Eigenschaften wir also ausgehen müssen.

Brehm, Vögel III², 245 hebt den lebhaften, fast heftigen und kühnen Charakter des Vogels hervor, der besonders hervortritt, wenn man ihn in seinem einsamen Aufenthalt stört; er ist

menschenscheu, hat aber eine gewisse Ähnlichkeit mit Menschen und insbesondere mit weiblichen Wesen in seinem Schrei und in den haubenartig an seinem Hinterkopf hervorstehenden Federn. Von symbolisch-mythologischen Beziehungen brauchte Brehm als Naturforscher nichts zu wissen oder zu sagen; das Deutsche Wörterbuch aber schreibt dem Kibitz ein unheimliches Wesen zu, ähnlich dem von Kauz, Eule und Kuckuck. Wenn in einer westfälischen Redensart der Kiwitt, gleich dem Kuckuck, fast die Stelle des Teufels vertritt, so geht dies über das Gebiet der Menschenähnlichkeit hinaus, das uns hier vorliegt; dagegen gehört hieher der norddeutsche Gebrauch des Wortes Kibitz für einen Menschen, der sich unberufen in anderer Leute Sachen mischt, also vorlautes Wesen und Neugier verrät. Wegen der Schwatzsucht könnten auch die Friseure früher in Hamburg „Kibitze“ genannt worden sein; doch mag dies sich ursprünglich auf den Kopfputz des Vogels bezogen haben. Im Kanton Schaffhausen heißt „Giritz“ eine vorwitzige Person, aber auch ein böses (vorwitziges, reizbares oder oft schreiendes?) Kind, „Giritzli“ auch eine kleine, aber gewandte Person, die sich zu helfen weiß. Von einem witzigen Mädchen gilt im Kanton Luzern der Spruch (der freilich noch die nachher zu erörternde Beziehung hat): „Si ist es Meitli voller Witz, drum will si zur Frau ha der Giritz.“ Besondere Anwendung auf Mädchen, aber ohne jene Nebenbeziehung, zeigt auch eine Stelle von J. Gotthelf: „Die Mädchen machten (aus Neugier) Hälse länger als die Giritzen“, während die Bezeichnung alter Jungfern als „magere Giritzen“ jene Beziehung zu verraten scheint, der wir nun näher zu treten haben. Dieselbe wird im Deutschen Wörterbuch gar nicht berührt; es kann uns aber zu derselben die dort beigebrachte Erinnerung an das Märchen vom Zaunkönig (Grimm 2, 342) hinüberführen, wonach, als die Vögel einen König haben wollten, einzig der Kibitz sich dagegen aussprach, welcher frei leben und sterben wollte und angstvoll hin- und herfliegend rief: „Wo bliw ik? wo bliw ik?“ Er soll sich dann in einsame Sümpfe zurückgezogen und nicht wieder gezeigt haben. Jenes frei leben und sterben wollen und die einsamen Sümpfe, am Ende auch die mit dem Rufe: „Wo bliw ik?“ vereinbare Beziehung auf „Sitzenbleiben“ im bildlichen Sinne ver-

setzen uns auf das Giritzenmos als Aufenthaltsort in Kibitze verwandelter alter Jungfern, und es ist nur noch die allgemeine Vorstellung der Verwandelbarkeit von Menschen in Vögel durch einige Parallelen zu unterstützen, da die Erklärung, warum gerade der Giritz hier eintritt, durch die obigen Angaben betreffend seine natürlichen und menschenähnlichen Eigenschaften bereits so weit gegeben ist, als überhaupt für solche Einzelheiten verlangt werden kann. Eine eigentliche, förmliche Verwandlung, resp. der bestimmte Akt oder Vorgang derselben findet zwar im Glauben und in der Sprache des Volkes nirgends ausdrückliche Bezeichnung oder Beschreibung; aber er muß doch, wenn die alten Jungfern Giritze sein sollen, als irgendwie geschehen gedacht werden, und die Möglichkeit solchen Geschehens ist durch ähnliche Erzeugnisse der mythologischen Phantasie hinlänglich bezeugt. Nach uralter und weitverbreiteter, auch leicht begreiflicher Vorstellung nahm die Seele eines abgeschiedenen Menschen unter andern Tiergestalten die eines Vogels an. Ich verweise dafür auf die betreffenden Kapitel in Grimms Mythologie, auf Wackernagels Ἔπεα πτερόεντα (Kl. Schriften Bd. 3, S. 228—244 und auf Uhlands Schriften Bd. 3, S. 278—286 (dieses Zitat zugleich für Verwandlung von Menschen in andere Tiere als Vögel). Die bekanntesten deutschen Märchen, in welchen jene Vorstellung spielt, sind das von den sieben Raben und das vom Machandelbaum. Die Verwandlung erscheint bald als Strafe für ein begangenes Verbrechen, bald als Erlösung aus einer dringenden Not; sie kann aber auch als freiwillige Auflösung eines Menschenwesens in ein ihm irgendwie näher verwandtes Naturwesen eintreten, und je nach dem Charakter des Menschen, seiner That oder Not sind die Vögel z. B. Eule oder Rabe, Taube oder Nachtigall. Die Eule ist nach Shakespeare (Hamlet IV, 5) die Tochter eines Bäckers, welche dem Heiland Brot verweigerte und dafür von ihm in jene Gestalt verwandelt wurde. Nach einer schweizerischen Sage wurde eine Kindsmörderin in ein Vögelein mit blutroten Füßen verwandelt. Den spukenden Geist einer geizigen Frau im Harz mußte man aus dem Hause wegfahren in einen Kibitzbruch (d. h. Sumpf, wo er also ohne Zweifel in einen Kibitz überging). In einem neugriechischen Liedchen

(Zeitschr. f. Völkerpsychologie Bd. 9, S. 430) sieht ein Mädchen, das einen ihr empfohlenen Mann verschmäht, ihre Verwandlung in ein Rebhuhn voraus. In den 15 Büchern der Metamorphosen des Ovid kommen nicht weniger als zwanzig Verwandlungen von Menschen in Vögel vor, welche nach der erfinderischen, aber oft etwas spitzfindigen und frostigen Art jenes Dichters auf mannigfaltige Weise motiviert und modifiziert sind. Es darf endlich auch erinnert werden, daß das sogenannte „wilde Heer“ da und dort zum Teil aus wilden Vögeln besteht, welche eben auch Seelen unseliger Menschen sind. In Esthland erscheint statt des Kibitzes der Brachvogel, welcher daher scherzhaft auch „alte Jungfer“ genannt wird, weil der jungfräuliche Leib dem Brachfeld gleicht. Neben Vögeln kommen besonders geflügelte Insekten vor, welche sonst auch die Erscheinungsform elbischer Wesen sind; zwischen Elben und Menschenseelen besteht aber alter Zusammenhang und Austausch. In Wollbach (Großherzogtum Baden) werden die alten Jungfern in Bremsen verwandelt, und wenn eine solche auf dem Giritzenmos herumschwärmt, so sagen die Burschen: „Warum hest mi nit welle? warum hest mi nit g'no?“ Den alten Griechen galt eine Art Grille oder Heuschrecke (*μάντις*, *γραῦς*, *σέρ(ι)φος*, auch *νύμφη* genannt), deren Blick jedem Schaden brachte, für eine verzauberte alte Jungfer. Vielleicht gehört auch der Name „Wasserjungfer“ = Libelle hieher, welche in Bayern „Moosfräulein“ heißt. In der Gegend von Pforzheim sagt man, die Eidechsen seien einst Jungfern gewesen. — Ob nun den alten Jungfern Tiergestalt als Strafe, Erlösung oder naturgemäße Auflösung zugeteilt ist, darüber hat wohl der Volksglaube nie ein klares Bewußtsein gehabt, ebensowenig wie über den Zeitpunkt und den Vorgang der Verwandlung; meistens gilt nur der Ausdruck: „aufs oder ins Giritzenmos kommen oder gehen“, der freilich auch den nur bildlichen Sinn „keinen Mann bekommen“ hat, wie in Appenzell „ins Hennenmos kommen“; aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man ursprünglich sich eine Verwandlung als mit oder nach dem Tode eintretend und die Seelen als in jener Gestalt fortlebend dachte, da sie ja ohne irgend eine Körperlichkeit überhaupt nicht gedacht wurden. Übrigens bleibt auch eine nur zeitweise Annahme von Tier-

gestalt schon während des Lebens (wie bei den Hexen) nicht ausgeschlossen.

Nachdem wir den ersten Bestandteil des Kompositums Giritzenmos näher untersucht haben, soll nun auch der zweite noch seinen Beitrag zur Erklärung des Gesamtbegriffs ergeben.

Das schweizerische und bayerische Wort Mos = mhd. mos, nur mit verlängertem Vokal, ist, wenigstens in seiner jetzigen Bedeutung, verschieden von nhd. Moos, muscus, wofür in der Schweiz und in Bayern (wie auch mhd.) neben Mos meist Mies, Miesch gilt, und ganz verschieden von nhd. Moor, Sumpf, mhd. muor. Mos kann zwar auch ein Torfmoor bezeichnen, aber (wenigstens in der Schweiz) nicht einen bloßen Sumpf, sondern nur feuchten Boden (bayer. Mooswiese), auf dem höchstens Streugras wächst; synonym gilt Ried, auch in der Zusammensetzung Giritzenried. Sachlicher Zusammenhang des schweiz. Mos mit Mies, nhd. Moos besteht darin, daß auf dem Mos unter anderm auch Moose wachsen. Diese gehören zu den dürftigsten Formen des Pflanzenreiches, und Moos als Bestandteil von Wohnung oder Ersatz von Kleidung weist, sowie Stroh in derselben Verwendung, auf dürftige Anfänge von Kultur oder auf armselige Lebensverhältnisse *). Mit der Dürftigkeit des Mooses stimmt nun die Unfruchtbarkeit des Moses, welche wahrscheinlich zu einer symbolischen Bedeutung dieses Wortes in Giritzenmos mitgewirkt hat. Zunächst zwar könnte man sich daran genügen lassen, daß die Kibitze, bei ihrem Hang zu einsamem Leben, eben solche abgelegene, wenig besuchte Orte wie die schweiz. Möser (Plur. von Mos) aufsuchen und mit Vorliebe bewohnen; aber ihr einziger Aufenthalt sind sie doch nicht. Es mußte also wohl von seiten des Moses noch etwas hinzukommen, was die Verbindung des Wortes mit Giritz und bildliche Bedeutung beider Wörter in derselben begünstigte. Anderseits sind von Aufenthalt auf dem Mose auch noch andere Tiere, besonders Vögel, benannt. „Moshu(w)" heißt in der Schweiz eine Art Eule, „Mosweih" der Weih, der über dem Mose kreist, „Moskuh" und „Mosstier" der sonst auch Lôrind **) genannte Vogel,

*) vgl. auch mhd. jamers mos, neben der schanden, des falsches muor.

**) Lō ist mhd. lōch, Gehölz, Gesträuch, Gebüsch.

die Rohrdommel, von dem der schweizerische Lexikograph Fries sagt: „der ein wunderbar Geschrei führt, so er den Schnabel ins Moos stößt", und ähnlich Schmeller I² 1673. Lôrind wird auch als Schimpfname für rohe, ungebärdige Menschen gebraucht. Die von Mos benannten Vögel haben etwas Unheimliches, wie der auf dem Mos hausende Giritz. Als unheimlich und als Brutstätte von Unheimlichem gilt aber auch das Mos selbst. Fischart (Flöhhatz X, 117) sagt vom Mur (= Moor, welches mit Mos mehrfache Berührung zeigt), es komme alle Unfuhr (Unfug, Unheil) daraus. Mos aber scheint geradezu das Totenreich, wenigstens den Aufenthalt unseliger Geister bedeutet zu haben, wobei zu bedenken ist, daß das Altertum sich auch die Unterwelt von Wassern durchströmt dachte, als feuchte Höhle, nicht als Feuerhölle. Die Stretlinger Chronik (herausgegeben von Bächtold, Ältere Schriftwerke der deutschen Schweiz Bd. I, S. 103) erzählt: Als Diebold von Stretlingen, der die Kirche von Einigen beraubt hatte, zum Sterben kam, haben die Umstehenden die Stimme des St. Michael (des Patrons jenes alten Gotteshauses) den bösen Geistern befehlen gehört, die Seele des Sünders in ein Mos am (Thuner) See zu tragen, das noch Höllenmos genannt werde. Mos als Verwesungsstätte kennt auch Frommanns Zeitschr. f. deutsche Mundarten 4, 500. Daß Mos in der Schweiz auch die unverfängliche Bedeutung „Allmende" (Gemeinweide) hat, Mosfahrt im Kanton Schwyz, neben der später anzuführenden Bedeutung, auch die von Benutzung der Allmende, Moslehen den zu Lehen gegebenen Anteil an der Benutzung des Moses zu Weide, Heu und Stroh, Moshuhn die dafür entrichtete Abgabe eines Huhns bedeutet — kann die Nebenbedeutung nicht aufheben; und es liegt doch schon hier, noch abgesehen von den später für diese Auffassung anzuführenden Gründen, nahe genug, das Mos oder die unangebaute Allmende im Gegensatz zum bebauten und fruchtbaren Acker mit dem ledigen und kinderlosen Stand weiblicher Personen im Gegensatz zu fruchtbarer Ehe in Parallele zu setzen. Unfruchtbarkeit kann auch geradezu einem Zustand des Todes gleichgesetzt werden, dem die alten, der Welt „abgestorbenen" Jungfern eigentlich schon im Leben verfallen sind, sowie auch Heide und Wüste „tot" genannt werden. Hier

mag auch noch angeführt werden, daß nach Schmeller I², 868. 72 das Wort Altwis nicht bloß eine (alte) Wiese bezeichnet, welche nie gedüngt und darum nur einmal jährlich gemäht wird, sondern zugleich (bildlich) alte Jungfer. Daher der wortspielende Zuruf an eine solche: „Olde Oldwis, moust abi gei af d'Oldwisen und Gauwize heitn (Kibitze hüten)!" — Ich erinnere auch an die oben vorgekommene Angabe, daß in Esthland statt des Kibitzes der Brachvogel als verwandelte alte Jungfer erscheint; die Brache ist der (zeitweise) unfruchtbare Acker und entspricht der Altwiese. — Auf Vergleichung des weiblichen Leibes mit fruchtbarem Boden beruhen die antiken Ausdrücke: muliebria arva conserere (Lucrez), griech. ἀρόειν (pflügen) für: eheliche Beiwohnung, sulcus (Furche) auch für cunnus, vomer (Pflugschar) für penis.

Aus der Erklärung beider Bestandteile des Wortes Giritzenmos wird sich nun mit genügender Sicherheit ergeben haben, wie der Gesamtbegriff der schon oben angegebene werden konnte. Es mußte aber nicht allenthalben der symbolische Sinn eintreten; darum findet sich das Wort auch als Ortsname ohne ausdrückliche Nebenbedeutung, zunächst also nur zur Bezeichnung eines einsamen, etwas sumpfigen Ortes, wo eben gelegentlich und unter andern Tieren, doch vorzugsweise, Kibitze sich aufhalten. So gibt es einen Hof, genannt Giritzenmos, bei Sempach im Kanton Luzern. Giritzacker ist ein Flurname im Kanton Solothurn, an einer Stelle, wo vielleicht sumpfiger Boden erst ausgetrocknet worden war. Es findet sich auch Giritz allein als Name einer sumpfigen Gegend (bei Einsiedeln im Kanton Schwyz), wobei ohne Zweifel Mos oder Ried hinzugedacht werden muß. Ein „feuriger Mann" flackert dem öden Giritz zu (Rochholz, Aargauische Sagen 1, 47). Aber diese vereinzelten Fälle können natürlich die viel reichlicher bezeugte appellativ-symbolische Bedeutung nicht aufheben, und es ist hier nur noch nachzutragen, daß einmal auch statt Giritz der Name eines andern Vogels in dem Kompositum erscheint. Im Kanton Appenzell sagt man (wie oben schon bemerkt wurde) Hennenmos. Ein Mädchen, dem man vorhielt, es komme ins Hennenmos (bekomme keinen Mann), erwiderte mit der dem dortigen Volksschlag eigenen Schlagfertigkeit: „Wo Hennen sind, werden auch Hähne sein!" Damit

wären also hier Hagestolze gemeint, von deren Schicksal auch oben schon die Rede war. Wirklich findet sich aber auch ein Hahnenmos, aber einfach als Ortsname, im Berner Oberland. Bei Hahn und Henne ist hier wohl an wilde Hühner (Auerhahn, Birk-, Perl- oder Rebhuhn) zu denken. (Vgl. das Rebhuhn in dem neugriechischen Märchen, oben).

Es handelt sich jetzt darum, den Volksglauben, daß den alten Jungfern irgend ein Mos als Aufenthalt beschieden sei, in seiner Verbreitung und sprachlichen Ausdrucksform noch etwas bestimmter im einzelnen nachzuweisen, woran sich einige weitere Vorstellungen und Bräuche knüpfen werden, welche ebenfalls in besondern Namen und Redensarten ausgeprägt sind.

Neben dem oben schon erwähnten allgemeinen Ausdruck „aufs Giritzenmos gehen oder kommen“, der bald eigentlich, für Ortsveränderung, mit oder ohne gleichzeitige Verwandlung der Gestalt der Verstorbenen, bald nur bildlich als Bezeichnung des Verbleibens der Lebenden im ehelosen Stande gebraucht werden mochte, findet sich in der Schweiz, aber nachweislich nur in einem Bezirk des Kantons Zürich, von den ledigen Burschen gebraucht der Ausdruck „ein Mädchen aufs Giritzenmos thun“, der aber nur bildlich verstanden wird und ungefähr so viel bedeutet als unter Studenten „in Verschiß thun.“ Das betreffende Verfahren, welches in einer dem Mädchen gebrachten Katzenmusik besteht, sonst aber nur die imaginäre Bedeutung hat, findet statt, wenn ein Mädchen der Gemeinde mit einem auswärtigen Burschen ein Verhältnis angeknüpft hat. Ein solches gilt den einheimischen als ungültig oder wenigstens als regelwidrig, und darum wird die Betreffende von ihnen gleichsam in Bann gethan, von ihren eigenen Bewerbungen ausgeschlossen; sie kann jedoch, wenn sie ihr Verhalten ändert, wieder „heimgethan“, d. h. rehabilitiert werden. Abgesehen von diesem Ausnahmefall, in welchem der Ausdruck Giritzenmos immerhin noch seine gewöhnliche bildliche Bedeutung verrät, bestehen die konkreten Redensarten „auf oder in das Giritzenmos fahren oder führen“, mit welchen ein entsprechender Gebrauch verbunden ist, und zwar nicht bloß in der Schweiz, nur daß auf dem benachbarten Gebiet statt Giritzen- ein anderes Wort oder auch gar keines vorgesetzt wird, wobei immer noch

ein lokal bestimmter, hinlänglich bekannter Name (wie im Tirol das Sterzinger Mos) gemeint sein kann. Die Vorstellung einer Verwandlung ist hier, auch wenn Giritzenmos gesagt wird, schon darum ausgeschlossen, weil der Brauch mit lebenden (auch jungen und noch ganz heiratsfähigen und heiratslustigen) Mädchen und zu gewissen Zeiten als festliche Lustbarkeit wiederholt vollzogen wird.

Im Fricktahl (Kanton Aargau) werden zum Schluß der Fastnacht alle ledigen Mädchen über 24 Jahre von ihren Burschen auf mehrere Wagen geladen, auf die Allmende hinausgefahren und dort beim ersten Graben sachte umgeworfen. Das heißt man: ins Giritzenmos fahren und die alten Jungfern begraben. Man kehrt dann mit den Mädchen ins Wirtshaus zurück, um ihnen den Wein in die Schürze zu gießen (d. h. wohl ihren Schoß zu künftiger Fruchtbarkeit einzusegnen) und mit ihnen zu tanzen. (Rochholz, Aarg. Sagen 2, XLIII. Glaube und Brauch 2, 74. Arbeitsentwürfe 2, 14). Im Kanton Luzern heißt „Giritzenmos führen" eine Fastnachtbelustigung am Hirsmontag, wobei mit den Jungfern allerlei Schabernack getrieben wird. Im Unterinnthal (Tirol) heißt „aufs Mos fahren" der Brauch, daß die Bursche einen Wagen voll alte Jungfern packen, angeblich um sie statt Hölzern zu einer Brücke auf das Sterzinger Mos zu liefern, eine als Wiesbaum oben aufgebunden. Es gibt dort auch ein darauf bezügliches Lied, das Mosgesang. (Frommann, deutsche Mundarten 4, 500 ff.). Das sogenannte „Grättziehen", früher der beliebteste Faschingsumzug im Allgau und Vinschgau, bei welchem Masken einen großen Karren („Grätt") ziehen, auf welchem Bursche als Jungfrauen verkleidet sitzen und aufs Mos gefahren werden, ist jetzt seltener geworden. (v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 1. Aufl., S. 65).

In der Schweiz verbindet sich der Brauch des Mosfahrens der alten Jungfern zum Teil mit dem eines förmlichen Gerichtsverfahrens, das gegen die alten Junggesellen gerichtet ist. Am Fastnacht-Montag oder -Dienstag wird in verschiedenen Gegenden des Kantons Aargau das sogenannte „Giritzenmosgericht" abgehalten, an dem auch noch angesehene Männer Teil nehmen. Eine Maske, welche die älteste Jungfer der Gemeinde vorstellen

soll, erscheint als Verwalterin des Giritzenmoses vor einem improvisierten Gericht auf dem Markt und klagt den ältesten Junggesellen an, daß er noch immer im Dorfe lebe, statt unter ihre Obhut gekommen zu sein. Der Angeklagte, ebenfalls maskiert, tritt vor, verteidigt sich aber so schlecht, daß man dem Weibel (Gerichtsdiener) des Giritzenmoses den Schlüssel zu demselben abnimmt und ihn jenem alten Knaben anhängt, der auch in die Kosten verfällt wird. Dann fahren die jungen Bursche mit den Mädchen in der oben angegebenen Weise auf das Mos und nachher ins Wirtshaus. — Im Kanton Luzern heißt der Leiter und Sprecher eines Maskenzuges, der eine Fahrt auf das Giritzenmos darstellt, Giritzenvater, und es wird ihm eine Weide zugeschrieben, auf die er die ihm Untergebenen austreibt. Es werden dabei allerlei witzige Sprüche gewechselt, ähnlich den von Stalder (Idiotikon 1, 45) beschriebenen Hirsmontagbriefen, nur daß diese ein Volksgericht über alle Personen, Stände und Vorfälle der Gemeinde enthalten, während jene Sprüche sich nur auf den Stand der Ehelosen beziehen. Bei der Weide darf man wohl an Vogelweide, also auch an die Giritzgestalt der Mädchen denken. Der Ausdruck Vater kann den Aufseher und Pfleger von Tieren (Bienen-, Bärenvater) bezeichnen; aber Fritschivater heißt auch der jeweilige Veranstalter des berühmten Fastnachtumzuges in der Stadt Luzern, der auf das Vermächtnis eines Bürgers Namens Fritschi zurückgeführt wird und nicht selten eine Kritik der öffentlichen Zustände mit sich führt, wie die Mosfahrt im Muotathal des Kantons Schwyz und das Haberfeldtreiben in Bayern, welches letztere sonst hauptsächlich gegen gefallene Mädchen gerichtet wird. Endlich mag hier noch ein in den Zusammenhang der obigen gehörender Brauch erwähnt werden, den der Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld am anges. Ort erwähnt, aber vielleicht aus nicht ganz sicherer Quelle geschöpft oder selber mißdeutet hat. In Uri und Luzern sammeln die Bursche in einem Henkelkorbe, der von zwei Giritzreitern (als häßliche alte Weiber verkleideten Burschen) getragen wird, vorjähriges Moos und ziehen mit den Dorfspielleuten von Haus zu Haus. Wo sie eine Giritze wissen, bestreuen sie die Thürschwellen mit Sand, nageln vor das Hausthor einen Strohmann und beschenken die

alte Jungfer mit Giritzenmoos. Manchmal aber bringen sie ihr statt dessen einen Bräutigam. Der Ausdruck Giritzreiter kann neben den obigen wohl bestanden haben; etwas auffallend bleibt aber die Umdeutung von Giritzenmos auf Moos. An sich wäre Moos in diesem Zusammenhang und Sinn wohl denkbar, besonders neben dem Stroh, denn beide sind sonst Zeichen des Winters und der Unfruchtbarkeit; in München wird vor die Thüren verstorbener Jungfrauen ein Strohwisch gelegt.

Fragen wir schließlich, was die (ursprünglich wohl aus eigenem Antriebe) auf das Mos gefahrenen oder nach dem Tode sonst dorthin versetzten alten Jungfern daselbst zu thun haben, so lautet die nächste Antwort: Wenn sie nicht selbst in Kibitze verwandelt sind, so müssen sie auf dem Mose dieselben hüten (so im Lechrain) oder sich mit denselben unterhalten (Salzburg). Der Volkswitz ist aber erfinderisch, ihnen noch andere Beschäftigungen zuzuteilen, ähnlich jenen unfruchtbaren oder geradezu unmöglichen, aber zum Teil anzüglichen, welche schon oben, unabhängig von der Vorstellung eines bestimmten irdischen Aufenthaltsortes, angeführt wurden. In der Schweiz müssen sie Sägemehl knüpfen (Luzern), Hosenlätze flicken (St. Gallen, Winterthur), auch diese Bestandteile der männlichen Kleidung dreschen oder sogar kauen (Solothurn), ferner Leinsamen spalten und Wolken schichten (bîgen) ebd. Nach einer alten Sage der Sarganser sollen die Mädchen, die aus eigener Schuld alte Jungfern werden und nach ihrem Tode auf dem großen Ried bei Schan im Lichtensteinschen sich sammeln, dort Grüsch (Kleie) erlesen. Ein Pinzgauer Mädchen, das keinen Liebhaber findet, muß nach ihrem Tode auf das Bruggermos, dort Backscheiter zu roseln (sieben) und Ladhölzer zu fähen (fassen?). Schmeller II², 151. Im Unterinnthal müssen die alten Jungfern auf dem Sterzinger Mos Leinsamen schichten, Holzscheiter sieben u. s. w. Sie selbst aber sagen, sie müssen dort von einem Zuckerfels mit einer silbernen Haue Zucker abhacken. (Frommanns Zeitschr. 4, 500).

Wir verlassen nun sowohl den Giritz als das Mos, nicht aber die Vorstellung eines Fahrens der ledigen Mädchen, welche uns vielmehr zu einer neuen Reihe von Bräuchen hinüberführt, wo unter verschiedener Form derselbe Grundgedanke zum Vor-

schein kommt. Statt daß die Mädchen auf einem Wagen gefahren werden, finden wir sie selbst an einen Wagen oder ein anderes Fahrzeug gespannt. Natürlich können sie nicht selbst die Gestalt von Zugtieren annehmen; aber wir finden Spuren, daß sie in solche verkleidet, resp. als solche gedacht und behandelt wurden. Verkleidung von Menschen in Tiergestalt bei heidnischen Festen der alten Deutschen wird durch viele kirchliche Verbote des frühen Mittelalters ausdrücklich bezeugt. Die betreffenden Tiere können ursprünglich teils Opfertiere, teils Attribute oder Symbole von Gottheiten gewesen sein; es kann aber auch reine Festlust ohne tiefern Grund sich solcher Masken bedient haben, um unter denselben um so wilder sich auszulassen. Erwähnt werden besonders Kälber, Hirsche und Bären; auch Wolf und Fuchs werden nicht gefehlt haben, da sie in der Tiersage die Hauptrolle spielen; Eberhäupter trug man als Helmschmuck. Hier kommt es aber hauptsächlich auf Haustiere an, welche den Menschen näher stehen und insbesondere zur Vertretung weiblicher Personen dienen konnten. Kühe finden wir vor dem Wagen der Göttin Nerthus bei deren festlichem Umzug; sie werden noch zu andern Kultuszwecken gedient haben, können aber auch unmittelbar nach ihrem natürlichen Wesen und ihrer Nutzbarkeit im menschlichen Haushalt aufgefaßt worden sein. Einen Überrest solchen Gebrauches haben wir vielleicht noch in dem sogenannten Kuhtreiben, wie es bis auf neuere Zeit im Salzburgischen üblich war. (Philipps, Vermischte Schriften 3, 402 ff.). Dasselbe gleicht nach seinem Hauptzwecke, in Form eines dialogischen Schauspiels gewisse Übelstände und Vorfälle scherzhaft zu rügen, den oben erwähnten Volksspielen in der Fastnachtzeit; wesentlich sind aber bei dem nächtlichen Aufzug die transparent beleuchteten Tiermasken, insbesondere Kuhmasken, welche von den handelnden Personen getragen werden, und daß das vor dem Hause eines Herrn aufgeführte Gespräch mit der an denselben gerichteten Frage beginnt, ob er keine Kühe feil habe. Alle im Hause befindlichen erwachsenen Weibspersonen werden dann mit treffenden Kuhnamen bezeichnet und unter dieser Maske der Reihe nach mit witzigen Bemerkungen, besonders über ihre Liebesverhältnisse, durchgenommen. Zuletzt wird bei jeder gefragt: „Was thun wir mit dieser Kuh?“ und es wird auch diese

Frage mit irgend einer Anspielung auf Charakter und Lebensumstände der Person beantwortet. Die den Kühen zugeschriebenen Weideplätze sind die Wohnungen der Liebhaber der Dirnen. Ein ähnlicher Brauch scheint früher in der Schweiz bestanden zu haben. Das im Muotathal, Kanton Schwyz, unter den Namen „Mosfahrt", „aufs Mos fahren" periodisch aufgeführte volkstümliche Fastnachtspiel scheint erst in diesem Jahrhundert durch Einfluß der Geistlichkeit einen halb kunstmäßigen Zuschnitt bekommen und kirchlich-politische Tendenz angenommen zu haben. Gott Bacchus mit seinem Hofhalt und Gefolge, worunter die Todsünden, aber auch Vertreter der ganzen modernen Bildung, Freimaurer und Doktoren auftreten, wird nach vergeblicher Warnung eines Bußpredigers zuletzt vom Teufel geholt, und es soll dadurch die Hinfälligkeit aller Weltlust und Weltweisheit gegenüber der durch die katholische Kirche vertretenen alten Sitte dargestellt werden. Schon der Name Mosfahrt beweist aber, daß das Spiel ursprünglich einen engern Rahmen und einfachern Sinn hatte, wie die oben angeführten Fastnachtspiele an andern Orten, bei denen eben das Fahren der Mädchen auf das Mos ein Hauptstück ist. Die Personen des Spiels werden in Muota noch jetzt auf Schlitten (da die Jahreszeit gewöhnlich winterlich ist) von Rindern nach den verschiedenen im Freien aufgeschlagenen Bühnen gezogen, wo die einzelnen Akte des Stückes gespielt werden; es ergibt sich aber aus Erinnerungen älterer Leute, daß früher (noch im vorigen Jahrhundert) die ledigen Mädchen, irgendwie als Kühe verkleidet und benannt, mitspielten, und eben darin läge eine Ähnlichkeit mit dem salzburgischen Kuhtreiben. Das letztere hat man als Darstellung der Heimkehr der Herde von der Alp erklären wollen und so auch die Mosfahrt im Muotathal in ihrer ältern Gestalt als Darstellung der Sennerei. Beide Deutungen sind ohne Zweifel irrig, da jene Szenen des Hirtenlebens unter dem Hirtenvolk selbst eine besondere „Darstellung" weder bedürfen noch gestatten; wohl aber ist es ganz natürlich, daß unter Hirten die Vergleichung der Mädchen mit Rindern sich einstellte und gelegentlich drastische Gestalt annahm. Bei dem Kuhtreiben scheinen übrigens die Kühe wirklich nur als frei weidende aufgefaßt, während sie bei der Mosfahrt als Zugtiere auftreten. Setzen wir

hier statt ihrer weibliche Personen, so führt uns die Mosfahrt auf einen weit verbreiteten alt und sicher bezeugten Brauch, wonach wirklich ledige Mädchen, an ein Fahrzeug (das gelegentlich auch als Schlitten erscheint) gespannt, mit demselben umzogen, in einer bildlichen Bedeutung, die leicht erkennbar und mit der von Mos vereinbar ist. Daß die ziehenden Personen zuweilen nicht wirkliche Mädchen, sondern nur in weibliche Gestalt verkleidete Bursche sind, begreift sich aus der ihnen gestellten Aufgabe und ändert am ursprünglichen Sinne des Brauches nichts. Wir fanden die Stellvertretung der Geschlechter auch schon bei dem Grättziehen und finden sie wieder bei dem Pflugziehen in England und Frankreich; übrigens kommt sie als Verkleidung priesterlicher Personen auch in ältern Kulten vor (z. B. bei dem der Alcis, Tacitus, Germania 43) und hat vielleicht noch tiefern Grund. — Wichtiger ist der Unterschied, daß am einen Orte die Mädchen auf demselben Fahrzeug herumgeführt werden, das sie anderswo selbst ziehen müssen; aber dadurch wird gerade die ursprüngliche Identität beider Bräuche ins Licht gesetzt, so zwar, daß das Herumgefahrenwerden als spätere Milderung des Selbstziehens zu betrachten sein wird. Was endlich das Fahrzeug selbst betrifft, welches meistens als Pflug oder Egge, seltener als Schlitten und Schiff erscheint, so sind diese verschiedenen Gestalten in eigentlicher oder bildlicher Bedeutung mit einander zu vermitteln; unzweifelhaft ist auch die wesentliche Identität derselben mit dem Wagen oder Karren, den wir bei der Mosfahrt fanden; auch zwischen Schiff und Wagen wird Verbindung hergestellt durch die Berichte von einem zu Lande auf einem Wagen herumgeführten Schiff. Unwesentlich ist auch der Unterschied der Termine des Umzugs, der meistens in die Zeit zwischen Weihnacht und Ostern fiel und später auf die Fastnacht verlegt wurde. Die sämtlichen Berichte finden sich am vollständigsten zusammengestellt bei Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 553—65. Ebendaselbst 581 ff., 593 ff. ist dann auch der schon von W. Müller und Müllenhoff vermutete Zusammenhang der spätern Frühlingsumzüge mit dem von Tacitus berichteten Kulte der Nerthus behandelt, mit der Simrock (Mythologie[5] 370 ff., 381. Bertha die Spinnerin 105 ff.) und E. Meyer (Germania 17, 199) auch die Isis des Tacitus

zusammenstellen, sowie Wolf (Beiträge 1, 151) diese mit der niederländischen Nehalennia. Über Schiff und Pflug vgl. auch noch Grimms Mythologie[4] 3, 86/7. Ich beschränke mich auf Hervorhebung der Hauptzüge mit einigen Ergänzungen und auf Ausdeutung des Zusammenhangs der sämtlichen Vorstellungen und Bräuche.

Bei diesen sind ziemlich deutlich zwei Gruppen zu unterscheiden, deren eine, ohne Zweifel von höherm Alter, eine rein natursymbolische Bedeutung des Herumziehens von Mädchen enthält, während die andere, jüngere, ausdrücklich auf den Ehestand sich bezieht. Es wird eine mittlere Zeit gegeben haben, wo der ursprüngliche Sinn nicht mehr deutlich bewußt war und anfing, in eine mittelbare Beziehung überzugehen. Auch dieser Übergangszustand scheint sich da und dort erhalten zu haben; räumliche Grenzen aller drei Auffassungen lassen sich natürlich noch weniger als die zeitlichen feststellen, da die Überlieferung lückenhaft und zufällig ist.

Sebastian Frank berichtet im Weltbuch (1534): Am Rhein, in Franken u. a. O. sammeln die jungen Gesellen alle Tanzjungfrauen, setzen sie auf einen Pflug und ziehen diesen ins Wasser. — In Siebenbürgen entkleiden sich bei anhaltender Dürre einige Mädchen und tragen eine Egge in einen Bach; dann setzen sie sich auf die Egge und unterhalten auf den vier Ecken derselben während einer Stunde ein Flämmchen. Laut der Zimmernschen Chronik zogen in Oberschwaben am Aschermittwoch die Mägde und Bursche eine Egge durch die Donau. Aus derselben Zeit wird berichtet, am Aschermittwoch reißen die Bursche die Mägde aus den Häusern und spannen sie vor einen Pflug, dem ein Sand oder Asche streuender Säemann folgt; zuletzt fahre man in einen Bach und führe dann die Mädchen zu Mahlzeit und Tanz. Alle diese Gebräuche hatten offenbar den Sinn, durch einen Umzug des Ackergerätes, das ins Wasser getaucht wurde, dem Felde Fruchtbarkeit, zunächst die zur Wärme nötige Feuchtigkeit zu verschaffen; die Mädchen stellten dabei sinnbildlich den zur Fruchtbarkeit bestimmten Schoß der Erde vor, wie die Bursche das männliche Element. Denselben Sinn werden ähnliche Bräuche gehabt haben, bei denen das Wassertauchen nicht mehr erwähnt wird. Noch

heute wird alle sieben Jahr im Februar zu Hollstadt in Unterfranken ein Pflug und eine Rübenschleife mit ausgesucht schönen Jungfrauen bespannt. In England heißt der Montag nach Epiphania Plough monday. Laut Zeugnissen vom 15.—18. Jahrhundert zogen Bursche, genannt Ploughbullocks, in weiblicher Verkleidung, begleitet von einem alten Weib und einem als Tier verkleideten Narren, einen Pflug herum. In Dänemark veranstalteten noch am Ende des vorigen Jahrhunderts Bursche und Mädchen am Neujahrstag ein Festmahl, dessen Kosten durch einen Pfluggang aufgebracht wurden; die Bursche zogen den Pflug von Haus zu Haus, Gaben sammelnd und ein Lied singend, in welchem den Feldern und Häusern Fruchtbarkeit gewünscht wurde. — Später erscheint das Einspannen der Mädchen als Strafe für ihre Ledigkeit. So zwangen um das Jahr 1500 in Leipzig am Fastnachtdienstag verlarvte Junggesellen die unterwegs aufgegriffenen Jungfrauen in das Joch eines Pfluges, der dann nur den Ehestand bedeuten konnte. Wenn im Schaumburgischen das erste „Spann" (Pflügen) gethan ist, so schleichen sich die Knechte zu den Mägden und peitschen sie (Flöhausklopfen). In einem Fastnachtspiel (bei Keller I, Nr. 30) werden die ledig gebliebenen („verlegenen") Maide „in den Pflug und in die Egge gespannt", weil sie von der weiblichen Natur ihres Leibes (welche dort derb genug beschrieben wird) noch keinen Gebrauch gemacht haben. Hans Sachs (Ausgabe von Keller V, 179) erzählt, wie er an einem Aschermittwoch in Regensburg Hausmaide einen Pflug habe ziehen sehen, getrieben von Junggesellen, zur Strafe dafür, daß sie diese verachtet oder genarrt haben, und mit dem Rat, bis zur nächsten Fastnacht Männer zu nehmen. Betreffend diese Zeitbestimmung finden wir im Stadtrecht von Liestal (Baselland) aus dem Jahr 1411 die auch sonst bemerkenswerte Angabe, daß der Schultheiß „jährlich vor Fastnacht, wo man gewöhnlich zu der heiligen Ehe greift", nachsehen soll, welche Knaben und Töchter das richtige Alter dazu haben, und daß er aus ihnen angemessene Paare bilde. — Zuletzt wird das Einspannen auch noch den Ehefrauen zu Teil, hat dann aber nur noch sprichwörtliche Bedeutung. So in Friesland: „Zieh", sagte Age, da spannte er seine Frau vor den Pflug. In Mecklenburg:

„So muß es kommen", sagte der Bauer und spannte seine Frau vor die Egge. — Dazu der schweizerische Volksreim:

Wenn i emal es Schätzeli ha, I will ems ordeli mache:
I leggen=em en Kummet a Und fahre mit em z' Acher. —

Ins Geisterhafte spielt der in Steiermark herrschende Glaube, die wilde Jagd erscheine mit einem Schlitten, der wie ein Schiff gestaltet sei und von vorgespannten Dienstmägden durch die Luft gezogen werde. Da im wilden Heere allerlei unselige Geister zur Strafe mitfahren müssen, so konnten auch die ledig gebliebenen Mägde in dasselbe versetzt werden. Auch die Gestalt des schiffähnlichen Schlittens ist nicht auffallend; denn in Ulm wurde um 1530 in der Adventzeit ein Pflug mit Schiff oder Schiffschlitten herumgeführt. Das Schiff wird sich auf die Eröffnung der Schiffahrt im Frühling bezogen haben; der Pflug auf die Öffnung des Erdreichs zur Saat. An die häufige Vergleichung des Schiffes mit einem Pfluge (z. B. im Gebrauch des Wortes Furche) und des Ackerfeldes mit der Meerfläche braucht nur erinnert zu werden*). Endlich ist zu erwähnen, daß in Kärnten am Aschermittwoch vorhandener Schnee mit einem Pflug umgeackert wird und daß in der Schweiz das schlittenartige, zur Bahnung des Weges im Winter dienende Gerät Schneepflug heißt**).

*) Ob das Wort Pflug aus dem Slavischen ins Deutsche gedrungen sei (Ebel) oder umgekehrt (Weigand), ist streitig und mag hier unentschieden bleiben; aber wahrscheinlich gehört das Wort zu griech. πλοῖον, skr. plava, navis. Vgl. Grimm, Mythologie[4] 3, S. 87. Gesch. d. d. Sprache[3], S. 40. Nach Ebel (Kuhns Zeitschr. VII, 228) stammt von derselben Wurzel (plu) auch das lat. plaustrum, Wagen. Pflug und Wagen wären also nach Analogie des Schiffes als „Fahrzeuge" überhaupt benannt worden.

**) Ein den Germanen eigenes Wort für Pflug war das got. hoha, erhalten im ahd. Diminutiv huohili. Verschieden davon ist ahd. slitochoho (choho für chuocho?), Schlittenkuchen, =kufen; s. Deutsches Wtb. V, 2490. 2530. Aber die appenzellische Form hueche, Schlittenkufe, neben chueche scheint doch einen Zusammenhang mit ahd. huoh- zu verraten. — Von mhd. kocke, rundes Schiff, wahrscheinlich zu frz. coque, aus lat. concha, Schale, ist ahd. chocho schon darum verschieden, weil jenes auch ahd., aber mit anderm Anlaut erscheint: hericocho, celox.

Daß die angeführten Festbräuche als Überreste aus heidnischer Zeit zu betrachten sind, kann kaum bezweifelt werden, wenn auch die Kontinuität nicht positiv nachweisbar ist. Die älteste Nachricht vom Herumführen eines Schiffes (durch die Weberzunft in Jülich) datiert aus dem Jahre 1033. Zwischen diesem Zeitpunkt und den Berichten des Tacitus von dem Schiffe der Isis und dem Wagen der Nerthus liegen nicht weniger als 1000 Jahre, und daß bei jenen Umzügen Jungfrauen eine besondere Rolle gespielt haben, ist nirgends gesagt. Aber daß bei dem Fest einer Göttin das weibliche Geschlecht beteiligt war, ist eine fast unausweichliche Annahme, und daß im Lauf eines Jahrtausends der ursprüngliche Sinn und auch die Gestalt einer alten Kultushandlung durch allmähliche teilweise Neuerungen entstellt und umgedeutet werden konnte, liegt in der Natur der Sache und wird durch zahlreiche Analogien bestätigt. Insbesondere kann die Umwandlung eines ursprünglich durchaus ernsthaften und feierlichen Brauches in einen spätern derb lustigen Fastnachtscherz und die Einschränkung eines ursprünglich auf das ganze Naturleben bezogenen Frühlingsfestes auf das Verhältnis der Geschlechter kein Bedenken gegen den Zusammenhang erwecken. Wir haben aus verhältnismäßig später Zeit noch ein Zeugnis gefunden, daß die Fastnachtzeit, welche meist in den Vorfrühling fällt, zugleich als Zeit ehelicher Verbindungen unter der Landbevölkerung galt, und bei zahlreichen Frühlingsfestbräuchen ist Paarung zwischen Burschen und Mädchen als sinnbildliches Vorspiel nahe bevorstehender Ehe ein wesentlicher Bestandteil. Daß dann das Gegenteil derselben, das Ledigbleiben von Mädchen, als Ausnahme um so stärker hervorgehoben und in humoristisch-satirischer Weise hauptsächlich ausgebeutet wurde, liegt wiederum in der menschlichen Natur und im Geist einer spätern Zeit. Gehen die fraglichen Bräuche wirklich bis auf das Frühlingsfest der großen (ursprünglich einzigen) Göttin zurück — was nicht bestimmt behauptet werden kann — so werden die Jungfrauen ursprünglich den von Rindern gezogenen Wagen (resp. das auf einen Wagen gesetzte Schiff) vorzugsweise begleitet, später ihn gelegentlich selbst gezogen oder ziehen geholfen haben, bis sie von den jungen Männern abgelöst oder ganz durch sie ersetzt und

zuletzt selbst auf den Wagen gesetzt wurden, so daß, was ursprünglich eine Ehre war, scherzhaft in Spott und Schande verkehrt wurde, wie die Flur in das Mos. Zweifel an der unmittelbaren Identität des spätern Brauches mit dem ältesten mag sich auch darauf stützen, daß der letztere nichts von Pflug oder Egge weiß, welche später neben dem Wagen (resp. Schiff oder Schlitten) und statt desselben hervortreten. Aber es ist ja wahrscheinlich, daß zu Tacitus Zeit Pflug und Egge bei den Germanen noch gar nicht üblich waren, während sie später ganz naturgemäß an die Stelle des Wagens traten, dessen Umzug ja jedenfalls der Einsegnung der Fluren zur Fruchtbarkeit dienen sollte. War der Ackerbau einmal eingeführt und das Hauptgeräte desselben bei der Festfeier an die Stelle des Wagens getreten (auf dem wohl längst nicht mehr eine Göttin fahrend gedacht wurde), so war nach den oben angeführten aus den klassischen Sprachen belegten Anschauungen die Vergleichung der fruchtbaren Natur mit fruchtbarer Ehe, der Flur mit dem weiblichen Leibe nur noch näher gelegt; und es kam dazu noch die Vergleichung des Pflugjoches mit dem Joche des Ehestandes (vgl. jugum: conjugium), welches wohl zu allen Zeiten auf dem weiblichen Teil schwerer als auf dem männlichen gelastet hat, wie denn auch ein großer Teil der Feldarbeit noch heute den Frauen und Mädchen obliegt.

In welcher Richtung und bis zu welchem Punkte man die fraglichen Bräuche ausdeuten mag — jedenfalls zeigen sie einen Reflex alter Kulturzustände, in welchen Viehzucht, Ackerbau und Schiffahrt, je nach der Beschaffenheit des Landes, auch im Kultus ihre Spuren hinterlassen haben, und wenn wir das mit der Mosfahrt, dem Kuhtreiben oder andern Fastnachtbräuchen verbundene öffentliche Volksgericht bedenken, welches, wie das bayerische Haberfeldtreiben, keineswegs auf das Verhalten weiblicher Personen beschränkt war, so können wir sogar einen Rest alten Zusammenhangs zwischen Kultus und Justiz herausspüren, da die altgermanischen hohen Festtage zugleich Gerichtstage waren und die Priester wohl nicht bloß im Kriege eine Art Strafgewalt auszuüben hatten. Für die mythologische Grundlage mag schließlich noch, wenn auch ohne besondern Nachdruck, daran erinnert werden, daß einen Schiffsschlitten auch die wilde Jagd in Steiermark

mit sich führt. Wenn nun die wilde Jagd nur die spätere Gestalt eines besonders um die Zeit der Wintersonnenwende von dem höchsten Gotte mit seinem Gefolge gehaltenen Umzuges ist, so kann derselbe allerdings mit dem Frühlingsumzug der Göttin zusammengestellt werden. Das Schiff kann dann freilich nicht die eigentliche Bedeutung haben, die ihm oben bei den menschlichen Umzügen zugeschrieben wurde, sondern es wird das sein, auf welchem die Seelen durch die Lüfte geführt werden; aber auch das Schiff der Göttin ist vielleicht ursprünglich das Wolkenschiff, auf welchem fruchtbares Wetter herbeigefahren wurde. Diese beiden Bedeutungen lassen sich zuletzt auch wieder vereinigen; das altheidnische Schiff aber, dessen nächste Fortsetzung das des Skeaf oder Scild und des Schwanritters (Lohengrin) war (Simrock, Mythologie[5] 291—293), hat zuletzt vielleicht noch einen christlichen Nachklang gefunden in dem Weihnachtsliede von Tauler: „Uns kommt ein Schiff gefahren“. (Mittler, Deutsche Volkslieder[2] Nr. 404/5).

# Das germanische Heidentum und das Christentum.

Wenn die Entstehung einer Religion, auch einer sogenannten positiven, die durch historische Zeugnisse auf die Person eines Stifters zurückgeführt wird, etwas Unergründliches behält, so wird die Verbreitung derselben, insbesondere ihre Übertragung auf andere Völker, zwar etwas leichter, aber immer noch schwer genug zu erklären sein; denn rein äußerliche Mitteilung dabei anzunehmen, widerstreitet dem Wesen und der Würde der Religion, die immer das Innerste des Menschen ergreifen und beherrschen muß. Im Grunde ist es doch wieder das Problem der Entstehung einer Religion, nur eben in einer neuen Volksgemeinschaft, das dann vorliegt, und wenn die Thatsache, daß religiöse Ideen schon gegeben waren, also bloß zur Geltung in weitern Kreisen gebracht zu werden brauchten, die Erklärung zu erleichtern scheint, so wird sie anderseits dadurch erschwert, daß ja die Völker, denen eine neue Religion mitgeteilt werden sollte, immer schon eine andere besaßen, von der sie sich erst losmachen mußten, was nicht ohne innere und äußere Kämpfe vor sich gehen konnte.

Bei diesen Schwierigkeiten ist es doppelt geboten, sich zunächst an unzweifelhafte und unbestrittene Thatsachen zu halten, welche das Aufkommen einer Religion umgeben und begleitet haben. Wenn nun das Christentum, um dessen historisches Verhältnis zum germanischen Heidentum es sich hier handeln soll, zunächst aus dem Schoße des Judentums hervorgegangen war und, da dieses trotzdem sich gegen die neue Religion wesentlich ablehnend verhielt, zunächst in der von griechischer Kultur durchdrungenen Heidenwelt des Römerreiches sich verbreitet hat, so fordert das alle Gebiete der Wissenschaft beherrschende Gesetz natürlicher Kausalität die Annahme, es sei jene Heidenwelt, ob-

wohl auch sie der Annahme des Christentums teilweise lange widerstrebte, in einem nicht unbedeutenden Maße für dieselbe empfänglich, also den Grundgedanken der neuen Religion nicht ganz fremd gewesen. Daß sie einer neuen Religion bedürftig war, wird allgemein zugestanden; aber daß gerade dieses Bedürfnis jene Empfänglichkeit und darum teilweise Geistesverwandtschaft in sich schließt, wird nicht genugsam anerkannt. Und doch ist auch dies nur eine Anwendung des allgemeinen Gesetzes der Kontinuität, und auf dem Gebiet der Geschichte wie auf dem der Natur gilt der Satz, daß neue Erscheinungen immer erst auftreten, nachdem sie durch vorangegangene vorbereitet waren, so wie umgekehrt alte Zustände nicht absterben, bevor ihr Ersatz angebahnt und zum Teil schon neben der untergehenden Gestalt hervorgetreten war. Zwar wird in allen Lehrbüchern der Welt- und Kirchengeschichte, auch in den vom positiv-christlichen Standpunkt ausgehenden, in schönen Worten dargelegt, daß alles, was auf religiösem Gebiete dem Christentum vorangegangen war, Vorbereitung auf dasselbe sein sollte, daß mannigfache Keime einer neuen Religion und sittlichen Besserung in der Heidenwelt ausgestreut waren, und zu vielen Stellen des Alten und Neuen Testamentes sind auffallende Parallelen aus den Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern und Philosophen des klassischen Altertums nachgewiesen worden; aber man hat, wenigstens von Seite der positiven Theologie, den Sachverhalt doch vorwiegend negativ aufgefaßt: die heidnische Welt war trotz jenen Keimen und Ansätzen von Grund aus verdorben; sie hatte an sich selbst verzweifelt und mußte eben darum das Christentum als etwas Neues, als „Erlösung" annehmen. Man übersieht dabei, daß auch solches Annehmen eine gewisse Fähigkeit und Selbstthätigkeit voraussetzt, da ein rein passives Verhalten des Geistes sogar bei der Sinneswahrnehmung nicht vorkommt. Wer eine absolute Umwandlung aus göttlicher Wunderkraft annimmt, verläßt den Boden wissenschaftlicher Geschichtsbetrachtung. Das Positive, welches das Heidentum dem Christentum zubrachte, wenn es auch mehr als eine allgemeine unbestimmte Sehnsucht nach etwas Besserm war, läßt sich allerdings nicht leicht in eine Formel oder ein paar Lehrsätze zusammenfassen; aber umgekehrt konnte das Christentum in

einige gut gewählte Schlagwörter (im besten Sinne dieses Ausdrucks!) eine Menge im Heidentum zerstreuter Gedanken zusammendrängen und damit eine allerdings wunderbare Wirkung ausüben. Doch sollte hier nur hervorgehoben werden, daß das Verhältnis der im römischen Reiche verbreiteten Religion zum Christentum kein bloß negatives sein konnte, und wenn die heidnische Religion selbst allerdings wenig Positives darbieten konnte, so wäre um so höher die mit ihr verbundene übrige Kultur anzuschlagen. Aber gerade von dieser urteilt die positive Theologie, daß sie sich erschöpft hatte, daß die Gesittung der von ihr durchdrungenen Völker verfallen war, und auch die pragmatische Geschichtschreibung läßt sich den Gedanken gefallen, daß die germanische Nation mit ihrem unbefangenen Sinn und auch unverdorbenen Charakter die Aufgabe habe übernehmen müssen, das Christentum zu thatkräftigem Leben zu bringen.

Hier berühren wir den Kernpunkt der Frage, auf die nun näher einzutreten ist. Wenn die Annahme einer göttlichen Vorsehung, welche die Weltgeschichte leite, überhaupt unsere Geschichtsbetrachtungen leiten darf, so war es gewiß eine providentielle Fügung, daß das Christentum gerade zu der Zeit auftrat, wo das römische Reich eine politische Einheit der damaligen Kulturvölker geschaffen hatte. Daß das Römerreich, nachdem (oder obgleich?) es das Christentum als Staatsreligion angenommen hatte, vor dem Andrang germanischer Völker zerfallen und deren neuer Staatenbildung Platz machen mußte, muß dann freilich aus andern als religionsgeschichtlichen Ursachen erklärt werden. Wenn aber behauptet wird, daß die Germanen hauptsächlich darum berufen waren, die Erbschaft der Römer anzutreten, weil sie gerade durch ihre relativ geringere Kultur, verbunden mit Sittenreinheit und Gemütstiefe, besonders fähig gewesen seien, das Christentum anzunehmen und zur Grundlage der neuen Weltordnung zu machen, so lautet dies zwar schmeichelhaft für die Germanen, aber weniger für die Religion und das Christentum selbst, insofern jene Annahme den Gedanken enthält (von dem allerdings auch die heutige Heidenmission meistens ausgeht), die Grundwahrheiten der höchsten Religion seien so einfach, daß jedes unverdorbene Volk sie erfassen und sich aneignen könne. Dann erscheint freilich die ganze

Kultur des Altertums als eine Verirrung oder ein ungeheurer Umweg, und das Christentum vorzugsweise für die Kinder und „Armen im Geiste" bestimmt, wie das Neue Testament sich allerdings prägnant ausdrückt.

Wenn zwischen Religion und Sittlichkeit kein Verhältnis besteht oder eine Abhängigkeit der letztern von der erstern, so konnten die Germanen kein besonderes Bedürfnis des Christentums empfinden; denn im zweiten Fall mußte ihre relativ gesunde Sittlichkeit bereits auf einer entsprechenden Religion beruhen. Wenn dagegen die Religion von der Sittlichkeit in der Weise abhangen kann, daß eine relativ hochstehende Sittlichkeit das Bedürfnis nach einer entsprechenden Religion zu wecken vermag, so konnten die Germanen allerdings zur Aufnahme des Christentums besonders befähigt sein; dann mußten sie aber auch mit besonderer Bereitwilligkeit zur Bekehrung sich herandrängen; die Macht der Überzeugung mußte sogleich große Massen, wenigstens die überwiegende Mehrheit des Volkes ergreifen und der ausgestreute Same in kurzer Zeit reiche Früchte tragen. Davon zeigt aber die Geschichte nichts. Die Bekehrung der Germanen erfolgte langsam und mühsam von einem Volke zum andern und innerhalb der einzelnen Völker von einzelnen Personen zu engern und weitern Kreisen, meist von den höhern Ständen nach unten fortschreitend, wie es in der Natur der Sache lag und auch im römischen Reiche geschehen war, mit dem einzigen Unterschied, daß dort die Bekehrung mehr von unten nach oben sich verbreitet haben mag. Sie erfolgte bei den germanischen Völkern nicht ohne heftigen Widerstand des Volkes im ganzen (so bei den Sachsen) oder einer Partei desselben (so schon bei den Westgoten) und nicht ohne wiederholte Schwankungen, so daß nach einem bedeutenden Fortschritt, den die Bekehrung etwa unter einem ihr günstigen Fürsten gemacht hatte, unter einem anders gesinnten wieder ein empfindlicher Rückschlag eintrat. Sie erfolgte ferner nicht immer, ja vielleicht selten aus rein innern Beweggründen religiöser Überzeugung, sondern unter starker Mitwirkung politischer Rücksichten, zuweilen auch bloßer Zufälle, z. B. wenn das Glück des Krieges, nachdem es unter den alten Göttern ausgeblieben war, einmal mit dem neuen Gotte versucht wurde und dann sich einstellte — alles dies wie im

römischen Reiche! Bei solcher Äußerlichkeit und Unfestigkeit der Aneignung des Christentums konnten auch Früchte der Bekehrung weder frühzeitig noch reichlich zu Tage treten. Von den religiösen Gemütszuständen des Volkes in jener Übergangszeit gibt es natürlich keine unmittelbaren und sichern Zeugnisse; aber was wir von den sittlichen Zuständen wissen oder vermuten müssen, ist nicht günstig. Wenn wir die Germanen des ersten Jahrhunderts, wie sie Tacitus, offenbar nur aus teilweiser Kenntnis und idealisierend schildert, mit denen des vierten bis siebenten Jahrhunderts vergleichen, auf die es bei der Frage ankommt, so zeigen diese keinen bessern Zustand der Sitten als die Römer, sei es infolge von Ansteckung durch die letztern oder aus innerer Verderbnis, und höchstens kann man zugeben, daß auf Seite der Germanen mehr Roheit und Wildheit als Verdorbenheit bestand. Daß die Geschichte des merowingischen Königshauses noch nach der Bekehrung an die schlimmsten Erscheinungen in der julischen Kaiserfamilie des heidnischen Roms erinnert, mag aus dem zunächst und zumeist bei den Franken eingetretenen Zusammentreffen zweier Religionen und Kulturen, einer Vermischung von Einflüssen und Verwirrung der Grundsätze erklärt werden, welche in solchen Fällen fast unvermeidlich ist. Das Christentum konnte jene Verwilderung der Sitten weder verhindern, noch auf einmal beseitigen; aber wenn die Germanen jener Zeit eine ganz besondere Empfänglichkeit für dasselbe, resp. für die mit ihm verbundene Milderung der Sitten gehabt hätten, so wären Erscheinungen jener Art bei ihnen überhaupt nicht möglich gewesen, auch wenn einzelne Ausartungen zugleich als Ausnahmen betrachtet werden dürfen. Die deutsche Heldensage, welche um jene Zeit ihre höchste Ausbildung gefunden haben muß, zeigt eben so viele Beispiele von Verrat als von der sonst als Nationaltugend gepriesenen Treue. Noch im Nibelungenlied ist das Christentum nur äußerlich und die Treue bis in den Tod zugleich Blutrache. Die christliche Bildung und Wissenschaft Deutschlands blieb das Mittelalter hindurch abhängig von der romanischen, und von einer eigentümlichen, tiefern Auffassung des Christentums finden wir Spuren erst in den letzten Jahrhunderten jenes Zeitraums.

Die Langsamkeit, mit der das Christentum bei den Germanen fortschritt, erklärt sich aus besondern Gründen. Der germanische Volksgeist ist überhaupt mehr auf langsame, aber tief innerliche Entwicklung angelegt als der griechische und romanische; er wird also auch bei der Aneignung des Christentums seine angeborne Art bewährt haben. Es kam aber noch ein Umstand hinzu, der die Christianisierung der Germanen verzögern mußte. Das griechisch-römische Heidentum hatte sich, wie das Judentum, ausgelebt; was diese Religionen an brauchbaren Elementen erzeugt hatten, war in das Christentum übergegangen, und der Übergang war im ganzen allmählich und friedlich, ohne einen gewaltsamen Bruch erfolgt, ähnlich etwa wie die lateinische Sprache sich in die romanische verwandelte. Daß die Christenverfolgungen römischer Kaiser (mit Ausnahme Julians) nicht in positivem Eifer für das Heidentum oder in Unduldsamkeit gegen die neue Religion als solche, sondern in politischen Rücksichten ihren Grund hatten, ist bekannt. Bei den Germanen dagegen, wenigstens zunächst bei den Deutschen und Angelsachsen, war das Heidentum noch nicht ausgereift, sondern seine Entwicklung wurde durch die Verbreitung des Christentums unterbrochen. Der Glaube an die alten Götter lebte im Volke noch frisch; er hatte auch noch eine ziemlich einfache, wenig ethisch ausgebildete Gestalt, und was er in der letztern Richtung etwa noch hätte werden und leisten können, läßt sich nur aus der Entwicklung schließen, die er in Skandinavien gefunden hat, welches noch mehrere Jahrhunderte länger von der römisch-christlichen Kultur unberührt blieb. Es ist also natürlich, daß es den Deutschen schwer wurde, ihren Glauben abzustreifen, weil sie die Leistungsfähigkeit desselben noch nicht ganz erprobt hatten. Oberflächlich blieb die Bekehrung allenthalben, je gewaltsamer und schneller sie geschehen war; daher finden wir auch ein so starkes Nachleben des Heidentums unter verkleideten Formen bis tief ins Mittelalter und teilweise sogar in die neuere Zeit hinein. In Deutschland mag dies mit dem konservativen Zug der Gemütlichkeit und Treue zusammenhangen, in den romanischen Ländern mit der sinnlich-plastischen Anlage des Volksgeistes, die denn auch im spätern katholischen Glauben und Kultus sich deutlich genug ausgeprägt hat.

Wenn nun das Christentum schließlich trotz jenen Hindernissen bei den Germanen ebenso feste Wurzeln schlug wie im Süden, so muß wohl abermals ein besonderer Grund gewaltet haben, der ein Gleichgewicht zwischen Abstoßung und Anziehung herstellte. Daß in der Religion der Germanen selbst Elemente enthalten waren, die anziehend wirken konnten, lag zwar zu vermuten am nächsten, ist aber bisher von niemand behauptet worden; dagegen hat man eine gewisse Verwandtschaft germanischen Geistes mit christlichen Ideen auf einem andern Gebiete zu finden geglaubt.

Seit Vilmar die Eigentümlichkeit der Gesamtauffassung der Person Christi, seines Lebens und Wirkens in der altsächsischen Dichtung „Heliand" hervorgehoben hat, haben spätere Litteratur- und Kirchenhistoriker dasselbe gethan; z. B. Rettberg (Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. I, S. 246 ff.), und zwar im Zusammenhang mit der Ansicht, daß die Germanen mehr als die Völker der alten Welt befähigt gewesen seien, den Kern der christlichen Lehre von der Aneignung des Heils durch Glauben und Hingebung des ganzen Menschen an die Person des Heilands zu erfassen. Daß der „Heliand" erst im neunten Jahrhundert gedichtet ist, nachdem die Bekehrung der Sachsen äußerlich vollendet war, kann uns nicht abhalten, in ihm ein Zeugnis echt germanischen Geistes und auch Nachklänge des Heidentums zu erkennen; die Frage ist nur, ob das dort aufgestellte Bild des Heilands als eines zwar friedlichen, doch nach Art eines weltlichen Gefolgs- oder Lehnsherrn auftretenden Fürsten dem evangelischen Bilde Christi wirklich entspreche, wenigstens mit ihm vereinbar sei, also eine Verwandtschaft germanischen und christlichen Geistes beweisen helfe. Nach Rettberg entspricht insbesondere der Grundzug der Treue, der Anhänglichkeit und Hingebung, die nach altgermanischem Rechte die Gefolgsleute ihrem Führer, nach der spätern Verfassung die Mannen oder Vasallen ihrem Lehnsherrn schuldig waren, der christlichen Forderung der Hingabe der Gläubigen an Christus. Dieser hat nach der Darstellung des „Heliand" seine Getreuen gesammelt zu einem Heerzuge gegen Welt und Teufel; in seiner Bergrede verspricht er, wie ein König oder Herzog in einer Volksversammlung, seinen Mannen Sieg und himmlischen Lohn; zunächst aber ist ihr höchster Ruhm, mit

ihm und für ihn zu streiten und zu sterben; größter Schaden und Schande ist Zweifel und Zagen; aus dem unbedingten Vertrauen erwächst die volle Thatkraft. Daß noch manche einzelne Szenen nach altdeutscher Sitte geschildert werden, z. B. die Hochzeit in Kana nach Art eines einheimischen Trinkgelages, daß bei der Gefangennehmung Christi das wehrhafte Verhalten des Petrus hervorgehoben wird (ähnlich der Äußerung, die Chlodwig bei seiner Bekehrung gethan haben soll), ist ebenso richtig als bekannt.

Mit Wohlgefallen bemerken wir diese Züge einer natürlichen, unbefangenen oder eben nur in der heimischen Sitte befangenen Auffassung der evangelischen Geschichte, welche in dem anachronistischen Verfahren altdeutscher Maler bei Darstellung derselben Gegenstände noch viel später ein Gegenstück findet. Wir werden nachher darauf zurückkommen, daß der Parallele zwischen altgermanischer Heldenhaftigkeit und christlicher Frömmigkeit etwas Wahres zu Grunde liegt, aber von einer andern Seite als der im „Heliand" hervorgehobenen; eine wirkliche Übereinstimmung zwischen germanischem und christlichem Geiste können wir in allem Angeführten nicht finden, sondern nur die unvermeidliche Strahlenbrechung des reinen Lichtes christlicher Wahrheit in den Medien der Volksgeister, wie noch später im deutschen und romanischen Katholizismus, im lutherischen, reformierten und englischen Protestantismus. Ob die Darstellung des „Heliand" auf unbewußter irrtümlicher Auffassung der christlichen Lehre oder auf bewußter Umdeutung (welche von Entstellung noch wohl zu unterscheiden ist) derselben beruhe, kann hier unentschieden bleiben. Nötiger scheint es, vor einem andern Fehler zu warnen, den man begehen würde, wenn man Elemente ursprünglicher Verwandtschaft, die das germanische Heidentum und das Christentum ganz unabhängig von einander und vor ihrer geschichtlichen Berührung enthalten haben können, mit Erscheinungen vermengen wollte, welche erst nach jener Zeit, in der Periode des oben so genannten Nachlebens des Heidentums, infolge von Ausgleichung, Akkommodation und Übertragung von der einen Religion auf die andere mehr oder minder bewußt sich eingestellt haben. Dagegen dürfen wir für die nachfolgende Vergleichung des rein Heidnischen und rein

Christlichen innerhalb beider Seiten ältere und spätere Elemente zusammenfassen.

Wir beschreiben hier nicht den geschichtlichen Verlauf der Bekehrung der Germanen in ihren einzelnen Stadien bei den verschiedenen Völkern, sondern wir suchen ein Gesamtbild des germanischen Geistes und Lebens im Vergleich zum christlichen zu geben. Für eine solche Betrachtung brauchen räumliche und zeitliche Unterschiede, besonders innerhalb des germanischen Heidentums, nicht ängstlich aufgestellt und festgehalten zu werden, zumal da die historischen Zeugnisse für die älteste Zeit überhaupt mangelhaft sind; es darf und muß also das deutsche Heidentum, wie es zur Zeit der Bekehrung beschaffen sein mochte, aus den bedeutend spätern Quellen, die wir für das nordische Heidentum besitzen, ergänzt werden, was auch in den Darstellungen der germanischen Mythologie meistens geschehen ist; nur muß man sich der historischen Ungenauigkeit, die man dabei begeht, stets bewußt bleiben und nicht einzelne Züge des nordischen Heidentums späterer Zeit unmittelbar auf das ältere Deutschland übertragen, sondern dieselben nur für den Geist des germanischen Heidentums und die Entwicklungsfähigkeit des letztern im ganzen geltend machen. In entsprechender Weise braucht für das Christentum weder im Neuen Testamente der Unterschied des synoptischen vom paulinischen und johanneischen Lehrtypus, noch im ganzen der des Neuen Testamentes von dem der katholischen Kirche festgehalten zu werden; jene Unterschiede sind ja erst in neuerer Zeit entdeckt und geltend gemacht worden und bestanden noch nicht für die Missionäre des frühern Mittelalters, also auch nicht für das Volk, dem sie predigten; dagegen gehören zum Christentum auch die Vorstellungen des Judentums, so weit sie nicht von dem erstern ausdrücklich aufgehoben waren.

Betreffend das germanische Heidentum sind die Ansichten über das Verhältnis des deutschen zum nordischen und insbesondere über das Alter und die Echtheit der nordischen Quellen in neuerer Zeit bei den Germanisten selbst schwankend und streitig geworden. Früher hatte man die nordische Mythologie, wie sie in den Edden vorliegt, ohne Bedenken als zuverlässige Quelle auch für den Glauben der alten Deutschen betrachtet und benutzt. J. Grimm hat dies Verfahren nicht gebilligt, und um die Mangelhaftigkeit

der Quellen für die altdeutsche Religion zu ergänzen, hat er den Volksglauben des Mittelalters als Überrest des Heidentums aufgedeckt und ausgenutzt. Simrock schöpfte aus beiden Quellen und suchte dieselben zu einem Gesamtbilde zu verschmelzen; ebenso Mannhardt, der aber den deutschen Volksglauben methodischer als Grimm auszubeuten und auch mit dem der klassischen und osteuropäischen Völker zu vergleichen strebte. Gegen unkritische Benutzung des Volksglaubens als einer durch christliche Einflüsse getrübten Quelle hatte schon W. Müller Bedenken erhoben; Müllenhoff lenkte noch entschiedener auf die römischen und die ältern kirchlichen Nachrichten zurück und wollte daneben einzig in der Heldensage noch eine mittelbare Quelle erkennen. Unterdessen war auch das Alter und die unbeschränkte Gültigkeit der sogen. ältern Edda zweifelhaft geworden, und als vor einigen Jahren selbst nordische Gelehrte nachzuweisen suchten, daß wichtige Stücke des eddischen Vorstellungskreises bereits auf christliche Einflüsse zurückzuführen seien, welche besonders durch den Verkehr der Skandinavier mit Britannien vermittelt worden wären und sogar Elemente der griechischen Mythologie durch gelehrte Vermittlung nach dem Norden getragen haben sollten, drohte das ganze Gebäude der germanischen Mythologie zusammenzubrechen. Nachdem mehrere deutsche Gelehrte den Aufstellungen der nordischen Beifall gezollt hatten, war es (der bald nachher verstorbene) Müllenhoff, der die Fülle und Tiefe seiner Kenntnis des gesamten germanischen Altertums und auch seinen leidenschaftlichen Eifer für die Reinhaltung der Wissenschaft in die Wagschale warf, um die Echtheit der wesentlichen Bestandteile der Edda zu retten. Die Möglichkeit christlicher Einflüsse auf einzelne Vorstellungen des spätern nordischen Heidentums wollte er nicht bestreiten; aber den Versuch, die Wirklichkeit dieses Sachverhaltes nachzuweisen, fand er verfehlt, und wir haben abzuwarten, ob die skandinavischen Gelehrten ihre Hypothese aufrecht erhalten oder zurücknehmen, wenigstens einschränken werden. Unterdessen werden wir auf dem Standpunkte verharren dürfen, daß die Edda als Quelle für die spätere Entwicklung des nordischen Heidentums ihre Gültigkeit behalte, womit eben schon gesagt ist, daß christliche Einflüsse für jene Zeit nicht ganz abzuweisen sein werden. Merkwürdig und lehrreich

für die Religionsgeschichte überhaupt, auch für die heutigen Zustände der christlichen Kirche, bleiben einige schon von Grimm beigebrachte Nachrichten nordischer Geschichtsquellen, daß in der Zeit der allmählichen Verbreitung des Christentums in jenen Gegenden, also etwa im neunten und zehnten Jahrhundert, als der heidnische Glaube teils in sich selbst, teils durch Berührung mit dem christlichen zu wanken angefangen hatte, einzelne Männer, und zwar von den angesehensten und besten, irre geworden an dem alten Glauben des Volkes und doch auch dem Christentum noch nicht ergeben, von beiden Autoritäten sich abwandten und einzig auf ihre persönliche Kraft und Tugend sich verließen, während andere, schwächer an Charakter, aber ohne Zweifel stärker an Zahl, eine Zeit lang beide Kulte nebeneinander pflegten, um in der Not jedenfalls nicht ganz leer auszugehen und den Wert der beiden Religionen durch fortgesetzte Versuche an praktischen Erfolgen zu prüfen. Als dann das Christentum endlich durch innere und äußere Gewalt obgesiegt hatte, brach auch für den Norden die Zeit an, wo das Heidentum nur noch ein Nachleben in zurückgezogener und halb verdeckter Gestalt zu fristen vermochte.

Absehend von dieser spätern Zeit, welche auf friedliche Weise eine teilweise Vermischung und Verschmelzung von Elementen beider Religionen im Volksglauben zuwege brachte, haben wir im Gegenteil die ältere Zeit ins Auge zu fassen, wo die beiden Religionen getrennt einander gegenüberstanden und das Heidentum doch Elemente enthalten konnte, die dem Christentum entgegenkamen. Wir haben aber dabei nicht nur gewisse allgemeine Vorstellungen im Auge, welche jede höhere heidnische Religion als Keime des Christentums enthält, sondern einzelne von besonderer Beschaffenheit, welche das Heidentum der Griechen und Römer weniger oder gar nicht entwickelt hatte, so daß von dieser Seite allerdings eine vorzugsweise Fähigkeit der Germanen zur Annahme des Christentums stattgefunden haben kann.

Anerkannt ist heutzutage, daß das Heidentum der Kulturvölker nirgends von Polytheismus im Sinne von roher Vielgötterei ausgegangen ist, sondern von Henotheismus, d. h. Verehrung eines vorwaltenden Gottes, der sich allerdings zu einer Mehrheit erweitern konnte, und daß es aus der im Laufe der Zeit

hauptsächlich durch Völkermischung und Staatenbildung erwachsenen Vielheit von Göttern wieder einer Einheit, aber dann im Sinn von Einzigkeit zustrebte, also monotheistisch sich zuspitzte. Wie bei den klassischen Völkern später Zeus und Jupiter über alle andern Götter emporsteigt, so bei den Germanen Wodan, nachdem einzelne Völker unter verschiedenen Namen den Gott des Krieges oder der Sonne oder des Donners bevorzugt hatten. Den Namen „Allvater", der in der Edda mehrmals in etwas mysteriöser Weise auftaucht, dürfen wir nicht in christlichem Sinne nehmen, auch nicht als einen Begriff, den das Heidentum von Anfang an besessen und später auf einen höchsten Gott, etwa Wodan, angewandt hätte, der, wie Zeus und Jupiter, in genealogischem und dann auch teilweise in ethischem Sinne Vater einzelner Götter und Menschen ist, aber nicht ausdrücklich so genannt wird.

Wie das Christentum, den strengen jüdischen Monotheismus abstreifend, das göttliche Wesen in eine Dreiheit von Personen auseinanderlegte, deren Einheit allerdings ebenso entschieden behauptet wurde, so finden wir bei den heidnischen Kulturvölkern arischen Stammes vielfach eine Dreiheit von Göttern in bevorzugter Weise aus der Vielheit hervorgehoben. So auch bei den Germanen, noch bei den Deutschen zur Zeit der Bekehrung, obwohl die Namen bei den einzelnen Völkern schwanken und Einheit des Wesens nicht betont wird; die Zahl konnte immerhin zur Anknüpfung an die christliche dienen.

Wichtiger als die Zahl ist aber das Wesen der Gottheit, das Element, in dem sie sich bewegt. Daß nun die Götter des Heidentums ursprünglich Naturwesen oder Naturmächte sind, denen erst später teilweise geistige Bedeutung unterlegt wurde, ist bekannt genug. Man sollte aber nicht übersehen, daß auch der Gott des Judentums und Christentums einer Naturgrundlage, eines sinnlichen Elementes, in dem er wahrgenommen oder mit dem er wenigstens verglichen wird, nie entbehren konnte, da schon die Sprache abstrakte Begriffe nur aus konkreten Vorstellungen erzeugt. Diejenigen Naturelemente, welche sich als Träger oder als Stützen für die Vorstellung umfassenden geistigen Wesens am ehesten eignen, sind Luft und Licht, die feinsten und darum leichtbeweglichsten Stoffe der Erscheinungswelt. Ruach Elohim im Alten Testament,

πνεῦμα und spiritus im Neuen mögen noch so abstrakte Bedeutung erlangt haben: ihre Grundbedeutung konnte so wenig ganz verloren gehen wie die des deutschen Wortes Geist, mit dem wir noch heute in Zusammensetzungen sogar Flüssigkeiten benennen, welche leicht verdunsten und getrunken oder eingerieben das Lebensgefühl anregen. Auch die Seele des Menschen konnte nie anders denn als Lufthauch oder Atem aufgefaßt werden. Bewegte Luft ist nun auch das Element, aus welchem der Name und das Wesen des höchsten Gottes der Germanen, Wodan, geflossen und welches auch den jüdisch-christlichen Vorstellungen von Gott nicht fremd ist. Jehovah erscheint gnädig im sanften Säuseln der Luft (1. Kön. 19, 11—13), und vom Geiste Gottes heißt es im Neuen Testament: „Er wehet, wo er will, und du hörest sein Brausen" (Joh. 3, 8). Bekannt ist ferner, daß die ältesten Bezeichnungen des göttlichen Wesens in den indogermanischen Sprachen auf die Vorstellung des Lichtes weisen. Derjenige germanische Gott, dessen Name aus jener Wurzel gebildet ist (Tiu, Ziu), ist später als Kriegsgott hinter Wodan zurückgetreten; aber andere Götter (im Norden besonders Balder, Heimdall und Frey) sind wesentlich Lichtwesen. Aus Verehrung eines strahlenden Gestirns war auch die Jehovahs hervorgegangen, und noch später erscheint er als Feuer seinem Volke vorangehend, die Feinde desselben im Kampfe, aber auch seine Propheten im heiligen Eifer verzehrend. Vom christlichen Gotte heißt es nicht bloß: „Er wohnt im Licht" (1. Tim. 6, 16), sondern sein eingeborner Sohn ist als Licht erlösend in die Finsternis eingetreten (Joh. 1, 4/5; 8/9). Bei diesen und ähnlichen Ausdrücken mag man sich, besonders wenn ein ausdrückliches „wie" dabei steht, eines bloß bildlichen Sinnes bewußt gewesen sein, und wir wollen den großen Abstand der Denkweise, der in einem einzigen Wörtchen „wie" enthalten ist, gegenüber der heidnischen Vorstellung von substantieller Identität des Stoffes mit dem Wesen nicht verkennen, sowie auch unsere modernen Dichter (z. B. Lenau), wenn sie in personifizierenden Naturbildern reden, damit weder eine neue Mythologie aufstellen wollen, noch in solchem Sinne verstanden werden; aber daß das Heidentum ebenfalls von bloß bildlicher, nur eben unbewußter Vorstellung ausgegangen war, wenn es auch später die verdichteten Bilder nicht mehr ganz in

das flüssige Element der ursprünglichen Vorstellung zurückverwandeln konnte, muß ebenfalls anerkannt werden.

Die allgemeinen Vorstellungen vom Wesen der Gottheit werden im Heidentum erläutert und ergänzt durch Charakterzüge einzelner Götter, denen natürlich auf Seite des Christentums nur die Vorstellung des Einen Gottes und seines eingebornen Sohnes gegenübergestellt werden kann.

Wodan, von dem oben gesagt wurde, er habe sich an die Spitze der Götter emporgeschwungen, hat in der Edda auch Eigenschaften, die ihn dieser Stellung würdig erscheinen lassen. Daß das Naturelement seines Wesens die bewegte Luft war, machte ihn am ehesten fähig, dasselbe zu vergeistigen, und er trägt in der That in den spätern Darstellungen einen vorwiegend geistigen Charakter. Er ist sinnreich, weise, erfinderisch, der höchsten Zauberkräfte (Runen) kundig, in seinen Gedanken die ganze Welt und Zeit umfassend. Er verleiht nicht bloß die höchsten Gaben des Glückes, Reichtum und Siegesmacht, sondern auch die Gaben des Geistes, dessen Fülle er selbst besitzt. Darin gleicht er dem Gotte des Christentums, von dem es heißt: „Alle guten Gaben kommen von oben herab, von dem Vater des Lichtes" (Jak. 1, 17). Wodans Fürsorge umfaßt einzelne Personen und Stände vorzugsweise, besonders die Könige und Helden. Bei einem kriegerischen Volke mußte der höchste Gott, wenn er nicht ursprünglich Kriegsgott war, diese Eigenschaft zu den übrigen annehmen. Wodan hat unter den königlichen und adeligen Kriegshelden seine Lieblinge, die er von Jugend auf an sich zieht und zu ihrem hohen Beruf emporhebt, wie Jehovah die Stammväter, Richter und einzelne Könige des jüdischen Volkes. Jene sind von Wodan erkoren, ihm auf Erden zu dienen, und wenn sie ihr irdisches Leben rühmlich auf dem Schlachtfelde geendigt haben, in der himmlischen Welt (Walhall) Aufnahme, Fortsetzung ihrer kriegerischen Übungen und zuletzt auch wieder eine entsprechende Verwendung zu finden.

Wenn in dieser Bevorzugung auserwählter Menschen eine gewisse Einseitigkeit, Parteilichkeit und Einschränkung des allumfassenden göttlichen Wesens liegen mag, welche zwar dem ältern Judentum, nicht aber dem Christentum zu entsprechen scheint, so

vergesse man nicht, daß die christliche Lehre etwas Ähnliches aufweist, was ja auch die Theologie lange und ernst genug beschäftigt hat. Alle Menschen sind zum Heile der Erlösung bestimmt; aber die göttliche Gnade kann nicht allen zugleich und in gleichem Maße zu teil werden; auch sie ist verbunden mit der Vorstellung einer Wahl: „Viele sind berufen, wenige erwählt“ (Matth. 22, 14; vgl. 7, 13/14). Wenn irgend etwas Besonderes die germanischen Heiden zum Christentum ziehen konnte, so war es am ehesten diese Vorstellung einer göttlichen Wahl. Das Streben, die in derselben liegende Ungerechtigkeit von Gott abzuwenden und durch irgend welche spätere Verfügungen auszugleichen, konnte die frühere Zeit nicht beschäftigen, da die Thatsachen zunächst der scheinbar harten Lehre recht geben. Daß das Himmelreich der Christen nicht den kriegerischen Anstrich von Walhall hat und noch durch andere Tugenden als todverachtende Tapferkeit erworben wird, muß natürlich bemerkt werden; aber nicht dies ist hier wesentlich, sondern der besondere Aufenthalt der Seligen, von dem auch Christus sagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch einen Ort zu bereiten“ (Joh. 14, 2).

Wenn Wodans weltdurchdringender Verstand etwas Kühles, sein kriegerischer Anhauch etwas Wildes an sich hat und er durch beide Eigenschaften dem christlichen Gotte ferner steht, so finden wir ihn nach der letztern Richtung ergänzt durch andere Götter, darunter zwei Söhne von ihm, welche mildern und wärmern Charakter zeigen und den Menschen näher stehen, wie der Mensch gewordene eingeborne Sohn Gottes im Christentum. Einer jener Söhne heißt in der Edda Heimdall. Er ist Wächter der Brücke, welche den Himmel mit der Erde verbindet (ähnlich dem Regenbogen nach der Sündflut im Alten Testament). Er ist wachsam wie „der Hüter Israels, der nicht schlummert noch schläft“ (Psalm 121, 4); seine Sinne sind so scharf, daß von ihm ernstlich gilt, was von Menschen jetzt nur ironisch: er hört das Gras wachsen (und die Wolle auf den Schafen). Als Mittler zwischen Göttern und Menschen ist er aus seiner himmlischen Höhe herabgestiegen und hat unter den Menschen die Stände, also die Ordnung des geselligen Lebens gegründet.

Noch milder ist ein anderer Sohn Wodans, Balder, der längst mit Christus verglichen worden und doch gewiß nicht erst eine Nachbildung des letztern auf heidnischem Boden, wohl aber eine selbständige Parallele zu ihm ist. In ihm hat die Lichtnatur des göttlichen Wesens ihre reinste Gestalt gefunden und ist aus der physischen Sphäre ausdrücklich in die ethische übergetragen. Er ist nicht nur der weiseste, sondern auch der mildeste und beste von allen Göttern (des Asengeschlechtes), ihr und der Menschen Liebling. In seinem Reiche kann nichts Unreines bestehen; er selbst ist das Bild der Unschuld und bleibt es, auch nachdem die übrigen Götter, in Schuld verstrickt, ihren Untergang herbeigeführt haben. Er selbst wird zwar von diesem Verhängnis mitbetroffen, insofern er, wie alles Schöne und Reine, früh sterben muß als unschuldiges Opfer, nicht für die Sünden der Menschen, sondern der Götter. Aber der heidnische Glaube konnte sich so wenig wie der christliche damit befriedigen, daß diese Lichtgestalt eine Beute des Todes bleiben sollte: nach dem Untergang der alten Weltordnung soll Balder zu neuem Leben emporsteigen und mit einigen andern Göttern, welche den Weltbrand überlebt haben, ein goldenes Zeitalter herbeiführen. Diese Vorstellungen mögen, obwohl sie sich in einem der ältesten Lieder der Edda finden, erst die Blüte und Frucht der spätesten Zeit des nordischen Heidentums und nicht ohne Einfluß des Christentums entstanden oder wenigstens ausgebildet sein; sie mögen auch nicht allgemeiner Glaube, sondern Gedanken einzelner tief blickender Geister, sie mögen überhaupt mehr ideale Hoffnungen und Wünsche als eigentliche Glaubenssätze, die sich auf Thatsachen beziehen, gewesen sein; immerhin wird man zugeben müssen, daß in Balder das nordische Heidentum einen unverkennbaren Ansatz zum Christentum genommen hatte. Daß es fähig war, ähnliche Gedanken aus sich zu erzeugen, zeigt noch eine dritte Göttergestalt, welche ebenfalls mit dem Bilde des christlichen Gottessohns sich berührt. Der im Norden (neben zwei andern) hochverehrte Gott Frey, dem ein deutscher Name Fro entspricht, obwohl er als heidnischer Gott in Deutschland nicht unmittelbar bezeugt ist, war nicht wie die beiden vorher genannten ein Sohn Wodans, überhaupt nicht aus demselben Geschlechte wie die andern Götter, aber darum um so mehr geeignet, als Vertreter

eines andern Prinzips jene zu ergänzen. Auch er trägt mildere Züge als die andern Hauptgötter. Er ist zwar ein mächtiger Herrscher, aber nicht kriegerischen, sondern friedlichen Charakters; er gleicht darum am meisten Christus als Friedensfürsten. Die ursprüngliche Naturgrundlage seines Wesens ist unverkennbar, sei sie nun geradezu die Sonne oder die laue Luft des Frühlings gewesen, die alle Wesen gedeihen läßt; aber auch er ragt in die sittliche Welt hinein und ist eine versöhnende Macht, wie man daraus erkennt, daß ihm besonders am Julfest (Weihnacht) Sühnopfer und Gelübde dargebracht wurden. Wenn Balder nur fast zu zart und in seinem Schicksal rein passiv erscheint, indem er nicht aus freiem Willen in den Tod geht, sondern von demselben eben betroffen wird, so ist Frey kräftiger und wehrhafter; das Verderben der Gesamtheit vermochte freilich auch er nicht aufzuhalten.

Ein Hauptanstifter dieses Verderbens ist der von Anfang an unter den Göttern wirksame Loki, der vielleicht ursprünglich das verzehrende Feuer bedeutet, später aber überhaupt das böse Prinzip. Schadenfreude und Zerstörungssucht sind die Seele seines Wesens, und er ist um so gefährlicher, weil seine Klugheit zeitweise den Göttern große Dienste leistet, bis die Bosheit seiner Absichten sich enthüllt und er im letzten Kampfe offen mit seiner Sippschaft aus dem Riesengeschlecht als Feind der Götter hervortritt. Dieser Gestalt kann natürlich auf Seite des Christentums nur der Satan gegenübergestellt werden, den schon das Alte Testament zwar nicht als ebenbürtigen Gegner Gottes, aber als bösen Geist der Versuchung und Verführung kannte. Das Neue Testament und die spätere Kirchenlehre durften die Macht des Teufels nicht zu einer dualistischen Spannung gegen den allmächtigen Gott steigern, und der Sieg des letztern war zu allen Zeiten zum voraus gesichert; aber ein Kampf bleibt auch hier nicht erspart, und wenn man in dem altdeutschen Gedicht (Muspilli), welches als Vorspiel des jüngsten Gerichtes einen Zweikampf zwischen dem wiederkehrenden Propheten Elias einerseits, dem Satan und dem Antichrist anderseits in Aussicht stellt, nicht Nachklänge des heidnischen Weltkampfes, sondern selbständige christliche Mythen nach dem Vorbild der Offenbarung Johannis zu erkennen hat, so bleibt die Parallele nur um so unabweisbarer.

Bei der germanischen Frauenverehrung durfte man erwarten, daß weibliche Göttergestalten zahlreicher und mannigfaltiger zum Vorschein kämen. Im Grunde finden wir aber (neben einigen Spezialgöttinnen, die nur für den Norden bezeugt sind), nur eine Gestalt unter verschiedenen Namen, das vergrößerte und verklärte Bild der germanischen Hausfrau. Ihr hat das Urchristentum natürlich nichts gegenüberzustellen; aber der besonders in der Frauenwelt begreifliche Trieb, das Göttliche nach seiner milden Seite auch in weiblicher Gestalt anzuschauen, führte früh zur Verehrung der jungfräulichen Mutter des Heilands, welche allmählich zu einer Gott Vater und ihren Sohn fast verdunkelnden Himmelskönigin erwuchs und dadurch geeignet wurde, mit der heidnischen Königin verglichen, resp. an deren Stelle gesetzt zu werden, wofür der spätere Volksglaube zahlreiche und bekannte Zeugnisse darbietet.

Nachdem nun einige Hauptcharaktere der germanischen Götterwelt, welche mit christlichen Ideen sich vergleichen ließen, in ihren individuellen Zügen dargestellt sind, können wir das Wesen der Götter noch in ihrem gemeinsamen Leben und Wirken ins Auge fassen.

Offenbare Erscheinung der Götter vor den Augen der Menschen hat das Heidentum nirgends behauptet und unmittelbare Nähe derselben eher gefürchtet als gewünscht. Eben darum verfertigte und verehrte man Bilder der Götter, welche freilich nach dem Zeugnis des Tacitus den alten Deutschen noch so fremd waren wie eigentliche Tempel; nur von Sinnbildern und heiligen Wäldern weiß der römische Geschichtschreiber bei ihnen zu berichten. Aber an zeitweise Besuche oder Umzüge einzelner Götter in mehr oder weniger verhüllter Gestalt glaubten die Germanen, und ein Beispiel davon ist die oben angeführte Einkehr des Gottes Heimdall unter den Menschen zur Stiftung der Stände, wovon J. Grimm (Kleine Schriften, Band 7, S. 114) noch in Hans Sachsens Spiel „Die ungleichen Kinder Evas" einen Nachklang finden will. Das Christentum hat ähnliche Vorstellungen sonst aufgegeben, weil es Gott in Christus geradezu selbst menschliche Gestalt annehmen ließ und auf diesem Weg eine absolute Vermittlung ein für alle Mal herstellte; aber die christliche Legende späterer Zeit ist mehrfach

zu der traulichen Vorstellung zurückgekehrt, die auch das Alte Testament (z. B. in der Geschichte Abrahams) von Erscheinungen Gottes auf Erden in verkleideter Menschen- oder Engelsgestalt gehegt hatte. Die auch dem protestantischen Volke nicht fremd gewordenen Legenden von Wanderungen des Heilands mit Petrus (nach dem Zeitalter der evangelischen Geschichte und über deren Schauplatz hinaus), zum Teil verbunden mit scherzhaften, rein menschlichen Anwandlungen der heiligen Personen, gleichen den antiken Sagen von Zeus und Hermes, z. B. deren Einkehr bei Philemon und Baucis, und ähnlichen nordischen von Wodan, der überhaupt als rastloser Wanderer aufgefaßt und dargestellt wird, allein oder in Begleitung anderer Götter, mit Einkehr bei Riesen und Menschen.

Der allgemeinen Vorstellung einer periodischen Annäherung der Götter an die Menschen, besonders zu gewissen Zeiten des Jahres, wo das Naturleben, zunächst der Sonnenlauf, seine Wendepunkte erreicht, entsprach die weitere, daß die Götter umgekehrt zu gewissen Zeiten nicht bloß aus der Sphäre der Erscheinung zurückweichen, sondern einer Schwächung ihrer Macht unterworfen seien, freilich um dann mit erneuter Kraft zurückzukehren. Mit der Vorstellung eines solchen periodischen Schwankens der göttlichen Macht berühren wir allerdings die schwächste Seite des Heidentums, gerade auch des germanischen, und wir dürfen nicht hoffen, auch hiezu eine wirkliche Parallele im christlichen Vorstellungskreise zu finden. Dennoch führt uns diese Schwäche mittelbar zu einer eigentümlichen Kraft des religiösen Vorstellens unserer Vorfahren und zu ihrem Übergang ins Christentum.

Jenes Schwanken erklärt sich, so weit es periodischen Charakter trägt, zunächst eben aus der Naturgrundlage der Götter, hauptsächlich aus dem in der Heimat der Germanen stark hervortretenden Gegensatz von Sommer und Winter, von denen jener eine heitere, freundliche und machtvolle, dieser eine trübe, unheimliche und geschwächte Erscheinung der Götter mit sich brachte. Aber abgesehen von der Natur zeigt die Offenbarung des Göttlichen in der Erfahrung der Menschen zu allen Zeiten verschiedene Grade von Stärke und Deutlichkeit. Auch der Psalmist, Hiob, die Propheten und Apostel und mit ihnen jeder Christ empfindet die Nähe und

Hilfe seines Gottes je nach seinen Schicksalen ungleich und vermißt die Gegenwart desselben im Glück weniger als in der Not.

Wirkliches Absterben eines heidnischen Gottes kommt nur in dem Mythus von Balder vor und auch dort nicht als ein absolutes, indem eine einstige Wiedererweckung des geliebten Gottes in Aussicht genommen wurde, so daß eine Vergleichung mit Christus auch hier statthaft ist, nur mit dem allerdings bedeutenden Unterschied, daß die Auferstehung Christi als bereits eingetretene Thatsache geglaubt und sogar zum Prinzip des Glaubens erhoben wurde. Jener Mythus führt uns aber auf eine weiter greifende Eigentümlichkeit der germanischen Religion, wenigstens in ihrer spätern nordischen Gestalt, auf die wir ja fortwährend rekurrieren müssen, um eine Vorstellung von der tiefern Anlage und Ausbildungsfähigkeit der erstern zu gewinnen. Mehr als in der griechischen Religion wird dort das Leben der Götter nicht nur als unveränderliches Dasein, sondern geradezu als ein geschichtlicher Verlauf aufgefaßt, so daß die Menschenähnlichkeit der Götter auch diese Konsequenz trieb, und es beruht darauf der nicht bloß epische, sondern auch dramatische Charakter der germanischen Mythologie, der freilich mit den religiösen Bedürfnissen in Konflikt geraten und zuletzt zum Untergang des ganzen Glaubens an die alten Götter führen mußte.

Die griechische Mythologie kennt einen Kampf der olympischen Götter mit den riesischen Mächten der Titanen als einem ältern Göttergeschlechte, und die Gestalt des Prometheus ist Gegenstand dramatischer Dichtung geworden; aber seit die Olympier gesiegt und ihre Feinde bestraft haben, ist ihre Alleinherrschaft gesichert, und die über ihnen schwebende Moira ist entweder in die Hand des Zeus übergegangen oder sie bleibt eben schweben, ohne ein wirkliches Verhängnis herbeizuführen.

Auch der christliche Glaube stellt die Heilsordnung Gottes in Form eines geschichtlichen Verlaufes dar, der bald epische, bald dramatische Momente darbietet. Aber hier haben wir nicht einen Kampf göttlicher Naturmächte gegen einander, sondern einen Kampf des einen, ewigen Gottes mit der Sünde der Welt; der Sündenfall der Menschen (dem übrigens nach späterer Darstellung ein Sündenfall der Engel und deren Sturz, entsprechend dem der

griechischen Titanen, vorausgegangen war) eröffnet die Reihe der Schicksale und erheischt Anstalten zur Erlösung. Nachdem die Propheten des Alten Bundes umsonst ihr Volk zur Bekehrung gerufen, dagegen einen künftigen Messias verkündet haben, sendet Gott, „als die Zeit erfüllt war", seinen Sohn, der die Sünden der Welt in freiwilligem Opfertod auf sich nimmt, aber aus dem Grab aufersteht und sein himmlisches Reich antritt, nachdem auch er einen letzten Kampf mit seinen Widersachern bestanden und über die Menschen Gericht gehalten hat.

Dem gegenüber finden wir in der Edda geradezu einen Sündenfall der Götter, der dann freilich auch die Menschenwelt in Verwirrung bringt. Die Götter, die von Anfang an in Spannung mit den Riesen gelebt und die letztern nie ganz überwunden, sondern zum Teil in ihre Gemeinschaft aufgenommen haben, erkennen das ihnen von dort drohende Unheil und bereiten sich zu einem Kampfe mit ihren Feinden vor, Wodan unter anderm dadurch, daß er die menschlichen Helden zum einstigen Mitwirken in jenem Kampfe bei Zeiten an sich zieht. Als dann derselbe losbricht, gehen ihm die Götter nach Art menschlicher Helden todesmutig entgegen, und es fallen ihre Hauptvertreter im Zweikampf mit den Riesensöhnen, die ihre Fesseln gebrochen haben. Nachdem beide einander vernichtet haben, wäre Raum für eine neue Welt geschaffen; aber ein neues, lebenskräftiges Heidentum konnte aus jenen Ruinen nicht erblühen, sondern nur das siegreiche Christentum. Es war ein tiefer Gedanke, den Göttern offen und geradezu Sündhaftigkeit zuzuschreiben, statt sie ihnen nur in Gestalt verzeihlicher Schwächen anhaften zu lassen, und daß die Gerechtigkeit sich an den Göttern selbst erfüllen mußte, war eine weitere Konsequenz, die man nicht scheute; aber an dem Widerspruch dieser Konsequenz mit dem religiösen Bedürfnis mußte das Heidentum sich verbluten. Denn kein Volk konnte ernsthaft noch an Götter glauben, denen es selbst jenes Schicksal als ein verdientes zuschrieb; es sind daher die betreffenden Mythen nicht mehr als Ausfluß und Ausdruck des alten Glaubens selbst, sondern als Symptome des Übergangs zu einer neuen Weltansicht zu verstehen. Aber sie sind trotz ihrem negativen Charakter ein Zeugnis hohen Sinnes für Wahrhaftigkeit und sittliche Kraft, womit die

alten Skandinavier jene letzten Konsequenzen ungescheut und rücksichtslos gezogen haben, und das allein schon, dieses formale Verdienst, abgesehen von dem materiellen Gehalt mancher oben angeführter Vorstellungen, läßt sie als würdig und reif zur Annahme des Christentums erscheinen.

Zu den einzelnen Vorstellungen von den „letzten Dingen", in denen unser Heidentum mit dem Christentum, sowie dieses mit griechischer Philosophie übereinstimmte, gehört die eines Weltbrandes und einer aus demselben hervorgehenden Neuschöpfung, welche letztere aber von den Heiden nicht mehr klar gedacht werden konnte, während sie auf Seite des Christentums in der Vorstellung vom tausendjährigen Reich volle Gestalt gewann und einen glänzenden Schlußakt ausmacht.

Daß die germanische Götterwelt in ihrem letzten Stadium, alles zusammengerechnet, mehr Unterschied vom Christentum als Übereinstimmung mit demselben darbietet, liegt in der Natur der Sache, hebt aber die früher dargestellten Ähnlichkeiten nicht auf, und diese werden ergänzt, wenn wir von der Götterwelt zu der nächst angrenzenden Geisterwelt hinabsteigen, welche zwar im ganzen weniger Stoff zur Vergleichung, doch einige bemerkenswerte Parallelen darbietet.

Den Elben, welche zwischen Göttern und Menschen die Mitte hielten und von guter oder böser Art sein konnten, entsprachen auf christlicher Seite mit gutem Charakter die Engel, mit bösem die Dämonen; nur besteht der Unterschied, daß die Elben (wie die ihnen entsprechenden Mittelwesen anderer heidnischer Religionen) selbständiger neben den Göttern stehen und wirken als die Engel, welche einzig im Dienste Gottes vorkommen. Dieser Funktion entsprechen bei den Germanen einigermaßen, doch nur als Dienerinnen Wodans in seiner Eigenschaft als Kriegsgott, die Walküren, welche die von jenem auserwählten Helden schon auf ihrer irdischen Laufbahn begleiten und die Gefallenen vom Schlachtfeld nach Walhall geleiten. Schutzengeln im gewöhnlichen Sinne können sie nicht gleichgestellt werden, insofern sie vor gewaltsamem Tode nicht schützen; aber ein vertrauteres Verhältnis zu einzelnen Helden, welches an die Liebe menschlicher Frauen grenzt, nur nicht in eheliche Gemeinschaft übergehen kann und insofern an die Geschlecht-

losigkeit der Engel erinnert, findet allerdings statt. Christlichen Schutzengeln des spätern Mittelalters entsprechen eher die nordischen Fylgjen (Folgegeister), welche jedoch nur die objektivierte Gestalt der menschlichen Seele selbst zu sein scheinen, sofern diese sich von dem Leib, an den sie für die Lebenszeit gebunden ist, im Tod oder schon kurz vorher losmacht.

Wenn die Walküren und Fylgjen zugleich das Ahnungsvermögen der weiblichen Natur zeigen, so stellen dagegen die Blüte männlichen Wesens die Helden dar, welche hier aber nur in Betracht kommen, soweit sie übermenschliche, halbgöttliche Natur haben. Ihnen entsprechen, jedoch mit Vertauschung des streng aktiven kriegerischen Charakters gegen mehr passiven, die Heiligen der katholischen Kirche, welche zwar von menschlicher Abkunft, aber durch ihre Verdienste nach dem Tode zu halbgöttlicher Verehrung erhoben sind. Ihnen zur Seite stehen die Erzengel, von denen wenigstens einer wehrhaften, kriegerischen Charakter zeigt, Michael, der als Drachentöter menschlichen Helden gleicht, während er als Hüter und Begleiter der Seelen dem Gotte Wodan selbst entspricht und später offenbar nicht selten an dessen Stelle getreten ist. Hier ist, als Nachtrag zur Vergleichung des göttlichen Wesens selbst, in Erinnerung zu bringen, daß wenn der christliche Gott allerdings nichts von kriegerischem Wesen an sich hat, doch die aus dem Alten Testament herübergenommene (ursprünglich aus Persien entlehnte) Vorstellung und Benennung Jehovahs als „Herr der Heerscharen“ (Zebaoth) sehr nahe an die oben besprochene Eigenschaft Wodans rührt. Diese Heerscharen sind eben die streitbaren Engel und entsprechen den im Norden „Einherjen“ genannten Helden, welche dem Wodan den letzten Kampf ausfechten helfen.

Zum Schluß dieser Gruppe von Vorstellungen führen wir noch einmal ein Bild des Friedens an, das auch unter den heidnischen Helden erscheint. Es findet sich in dem bei den Angelsachsen ausgebildeten Mythus von Skeaf, der als wehrloser Knabe, auf einer Strohgarbe schlafend, aber von Schätzen umgeben, auf steuerlosem Schiffe vom Meer an das Ufer getragen, zu einem segensreichen Stifter der Kultur und Schutzgeist des Landes erwächst, aber auf ebenso geheimnisvolle Weise, wie er gekommen, auch wieder verschwindet, ein teilweises Vorbild des spätern

Schwanritters (Lohengrin). Die Parallele mit dem jungen Moses, aber auch mit dem Christkind in der Krippe darf herbeigezogen werden, insofern dabei der Nachdruck auf die in dem unscheinbaren, hülflosen Kinde verborgene Kraft und Segensfülle gelegt wird. In ähnlichem Sinne hat man die Legende von dem heidnischen Riesen, der das Christuskind über den Strom trägt (Christophorus), mit einer nordischen Mythe verglichen, nach welcher der Sommergott Thor (Donar) den jungen Örvandil (den hl. Orendel der christlichen Legende, ursprünglich eine Personifikation des den Winter überwindenden Sonnenlichtes oder Saatkeims) über die Fluten des Eismeers trug.

Von den verehrten Wesen zu den Formen und Zeichen der Verehrung, also vom Glauben zum Kultus übergehend, haben wir zunächst das Symbol eines Gottes anzuführen, der als solcher, infolge seines mehr sinnlichen als geistigen Charakters, dem Christentum ferner stand und erst vorhin gelegentlich genannt wurde. Der Hammer des Gottes Thor ist ursprünglich Zeichen des Felsen spaltenden Blitzes*), dann der den Boden urbar machenden Arbeit und auch des durch diese erworbenen häuslichen Eigentums; aber seine Gestalt und seine Anwendung zur Weihe glich den entsprechenden Eigenschaften des christlichen Kreuzes.

Der christlichen Taufe entsprach äußerlich der altnordische Brauch, das neugeborne Kind mit Wasser zu besprengen, womit auch die Namengebung von Seite des Vaters oder nächsten Verwandten verbunden war. Doch hatte jene Handlung keine sinnbildlich religiöse, sondern nur rechtliche Bedeutung. Näher steht dem zweiten christlichen Sakrament, freilich nur in der Gestalt des Weines, das altdeutsche „Minnetrinken“, welches schon seinem Namen nach eine rein geistige und tiefere Bedeutung verrät als bloße Trankopfer, die auch bei den klassischen Völkern üblich waren. Minne, d. h. Andenken, Gedächtnis**), wurde getrunken den großen Göttern, z. B. dem Wodan, um Sieg und Macht (zu erlangen), dem Frey um Fruchtbarkeit und Frieden, verstorbenen

*) vgl. Jerem. 23, 29: „Ist nicht mein Wort wie ein Feuer“, spricht der Herr, „und wie ein Hammer, der die Felsen zerschmettert?“

**) vgl. die Worte Christi bei der Einsetzung des Abendmahls: „Dieses thut zu meinem Gedächtnis.“ Luk. 24, 19.

Menschen, z. B. beim Erbmahl, auch Abwesenden zu Ehren. Da beim Übergang ins Christentum viele heidnische Vorstellungen und Bräuche von den Göttern auf Heilige übertragen wurden, so wurde dann diesen Minne getrunken, z. B. dem hl. Martin (an Stelle Wodans), der hl. Gertrud (an Stelle der Göttin Freyja). Üblich waren auch St. Michaels und Johanns des Evangelisten Minne*), letztere besonders beim Abschied von Reisenden. Von mystischer Bedeutung des heidnischen Minnetrinkens nach Art der lutherischen Abendmahlslehre oder gar des katholischen Meßopfers kann natürlich nicht die Rede sein, zumal da unter den Göttern, denen es galt, gerade Balder, auf den eine Bedeutung von jener Art am ehesten gepaßt hätte, nicht genannt wird; aber der Brauch war doch ein religiöser und sein Äußeres dem christlichen zur Anknüpfung ähnlich genug.

Opfer von Tieren und Menschen wurden, wohl besonders dem Luftgotte Wodan, oft an Bäumen aufgehängt, welche ja an sich schon heilig waren. Als „Baum“ aber wird in der ältesten kirchlichen Sprache und Poesie auch der Stamm des Kreuzes aufgefaßt, an welchem Christus als höchstes Opfer hing. Diese Berührung ist wieder nur eine äußere und zufällige; sie könnte aber vertieft werden, wenn wir eine etwas mystische Stelle der Edda in entsprechender Weise deuten dürften, wo es heißt, Odin (Wodan) habe neun Nächte am Weltbaume (der Grundveste des Weltgebäudes) gehangen, vom Speere verwundet, sich selbst hingegeben, und dabei habe er die Runen (Zauberkräfte) erfunden. Daß sich solche Vorstellungen auf Christus am Kreuz und die Bedeutung seines weltüberwindenden Todes umdeuten ließen, ist kaum zu bestreiten; daß die ursprüngliche Bedeutung etwas dem christlichen Gedanken der Selbstopferung des Heilands Ähnliches gewesen sei, ist unwahrscheinlich und soll keineswegs behauptet werden.

Durch den Opfertod Christi sind alle andern Opfer übertroffen, unkräftig und unnötig geworden, während das Heidentum

*) Am Tage des Evangelisten wird noch heute dem Andenken desselben in der katholischen Kirche ein Becher geweiht, der aber nach Simrock, Deutsche Mythologie[5], S. 513, ursprünglich dem Täufer gegolten haben könnte.

bis an sein Ende an denselben festhielt. Aber auch die Sühnopfer, dergleichen z. B. dem Frey dargebracht wurden, hatten nicht Beziehung auf Sünde in christlichem Sinne, d. h. beharrlich verkehrte Richtung des Willens im allgemeinen, da dieser Begriff dem Heidentum überhaupt fremd geblieben ist; es kannte auch (wie noch das ältere Judentum) nur Versöhnung göttlichen Zorns, den man etwa durch Verletzung göttlicher Gesetze, vielleicht auch nur Vernachlässigung von Kultusvorschriften sich zugezogen haben konnte und der sich in äußerm Mißgeschick als Strafe kundgab, nicht aber die Selbstanklage des Gewissens. Daß als Sühnopfer auch Menschen dargebracht wurden, ist bekannt; aber in Fällen schwerer Landesnot kam es vor, daß ein König, gezwungen oder freiwillig, sich selbst zum Opfer darbot, und darin kann allerdings eine Parallele zum stellvertretenden Selbstopfer Christi erkannt werden, der ja auch „König" war und gerade von den bekehrten Germanen in dieser Eigenschaft aufgefaßt wurde.

Die heidnischen Feste bezogen sich hauptsächlich auf Wendepunkte der Jahreszeiten, also des Naturlaufes, dem die Götter vorstanden, besonders auf die Sonnenwenden, auch auf Frühling und Herbst. Daß nun das Julfest (die Wintersonnenwende) auf die christliche Weihnacht, die Frühlingsfeier auf die Oster- und Pfingstzeit sich übertragen ließ und wirklich übertragen wurde, ist bekannt und durch die Fortdauer zahlreicher heidnischer Volksbräuche, die jene christlichen Festzeiten noch heute umgeben und begleiten, hinlänglich bezeugt. Daß der Sommersonnenwende im Kirchenjahr kein Fest entspricht, außer etwa die Feier des Johannistages zum Andenken an den Tod des Täufers, und ebensowenig dem christlichen Charfreitag ein heidnischer Gedenktag, liegt in der Grundverschiedenheit, welche wir trotz allen äußern und einzelnen Berührungen immer wieder hervorheben müssen.

Weitere Vergleichungen können am ehesten noch auf dem Gebiete des sittlichen Lebens gesucht und gefunden werden; denn es wird wohl allgemein anerkannt, daß auch bei unvollkommenen religiösen Vorstellungen wahrhaft fromme Gesinnung und verhältnismäßig reine sittliche Grundsätze und Bestrebungen bestehen können.

Ein unbestreitbarer Punkt, in welchem das Germanentum dem Christentum entgegenkam, ist die höhere Ansicht vom weiblichen Geschlecht und die entsprechend höhere Stellung desselben im Vergleich mit dem orientalischen und klassischen Altertum. Gleichstellung der Frauen mit den Männern ergab sich für das Christentum aus dem Begriffe der allgemeinen Menschenwürde und Gotteskindschaft, die auch dem dienenden Stande zu gute kam, und da die Geschichte des Alten und Neuen Testamentes einzelne Frauen von hervorragender Bedeutung darbot, besonders aber die jungfräuliche Mutter des Heilands zu immer höherer Verehrung emporstieg, so mußte etwas davon dem ganzen Geschlechte zu teil werden. Fraglich bleibt aber, ob der im Ritterwesen des spätern Mittelalters geltend gewordene Frauenkultus nur von der Verehrung Marias und dem christlichen Geist ausging oder eine Neubelebung der altgermanischen Sinnesart war, die dann freilich auch den romanischen Völkern sich mitgeteilt haben müßte.

In scheinbarem, doch nicht unlöslichem Widerspruch zu der hohen Schätzung des weiblichen Wesens steht die alles überwiegende Geltung kriegerischer Tapferkeit als höchster Tugend des Mannes, und der Krieg als höchster, fast einziger Beruf desselben scheint nicht minder dem christlichen Geiste des Friedens zu widersprechen. Betreffend den ersten Punkt ist aber zu bedenken, daß die Verehrung der Frauen die alten Germanen nicht hinderte, die prophetische Gabe derselben gerade auch im Kriege zu benutzen und den Frauen überhaupt auch am Kampfe selbst einen Anteil zu gewähren. In beiden Eigenschaften sind die Walküren, eine seltene Mischung von Zartheit und Kühnheit, nur die idealisierte Gestalt menschlicher Jungfrauen. Im übrigen mochten die Frauen ihrer vorwiegend für den Frieden bestimmten Natur nachleben, so daß die Gegensätze der Geschlechter zusammen erst das volle Bild der Menschheit ausmachten. Was aber das Christentum betrifft, so hat auch diese Religion des Friedens ihre kriegerische Seite, wenn auch nur in bildlichem Sinne. Abgesehen von einzelnen, durch besondere Anlässe hervorgerufenen und vielleicht etwas verschärften Aussprüchen Christi selbst, wie: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Matth. 10, 34), erinnern wir an die Darstellung der christlichen Glaubensstärke unter dem

durchgeführten Bilde kriegerischer Rüstung (Eph. 6, 10—17) und die ähnlichen bildlichen Ausdrücke vom „Kampf" des Glaubens (1. Tim. 6, 12; 2. Tim. 4, 7). Die Auffassung der Kirche als einer im Kampfe mit der Welt und dem Unglauben begriffenen Gemeinschaft (ecclesia militans) ist auch später nicht erloschen, da z. B. Dichtungen aus der Reformationszeit in einer noch speziell für die schweizerische Sitte jener Zeit zutreffenden Weise Christus als Kriegshauptmann darstellen, der die Gläubigen für seinen Dienst anzuwerben sucht. Hier greift denn auch die oben angeführte Parallele ein, wonach die altdeutsche Dichtung die gläubige Hingabe der Christen an den Heiland mit der Treue verglichen, welche die Gefolgsleute ihrem Führer, die Mannen ihrem Lehnsherrn schuldig waren, jener Treue bis in den Tod, welche eines der gewaltigsten und rührendsten Motive in der deutschen Heldensage ausmacht, vor allem im Nibelungenlied.

Indem wir dieses Gedicht nennen, muß uns noch ein Zug einfallen, den die germanische Mythologie und Heldensage mit dem Urchristentum gemein hat. Oben ist erwähnt worden, daß die nordische Mythologie sozusagen einen Sündenfall der Götter annehme, an dessen Folgen diese zuletzt untergehen. Jener Bruch der ursprünglichen Ordnung der Welt und der Verlust der Reinheit und Seligkeit der Götter trat nach der Edda ein, als sie das Gold mißbrauchten, das infolge davon auch in die Menschenwelt eingeführt wurde. Dem „goldenen Zeitalter", als der Periode ungetrübten Glückszustandes der jugendlich unschuldigen Götter und Menschen, tritt also hier der Fluch des Goldes gegenüber, der denn auch am Nibelungenhort haftet, von dem ursprünglichen Besitzer desselben auf seine Erben übergeht und diese dem Verderben weiht. Damit vergleichen wir die eindringlichen Warnungen des Evangeliums vor dem die Welt beherrschenden und verführenden Mammon (z. B. Matth. 6, 19—21. 24) und den damit zusammenhangenden Preis der Armut, nicht bloß der geistigen (d. h. der Sinneseinfalt), sondern auch der leiblichen.

Indem endlich das Christentum zur gründlichen Heilung der Sünde eine Wiedergeburt (aus dem Geiste) verlangte, hat es einen Ausdruck gebraucht, der in diesem Sinne dem Heidentum natürlich fremd, aber in anderm auch schon geläufig war und

darum zur Vermittlung dienen konnte, sei es auch, wie andere Namen, nur durch Mißverständnis oder gewaltsame Umdeutung. „Wiedergeburt“ kannte das nordische Heidentum in einer leiblichen Bedeutung, welche mit dem Glauben an Seelenwanderung zusammenhängt, obschon diese unsern Vorfahren nicht im Sinne der Inder als allgemeine Menschenbestimmung und vollends nicht als durch Tiergestalt hindurchgehend (außer etwa in dem Glauben an zeitweise Verwandlung von Männern in Wölfe [Werwölfe] und an Tiergestalt einzelner Fylgjen) bekannt war. Aber ausnahmsweise kommt vor, daß ein ausgezeichneter Held (so in der Edda Helgi) und die ihm zugehörige Walküre nach ihrem Untergang in erneuter Gestalt „wiedergeboren“ worden sein sollen. Ob dieser Glaube auch in Deutschland herrschte, wissen wir nicht; wohl aber finden wir dort neben oder statt der psychischen „Wiedergeburt“ eine soziale, in dem Sinne, daß ein Mensch, wenn er aus dem Stande, dem er durch seine Geburt angehörte, in einen höhern versetzt, also z. B. aus einem Unfreien ein Freier wurde, „wiedergeboren“ genannnt wurde*). Das langobardische Gesetz (des VII. bis VIII. Jahrhunderts) enthält die Bestimmung: Wenn ein Edler oder Freier eine fremde oder eigene Halbfreie (Aldia) zur Ehe nehmen will, so soll er sie durch Morgengabe zur Wiedergebornen machen (d. h. in den Stand der Freien erheben), sonst gelten die von ihr gebornen Söhne nicht als echt. — Ob der Ausdruck „wiedergeboren“ (wie Uhland meint) ein einfach bildlicher war, dergleichen in der alten Rechtssprache viele vorkommen, oder ob er (wie E. H. Meyer will**) zunächst eine mythologische Grundlage hatte (in dem oben besprochenen Sinne von Wiederbelebung der göttlichen Naturwesen im Frühling nach winterlichem Todesschlafe, die doch auch nur bildlich war), mag hier unentschieden bleiben: der Sinn des Gesetzes war jedenfalls, daß die betreffende Person ihrem frühern Stand „abgestorben“ sein und ein neues Leben beginnen sollte. Knechtschaft ist Tod, Freiheit ist Leben, und was das germanische Heidentum vom sozialen Stande gesagt hatte, lehrte das Christen-

*) vgl. Uhland, Schriften, Bd. 8, S. 457.
**) Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 3, S. 432.

tum vom sittlich-religiösen, wo die Knechtschaft die der Sünde ist, die auch den Tod zur Folge hat, die Freiheit die des lebendigen Glaubens, der einen neuen Menschen schafft.

Den Begriff der Erlösung, der auf demselben Bilde beruht, kannte das Heidentum so wenig als den menschlicher Sündhaftigkeit, dagegen kennen ihn Volksglaube und Volkssage der spätern Zeit, welche darunter nicht Erlösung von den Banden der Sünde, aber doch aus einem Zustand von Unseligkeit versteht, in den gewisse Menschen mit oder ohne Schuld gebannt sein sollen. Sieht man näher zu, so findet sich, daß hinter jenen unseligen Menschen eigentlich Gestalten des Heidentums stecken, die als solche, seit das Christentum herrschend geworden ist und das Heidentum selbst als Sünde aufgefaßt hat, insgesamt verflucht sein mußten. Durch eine That erbarmender Liebe eines frommen Christenmenschen können nach dem Glauben des Volkes alle jene Wesen „erlöst", d. h. aus ihrer Unseligkeit befreit, zu Ruhe und Frieden gebracht werden, wie innerhalb des Christentums selbst die ursprünglich nicht von der Gnade Gottes Ergriffenen (Erwählten) nach milderer theologischer Ansicht schließlich doch des Heils noch teilhaft werden sollen. So hat das Christentum, was es seinen eigenen Bekennern gewährt, schließlich auch den Heiden zuerkannt; es hat das Heidentum selbst „erlöst", d. h. in der Reihe der geschichtlichen Entwicklung „abgelöst", als ein Zustand höherer Vollkommenheit, der den vorhergegangenen aufhob, indem er den Kern desselben als Keim in sich selbst aufnahm, und dadurch ist die Kontinuität alles Geschehenen hergestellt, von deren Forderung auch für die Religionsgeschichte wir ausgegangen sind.

Erheben wir also zum Schlusse noch einmal die Frage, ob eine besondere Empfänglichkeit der Germanen für das Christentum, und zwar — fügen wir nun ausdrücklich hinzu — von Seite ihres Heidentums, anzunehmen sei, so werden wir diese Frage nicht bejahend beantworten, sondern höchstens sagen: Was den Germanen im Vergleich mit den klassischen Völkern an vorbereitender Kultur fehlte, wurde aufgewogen durch einzelne Elemente ihrer Religion, teils innerliche, welche allerdings mit christlichen verwandt waren und dem Heidentum der klassischen Völker mehr oder weniger

fehlten, teils nur äußerliche, welche an christliche Vorstellungen und Bräuche sich anknüpfen ließen, etwa wie die Predigt des Apostels Paulus an den Altar des unbekannten Gottes in Athen. Die beiderlei Elemente hingen unter sich selbst nicht enger zusammen und bildeten keinen Kerngehalt, der mit dem des Christentums zusammentraf, sondern sie waren zerstreut und berührten sich nur zufällig mit christlichen; aber sie waren zahlreich und bedeutsam genug, um den Übergang zum Christentum zu erleichtern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Missionäre, welche ihre Aufgabe tiefer erfaßten und die nötigen Vorkenntnisse erworben hatten, um an derselben mit Erfolg zu arbeiten, das eine oder andere jener Elemente zu diesem Zwecke umdeutend oder anpassend benutzten. Dieselben einmal zusammen und in das Licht der Geschichte, zunächst der Bekehrung der Deutschen zum Christentum, sodann der allgemeinen Religionsgeschichte zu stellen, war der Zweck dieser Abhandlung, und wenn sie irgend ein Verdienst beanspruchen darf, so ist dies ohne Zweifel das einzige; denn die einzelnen Thatsachen als solche sind größtenteils längst bekannt, gelegentlich wohl auch schon in ähnlicher Tendenz angeführt, nur die biblischen Parallelen zu einzelnen Vorstellungen des germanischen Heidentums vielleicht noch nie geltend gemacht worden.

# Mythologie und Religion.

In der Einleitung, die der Herausgeber dem ersten Hefte dieser Zeitschrift *) vorangestellt hat, ist unter den Gebieten, welche die Volkskunde zu bearbeiten habe, an dritter Stelle die Religion genannt. Aber dieser Name wird dann sofort mit „Mythologie" als „der natürlichen Religion der Völker" vertauscht; im Schlußsatz ist trotzdem von „christlicher Mythologie" die Rede, und zuletzt werden „die religiöse Volksüberlieferung" und die Mythologie so neben einander gestellt, daß sie doch wieder als verschieden erscheinen müssen.

Es war nun gewiß weder nötig noch möglich, in einem solchen Programm scharfe Begriffsbestimmungen aufzustellen, und die Absicht des Verfassers wird schwerlich mißverstanden werden; aber seine Ausdrucksweise deutet darauf, daß im Sprachgebrauch die Namen Mythologie und Religion vielfach in einer Art vertauscht werden, die den Zwecken der Wissenschaft nicht förderlich sein und zu wirklichen Mißdeutungen führen kann.

Indem ich versuche, diesen Schwankungen entgegenzutreten, erinnere ich daran, daß die „Zeitschrift für Völkerpsychologie", an deren Stelle nun die vorliegende getreten ist, in ihrem dritten Bande einen Aufsatz von Delbrück „Über das Verhältnis zwischen Religion und Mythologie" enthält, der eben auch darauf ausgeht, den Unterschied der beiden Begriffe festzustellen; von demselben ebendaselbst eine längere Abhandlung „Über die Entstehung der Mythologie bei den Indogermanen" und eine kürzere von mir „Das Wort in der Geschichte der Religion", wo derselbe Gegenstand von einem andern Gesichtspunkt aus berührt wird. Im zweiten Jahrgang der „Theologischen Zeitschrift aus der Schweiz"

*) Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde. 1891.

(S. 233—264) habe ich über „Das germanische Heidentum und das Christentum" geschrieben*). Als eine Fortsetzung und Abschließung früher ausgesprochener Gedanken möchte ich die folgenden angesehen wissen.

Zunächst muß ich die bereits bemerkte Thatsache der Schwankungen des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs betreffend die beiden Namen mit einigen Beispielen beleuchten, die nicht bloß auf dem Gebiete der deutschen Philologie liegen. Aber das nächstliegende ist allerdings, daß J. Grimm sein Werk „Deutsche Mythologie" genannt hat, obwohl es auch Gegenstände behandelt, die offenbar zur Religion im engern Sinne dieses Wortes gehören, während W. Müller sein gleichzeitiges Buch „Geschichte und System der altdeutschen Religion" nannte, obwohl es wesentlich denselben Stoff wie das Grimmsche behandelt. Preller behandelt in seiner „Griechischen Mythologie" allerdings fast lauter Gegenstände, die dem ursprünglichen engern Sinne dieses Wortes entsprechen (Vorstellungen und Sagen von Göttern und Helden, mit Inbegriff der Kulte, in denen jene sich spiegeln); um so auffallender ist, daß er auch (vielleicht nur durch die Parallele veranlaßt) eine „Römische Mythologie" geschrieben hat, da doch nach allgemeiner und auch nach seiner eigenen Ansicht der römische Geist viel weniger zu Mythologie als zu eigentlicher Religion (und zu entsprechenden Kultusformen) neigte. Hartung hat darum eine „Religion der Römer" geschrieben und später „Religion und Mythologie der Griechen." Für die religiösen Vorstellungen der Griechen hat Nägelsbach den nicht ganz passenden Namen „Theologie" gebraucht; daß er damit etwas von Mythologie Verschiedenes bezeichnen wollte, erhellt daraus, daß er nach seiner „homerischen Theologie" noch eine „nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens" schrieb, d. h. eine Darstellung dieses Glaubens aus der Zeit, wo die eigentliche Mythenbildung aufgehört hatte und nur noch der Poesie und bildenden Kunst diente. Daß die Griechen jemals an ihrer reichen Mythologie ihr religiöses Bedürfnis befriedigt hätten, konnte niemand im Ernste glauben; der Kultus wurde immer in den „religiösen Altertümern" noch besonders behandelt.

*) siehe oben S. 157 ff.

Den semitischen Völkern hatte man bis vor kurzer Zeit, wenn man ihnen auch nicht (mit Renan) eine ursprüngliche Neigung zu Monotheismus zuschreiben wollte, doch den Trieb zu Mythenbildung absprechen zu müssen geglaubt; seither sind reiche Überreste einer babylonischen Mythologie zu Tage getreten, und auch im Alten Testament hatte man schon früher einzelne verblaßte oder umgebildete Mythen aus älterer heidnischer Zeit anerkennen müssen. Den Ägyptern wird insgemein nur Religion und über derselben vielleicht noch eine Theosophie der Priester zugeschrieben. Bei den Urvölkern von Amerika und Australien scheint mythologischer Trieb sehr regsam gewesen zu sein und die Religion überwuchert zu haben.

Eine Übersicht der Kulturvölker zeigt, daß von jeher Mythologie und Religion, bei einigen ziemlich gleichmäßig, bei andern mit Vorwiegen des einen Gebietes, vorhanden waren, also jedenfalls unterschieden werden müssen. Ob Religion ohne alle Mythologie, und umgekehrt, denkbar und jemals vorgekommen sei, soll hier nicht entschieden werden, da zunächst noch nicht von den Sachen, sondern nur von den Namen die Rede war. Betreffend diese letztern hat man sich in weitern Kreisen einigermaßen an den Sprachgebrauch gewöhnt (der schwerlich zu rechtfertigen ist), daß Mythologie die Religion heidnischer Völker genannt werden dürfe. Auch Mogk (im Grundriß der german. Philologie I, 982) spricht nur von Mythologie. Daß unter diesem Namen der Kultus der betreffenden Völker inbegriffen werden könne, ist eine weitere Abschweifung vom ursprünglichen Begriff und höchstens dann zu rechtfertigen, wenn der Kultus durchgehend oder vorzugsweise als Darstellung von Mythen aufgefaßt werden dürfte. Daß er sogar umgekehrt die Quelle derselben gewesen sei (nach Gruppe), erscheint mir als fast undenkbar, und daß volkstümliche und hierarchische Mythen zusammen die Religion ausmachen, ist abermals ein neuer Sprachgebrauch, der schwerlich durchdringen wird.

Gegenüber allen bisher angeführten Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs wird zunächst zu fragen sein, ob der eine von beiden Begriffen dem andern übergeordnet werden könne, so daß der letztere als Teil des erstern aufzufassen wäre. Daß nun Religion ein Teil der Mythologie sei, hat wohl niemand aus-

gesprochen; eher könnte es statthaft sein, Mythologie als einen Teil der Religion aufzufassen; auf keinen Fall aber wird man das Verhältnis nach dem konkreten Unterschied von Heidentum und Christentum richten dürfen, so daß Mythologie gleichbedeutend mit heidnischer Religion wäre; denn es wird ja auch von christlicher Mythologie gesprochen. Wenn es überhaupt auch heidnische Religion, im Unterschied von Mythologie oder dieser gleichgesetzt, gibt oder gegeben hat, so muß das Wesen der Religion auch im Heidentum, in irgend einem Maße wenigstens, zur Erscheinung kommen. Um dieses Wesen also wird es sich handeln.

Mythus entsteht nach Delbrück wesentlich durch Auffassung von Naturerscheinungen als Handlungen eines menschenähnlichen Wesens, und diese Begriffsbestimmung gilt wohl ziemlich allgemein; nur kann man sogleich noch hinzufügen, daß über der Menschenähnlichkeit jener Wesen der ursprüngliche Naturgegenstand ziemlich bald, später ganz vergessen worden ist, und daß jene Handlungen, welche ursprünglich meistens als wiederholte gedacht werden mußten, später als einmalige erschienen. Durch diese Ablösung des Bildes von seiner Grundlage gewannen die mythologischen Wesen den Schein, als ob sie eine für sich bestehende Welt ausmachten, die der wirklichen Natur- und Menschenwelt gegenüberstünde, und den Menschen zunächst nur als Gegenstände seiner Phantasie, zum Teil wohl auch einiger Sympathie interessierten. Von Religion hatten diese Vorstellungen nichts an sich und konnten um so eher Gegenstände der Poesie und bildenden Kunst werden.

Aber unter den Naturerscheinungen gab es solche, die in empfindlicher Weise das Dasein und Leben des Menschen selbst beeinflußten, ihm bald Freude, bald Furcht einflößten, so daß die betreffenden Vorstellungen sich mit lebhaften Gefühlen, und zwar der Abhängigkeit des Menschen von den mythischen Wesen als übermächtigen, verbanden. In diesen Gefühlen (die sich zu Andacht, Verehrung, Frömmigkeit erheben konnten) erkennt Delbrück mit Recht (übrigens auch hier gemäß allgemeiner Ansicht) den Ursprung der Religion; nur hätte er noch die an dieselben sich anschließenden Willenserregungen hinzufügen sollen, welche darauf ausgehen, sich jene Wesen geneigt zu machen, was durch Kultushandlungen versucht wurde.

Nachdem die mythischen Wesen die bestimmtere Gestalt und Benennung von Gottheiten angenommen hatten und diese nicht mehr bloß als Naturmächte, sondern auch als Urheber sittlicher Ordnungen innerhalb der Menschenwelt gedacht wurden, blieb ihnen menschenähnliche Gestalt nur um so wesentlicher und wurde nur immer reiner gedacht. Das ist der Anthropomorphismus, den auch die höchsten (monotheistischen) Religionen, so lange sie das Göttliche als Person festhalten, nicht entbehren und überwinden können und der darum auch eine Fortsetzung von Mythologie mit sich führen kann, nur daß auch diese den Interessen des höhern Bildungszustandes dienstbar gemacht und dadurch geläutert, veredelt und verfeinert wird. Die mit den religiösen Gefühlen verbundenen Vorstellungen, die nicht durchaus mythisch sein müssen, machen das theoretische Element aus, ohne welches Religion überhaupt nicht bestehen kann, obwohl ihr Schwerpunkt auf der praktischen Seite liegt, in der Befriedigung des Gemütes und Willens, so weit diese im Kultus stattfinden kann; denn das Gebiet des sittlichen Handelns müssen wir zunächst von der Religion getrennt halten, obschon auch dieses eine Verbindung mit ihr eingehen kann.

Die große Frage, um die sich alle Religionsgeschichte dreht, ist nun, ob die religiösen Gefühle mit den (mehr oder weniger mythischen) Vorstellungen in einem geraden Verhältnis und Kausalzusammenhang von der Art stehen, daß die Innigkeit, Reinheit, Wärme und Kraft der erstern von entsprechenden Eigenschaften der letztern (die wohl nur in Klarheit der Erkenntnis des Weltganzen und der menschlichen Natur bestehen können) abhängig seien. Diese Frage läßt sich sogar für die Zeit, welche im hellen Lichte geschichtlicher Zeugnisse steht, nur schwer beantworten, noch schwerer für die ältere Zeit, aus der die Anfänge der Mythologie stammen. Die Gemütszustände der griechischen und römischen Heiden sind durch litterarische Zeugnisse ziemlich aufgehellt; aber was die alten Germanen aus ihren religiösen Vorstellungen an geistiger Nahrung und gemütlicher Befriedigung in Leben und Tod geschöpft haben, ist uns wenig bekannt und kann höchstens mittelbar erschlossen werden. Aus den Götterliedern der Edda ist natürlich nichts zu entnehmen, vollends für die Deutschen der ersten Jahr-

hunderte; eher etwas aus den Heldenliedern und einigen Skaldengesängen; am ehesten haben wir uns an diejenigen litterarischen Sagen des Nordens zu halten, welche unzweifelhaft auf heidnische Zeit zurückgehen, und besonders werden wir aus Kultushandlungen, von denen sie gelegentlich berichten, auf die religiösen Gemütszustände der betreffenden Personen oder Kreise des Volkes zu schließen haben. Aus der Zeit des Übergangs zum Christentum besitzen wir einige merkwürdige Zeugnisse, die sich leicht mit heutigen Übergangszuständen zwischen altem Kirchenglauben und modernem Freidenkertum in Parallele setzen lassen.

Vielleicht ist einerseits die mangelhafte Beschaffenheit unserer Quellen für die Kenntnis der innern Religion des Heidentums und anderseits die reiche Entwicklung der mythologischen Vorstellungen bei einigen heidnischen Völkern ein Grund, warum man vorzugsweise von Mythologie derselben spricht und darin die Religion inbegriffen sein läßt. Ein Unterschied zwischen niedern und höhern Mythen kann aufgestellt werden und ist auch oben schon angenommen worden, nur ohne jene ausdrückliche Benennung. Mogk versteht unter den „niedern" Mythen die in Eindrücken der Außenwelt wurzelnden, unter „höhern" die aus dem Triebe zum Schaffen von Idealen entstandenen. Mannhardt hatte dabei an den Unterschied der Stände (Bauern und Herren) gedacht, der dem der Vorstellungen zu Grunde liegen oder ihn begleiten konnte. Die neuere, zuerst von Mannhardt, dann besonders von Lippert und nun auch von Mogk vertretene Ansicht, daß Mythologie und Religion aus der Vorstellung und Verehrung von abgeschiedenen Menschenseelen entsprungen sei, die erst später zum Teil zu göttlichen Wesen erhoben wurden, daneben aber auch in Tiergestalt auftreten konnten, ist in den obigen Erörterungen ebenfalls schon berücksichtigt; von prinzipieller Bedeutung für den Unterschied von Mythologie und Religion ist sie nicht.

Wenn nach allem Bisherigen Mythologie einerseits ein selbständiges Gebiet (die ursprüngliche Auffassung der Naturwelt), anderseits ein Teil der Religion, und zwar des theoretischen Elementes derselben war, so fragt es sich nun: welches sind die teils verschiedenen, teils gemeinsamen Gegenstände beider Gebiete, besonders in der spätern Zeit, wo beide sich vollständig aus-

gebildet hatten? Um diese Frage ganz konkret zu behandeln, beschränken wir uns auf die germanische Welt und halten uns dabei an die in Grimms Mythologie aufgestellten Kapitel. Indem wir das Besondere und das Gemeinsame auszuscheiden suchen, bleiben wir uns bewußt, daß einzelne Gegenstände, die zunächst der Mythologie allein zugewiesen werden, nachher auch mit Religion verbunden vorkommen können. Auch verzichten wir bei der folgenden Aufzählung innerhalb beider Gebiete auf genetische Anordnung der Gegenstände, teils weil sie nicht mit Sicherheit durchzuführen wäre, teils weil sie für die Hauptfrage unwesentlich ist.

1. Gegenstände der Mythologie (allein oder vorzugsweise), d. h. Vorstellungen, welche ohne religiöse Gefühle entstehen und bestehen konnten.

a) Mythen von Göttern; Vorstellungen von den Götterverhältnissen, d. h. vom Leben und Verkehr der Götter untereinander. Sagen von halbgöttlichen Helden.
b) Vorstellungen von Dämonen, Geistern der Elemente; von Tieren, Pflanzen und Steinen mit wunderkräftigen Eigenschaften.
c) Vorstellungen von der Seele lebender Menschen und Abgeschiedener, im Verhältnis zum Leibe; von Krankheit, Leben und Tod.
d) Vorstellungen von Schöpfung oder Ursprung der Welt; von Himmel und Gestirnen, von Wolken, Wind und Wetter.
e) Vorstellungen von Tages- und Jahreszeiten; von der Zeitdauer, resp. von Untergang und Neuschöpfung der Welt.
f) Vorstellungen von zeitweiser Entrückung von Göttern und Menschen aus ihrem gewöhnlichen Dasein.
g) Vorstellungen von allgemeiner Sympathie, von symbolischer Beziehung und Wechselwirkung der Wesen aufeinander.
h) Glaube an Wirkungen von Zauberkräften neben den natürlichen und göttlichen.

2. Gegenstände, welche beiden Gebieten angehören können, also mythologische Vorstellungen, welche mit religiösen Gefühlen verbunden sein können. Neue Gegenstände können hier fast nicht

vorkommen, sondern nur eine Auswahl der unter 1 aufgezählten, die daher durch Verweisung auf die dort mit Buchstaben angesetzten Unterabteilungen angegeben werden könnten, wenn nicht dort mehreres zusammengefaßt wäre, was nur zum Teil hierher gehört.

Von 1a: Einzelne besonders mächtige Götter, von denen der Mensch sein Leben am meisten abhängig fühlte, also z. B. Geber der Nahrung, des Sieges. Auch halbgöttliche Helden, die als Vermittler zwischen jenen Göttern und den Menschen gedacht und verehrt werden, z. B. als Stammväter, Ahnherren des Volkes.

Von 1b und d: Geister der Elemente, soweit diese als von den Göttern verschieden und selbständig gedacht, aber aus denselben Gründen wie diese, Gegenstände besonderer Verehrung sind; z. B. Dämonen des Wetters, der Fruchtbarkeit; hierher gehören dann auch die Lichter des Himmels, Sonne und Mond. Einzelne Tiere und Pflanzen, die, Göttern oder Geistern als Offenbarungen oder Sinnbilder ihres Wesens nahe stehend, an der Verehrung derselben teilnehmen.

Von 1c und e: Abgeschiedene, göttlich oder geisterhaft erhöhte Menschenseelen, denen Rückwirkung auf das Leben zugeschrieben und darum besondere Verehrung gezollt wird.

Vorstellungen von Leben und Tod, Schicksal und Heil der Menschen, im Zusammenhang mit der Weltordnung.

Von h: Glaube an Zauberwirkungen, soweit solche zur Ergänzung des menschlichen Heils neben den andern Kräften noch nötig scheinen.

3. Das Wesen der Religion, im Unterschied von Mythologie, ist oben schon angegeben. Es besteht a) innerlich: im Glauben an höhere Mächte, Ergebung in deren Willen, Gebet zu ihnen um Hilfe und Gnade b) äußerlich: in Verehrung derselben an geheiligten Stätten (Tempelbezirken) durch Opfer und Feste, Befragung von Orakeln. — Ob die Kultushandlungen durch Personen priesterlichen Standes verrichtet und ob die Götter in Gestalt von Bildern verehrt werden, ist unwesentlich.

4. Anhangsweise besprechen wir noch die Frage, ob von einer christlichen Mythologie die Rede sein könne. Diese Frage kann nicht etwa darum zum voraus abgewiesen werden, weil

Mythologie ihrem Begriffe nach an Polytheismus gebunden wäre; sie ist jedenfalls mit dem in der christlichen Dreieinigkeit enthaltenen Tritheismus vereinbar, aber sogar mit einem strengern Monotheismus, so lang er an Persönlichkeit Gottes festhält. Der fragliche Ausdruck ist auch schon öfter gebraucht worden; aber er kann verschiedene Bedeutung haben. Gewöhnlich versteht man darunter den christlichen Volksglauben des Mittelalters, im Unterschied von den Glaubenssätzen der katholischen Kirche, die dem Volke nicht alle bekannt und vertraut sind, während es seinerseits manches hinzugethan hat, was von der Kirche nicht anerkannt, höchstens geduldet wird. Jener Volksglaube nun kann wieder ein doppelter sein, aus zwei Quellen geflossen: a) aus im allgemeinen christlichem Geist, aber neugebildet und angewandt *α)* auf Naturgegenstände *β)* auf Gegenstände des Kirchenglaubens. Zu *α)* gehören die zahlreichen, zum Teil sehr schönen und sinnigen Mythen von Tieren und Pflanzen, ihrer Entstehung, Verwandlung und sinnbildlichen Bedeutung, zu *β)* die Legenden von biblischen Personen und von Heiligen der spätern Kirchengeschichte. Der Glaube des christlichen Volkes kann b) aus Überresten des Heidentums (germanischen oder griechisch-römischen) geflossen oder geradezu ein Nach- und Fortleben des letztern sein, aber meist mit Umbildung oder Unterschiebung der heidnischen Vorstellungen, z. B. Übertragung des Gesamtbildes oder einzelner Züge von alten Göttern, Helden, Prophetinnen auf christliche Heilige. Dieses gemischte Gebiet ist als solches im ganzen längst anerkannt, aber im einzelnen nach Bestandteilen und Schichten schwer zu unterscheiden. Fraglich bleibt auch, ob der mit a) bezeichnete christliche Volksglaube ganz spontan erwachsen sei aus angebornem Trieb zu freier Phantasiebildung, oder ob jene Neubildungen durch die Überreste des Heidentums angeregt und durch Analogie mit denselben geleitet waren. Doch kann diese Frage hier unentschieden bleiben.

Die Berechtigung, auf dieses ganze Gebiet christlichen Volksglaubens den Ausdruck Mythologie anzuwenden, kann um so weniger bezweifelt werden, weil es sich um wirklich volkstümliche, naturwüchsige Vorstellungen oder unbewußte Umgestaltung und Übertragung derselben handelt und weil auch im übrigen dabei

psychologisch dieselben Elemente und Prozesse vorkommen wie in der heidnischen Mythologie.

Da aber zur heidnischen Mythologie oft auch Vorstellungen gerechnet werden, die nicht rein aus dem Volk entsprossen waren, sondern zum Teil aus bewußten, absichtlichen Denkversuchen von Priestern, Dichtern und Theosophen, so fragt es sich, ob nicht demgemäß „christliche Mythologie“ auch christliche Lehren genannt werden dürfen, die, zum Teil schon im Neuen Testament angelegt, von den ältesten Theologen (Kirchenvätern) mit Benutzung alt- und neuplatonischer Philosopheme ausgebildet und festgestellt wurden. Darunter wären zu verstehen: die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes (entsprechend heidnischen Götterdreiheiten), von der ganzen sogenannten Heilsordnung, d. h. den Ratschlüssen und Veranstaltungen der Gottheit zur Erlösung der Menschheit, besonders durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes (entsprechend den heidnischen Göttersöhnen, halbgöttlichen Helden), seinen Opfertod und die dadurch bedingte Versöhnung der Menschen mit Gott, endlich seine Wiederkunft zum Weltgericht.

Daß diese ganze ebenso tiefsinnig angelegte wie scharfsinnig ausgeführte Lehre, welche die Erlösung der Menschheit wesentlich in Form eines Rechtsprozesses darstellt, also in anthropomorphischer Gestalt, den Charakter eines Mythus, wenn auch eines überaus veredelten und verfeinerten, an sich trage, kann man zugeben, ohne der Würde des Christentums zu nahe zu treten; das Christentum hätte durch diesen letzten, größten, allumfassenden Mythus erst recht die heidnische Mythologie überwunden!

Ein großer Unterschied zwischen dieser christlichen und der heidnischen Mythologie, zugleich ein Grund gegen Anwendung des Wortes Mythologie auf das Christentum, kann geltend gemacht werden, nämlich daß die christliche Theologie von einer einmaligen Thatsache menschlicher Geschichte ausgehe, während die heidnische Mythologie umgekehrt von wiederholten Naturerscheinungen ausging, die erst später als einmalige Thaten von Göttern oder Helden aufgefaßt wurden. Dieser Unterschied soll keineswegs geleugnet oder auch nur geschmälert werden; aber ebensowenig darf übersehen werden, nicht nur daß eine freiere Auffassung des Christentums auch die Thatsache der Erlösung als eine fort-

während zu erneuernde auffaßt (wie die Erhaltung der Welt als eine fortwährende Schöpfung), sondern daß gerade die katholische Lehre vom Opfer Christi dasselbe behauptet und daraus den Mittelpunkt ihres täglichen Kultus gemacht hat. Dadurch wird nicht nur jener Unterschied zwischen Heidentum und Christentum aufgehoben oder wenigstens ausgeglichen, sondern in letzter Instanz auch der zwischen Mythologie und Religion, soweit eine Vereinigung beider überhaupt möglich ist.

Daß auch in der christlichen Mythologie, und zwar in ihren beiden Gestalten (a und b oben), rein mythologische, d. h. religiös mehr oder weniger indifferente, und mit religiösen Gefühlen und Bedürfnissen verbundene zu unterscheiden seien, folgt aus unserer ganzen Betrachtung, soll aber hier nicht weiter ausgeführt werden; so wenig als wir die noch immer schwebende Frage entscheiden wollen, ob in der christlichen Eschatologie, wie sie z. B. in dem altdeutschen Gedichte Muspilli vorliegt, neben unzweifelhaft altchristlichen Quellen nicht auch Überreste heidnischer Vorstellungen mitspielen. Denn zur Entscheidung dieser Frage müßte die Vorfrage erledigt sein, ob die eddische Vorstellung von der sogenannten „Götterdämmerung" nicht selbst erst aus christlichen Einflüssen zu erklären sei.

# Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung.

---

Die Sprachforschung hat zunächst ihre eigenen Zwecke; sie kann aber auch andern Wissenschaften als Mittel dienen. Solche Dienste hat sie der Ethnographie schon öfter gethan, und auch zu ihrem eigenen Nutzen; denn sie wird durch solche Arbeit veranlaßt, sich selber neue Aufgaben zu stellen, und wird zugleich vor der Gefahr bewahrt, sich in luftige Hypothesen und Konstruktionen zu versteigen, was leicht geschehen kann, wo sie über den Boden historischer Überlieferung hinausgreifen muß. Zwischen den Schicksalen der Völker und denen der Sprachen besteht zwar kein unmittelbarer, durchgehender und bindender Zusammenhang; Wörter, Formen und sogar Laute folgen in ihrer zeitlichen Veränderung zum Teil eigenen Trieben; aber dabei muß man stets bedenken, daß die Sprache keine selbständige Welt, kein lebendiges Wesen, sondern nur eine Lebensäußerung des Volksgeistes und daß dieser selbst schließlich nur ein Produkt aller einzelnen Glieder des Volkes ist, die unter realen, räumlich und zeitlich bedingten Verhältnissen gestanden haben. Wenn nun die Sprachwissenschaft in diesem Sinn einerseits von der Geschichtsforschung abhängt, insbesondere auch mit der allgemeinen Kulturgeschichte sich in Verbindung setzen und erhalten muß, und wenn sie anderseits diesen Wissenschaften gelegentlich Dienste leisten kann, so dürfen doch an ihre Leistungsfähigkeit in dieser Richtung keine allzu hohen Forderungen gestellt werden; denn sie muß sich dabei an die ihr selbst gesteckten Grenzen halten. Sie besitzt allerdings Mittel, gemeinsam mit der archäologischen Forschung auch die sogenannte vorhistorische Zeit durch mittelbare Schlüsse aufhellen

zu helfen; aber gerade auf diesem Boden ist das Band zwischen Sprache und Volk kein festes. Denn schon in vorhistorischer Zeit können Völker ihre angestammten Sprachen abgelegt und andere angenommen haben, wie das noch später vielfach geschehen ist und wie gerade die Betrachtung des geschichtlichen Verhältnisses der Völker und Sprachen auf dem Gebiete der Schweiz es ergibt.

Jakob Grimm hat mit gutem Grund in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" den Kapiteln von rein sprachlichem Inhalt eine Reihe von allgemein kulturgeschichtlichen Abschnitten und eine ethnographische Übersicht des gesamten Gebietes der altdeutschen Stämme vorausgehen lassen. Für die Erforschung eines so engen Gebietes wie das des schweizerdeutschen Dialektes scheinen aber keine weitschichtigen Vorarbeiten jener Art nötig; derselbe gilt ohne weiteres als alemannisch, und über die Geschichte der Alemannen vor ihrer Einwanderung in Helvetien ist man hinlänglich unterrichtet, um auch ihre Ansiedelung und den damaligen Sprachzustand sich einigermaßen vorstellen zu können, besonders mit Herbeiziehung der ältesten Orts- und Personennamen *). Manches bleibt freilich dunkel, z. B. ob die in Helvetien eingedrungenen Alemannen eine einheitliche Masse bildeten oder in kleinere Stämme zerfielen. Namen von solchen sind uns nicht überliefert. Der römische Geschichtschreiber Ammianus (31, 10, 2) erwähnt als ein alemannisches, an Rätien grenzendes Volk die Lentienses; aber daß der Ort Lenz mit der Lenzerheide in Graubünden und eine Reihe das Wort Lenz enthaltende Ortsnamen der Ostschweiz, vollends die aargauische Grafschaft Lenzburg von jenem Volke den Namen habe, wie Birlinger meint **), ist unwahrscheinlich.

Aus der altgermanischen Volksverfassung ist zu vermuten, daß innerhalb der Gesamtmasse der Alemannen kleinere Stämme bestanden und bei der Einteilung der einzelnen Gaue irgendwie mitbestimmend waren. Noch heute, nachdem Jahrhunderte lang

*) Eine Übersicht dessen, was zur Erklärung schweizerischer Ortsnamen geleistet worden ist, gibt J. J. Egli in den betreffenden Abschnitten seines Werkes: Geschichte der geographischen Namenkunde. Leipzig 1886.

**) Die alemannische Sprache rechts des Rheins, S. 5.

Versuche gemacht worden sind, die gemeinsamen Interessen der Eidgenossen zur Geltung zu bringen, bestehen neben der halb eingeführten politischen Einheit eine Menge Besonderheiten in der Bevölkerung, nicht sowohl der einzelnen Kantone (deren Grenzen ja meistens später und künstlich hergestellt worden sind), als einzelner größerer Gebiete, welche alten Gauen entsprechen mögen, und nicht nur in der Sprache, sondern auch in der leiblichen und geistigen Anlage der Bewohner und den davon abhängigen Sitten, alles dies zum Teil entsprechend der mannigfaltigen Gestalt des Landes selbst. Freilich brauchen diese Verschiedenheiten nicht alle auf alter Grundlage zu ruhen. Wenn nach Grimms *) Ansicht Dialekte und Mundarten sich „vorschreitend" entfalten, d. h. aus einer ursprünglichen einheitlichen Sprache erst im Laufe der Zeit durch zunehmende Spaltung hervorgehen, so könnte auch alle sprachliche und die mit ihr zusammenhängende übrige Besonderung erst ein Produkt späterer Entwicklung sein.

Die Annahme sogenannter „Grundsprachen" für größere Völkerfamilien mag als sprachwissenschaftliche Hülfsvorstellung zulässig sein; aber dialektische Unterschiede sind schon in den ältesten Sprachdenkmälern bezeugt, und so werden auch innerhalb eines einzelnen Dialektes wie des alemannischen seit alter Zeit wieder mundartliche Besonderheiten, nicht in gleichem Maße wie sie später aufkamen und zum Teil noch jetzt bestehen, aber als Anfänge der spätern bestanden haben. Die heutigen sind zwar geringer, als sie noch vor hundert Jahren gewesen sein müssen, weil seither fortschreitende Verbreitung der Schriftsprache, Erleichterung des Verkehrs und der Niederlassung ausgleichend gewirkt haben, und im allgemeinen Handel und Wandel mögen sich heute Angehörige der meisten Kantone ohne bedeutende Schwierigkeit verständigen können; aber ein Landmann aus dem Klettgau und einer aus Oberwallis oder einer aus Appenzell und einer aus dem freiburgischen Jaunthal werden einige Mühe haben, einander zu verstehen. Ein allgemeines Schweizerdeutsch im strengern Sinne der Wissenschaft gibt es auch heute noch nicht und hat es wohl nie gegeben. Nicht nur besitzen und gebrauchen die Bewohner

*) Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl., S. 578.

verschiedener Gegenden viele einzelne Wörter, die schon ihren nächsten Nachbarn unbekannt sind; sondern — was viel wichtiger ist — die Laute, besonders Vokale, und zum Teil auch die grammatischen Formen, in denen sich die Sprache durchgehend bewegt, sind mannigfach verschieden. Sogar das nächstliegende Sprachmerkmal, das den schweizerischen Alemannen vom Schwaben und Bayern trennt, aber mit dem Plattdeutschen und Skandinavier verbindet, das lange î und û für ei und au, findet in der Schweiz selbst eine Ausnahme, in Engelberg und Schanfigg. Die Aussprache des ö als e, des ü als i hat merkwürdiger Weise Baselstadt mit Uri, Unterwalden, Oberhasli und Wallis gemein, ohne daß ein direkter Zusammenhang möglich wäre; dieselbe Lautgebung erstreckt sich ja auch über Schwaben und mitteldeutsche Gegenden. Die lautlichen Unterschiede sind so zahlreich und hinwieder lautliche Übereinstimmungen so zerstreut, daß es nicht möglich ist, nach diesen Merkmalen das Gesamtgebiet in größere Gruppen abzuteilen; und was in dieser Beziehung von der Schweiz, gilt noch in höherm Maße von dem alemannischen Gebiete rechts vom Rhein und im Elsaß, welches von fränkischen, schwäbischen und bayerischen Einflüssen bedrängt und halb zersetzt ist.

Daß innerhalb von größern Kantonen bedeutende Unterschiede bestehen, erklärt sich von selbst, wenn sie aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengewachsen sind, wie St. Gallen, Aargau und auch Zürich; auch zwischen dem Luzerner Gäu und Entlebuch bestehen merkliche Unterschiede. Wenn neulich ein deutscher Germanist*) geschrieben hat, im Kanton Bern bestehen 13 Mundarten, so war er ohne Zweifel falsch berichtet; er hat vielleicht ältere Amtsbezirke mit sprachlichen verwechselt und hätte entweder weniger oder dann noch mehr zählen sollen. Daß der größte Kanton eine sprachliche Einheit bilde, ist wohl am wenigsten zu erwarten. Hier kommt aber noch ein besonderes Moment sprachlicher Verschiedenheit hinzu.

Alles bisher Gesagte beruhte auf der Annahme, daß die gesamte deutsch-schweizerische Bevölkerung alemannischen Ursprungs

*) Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 31.

sei. Für einen Teil des Kantons Bern muß aber zunächst wenigstens die Möglichkeit zugegeben werden, daß auch deutsch gebliebene oder alemannisierte burgundische Elemente der Bevölkerung vorhanden seien; denn auf dem Gebiete des jetzigen Bern lief die alte Grenze zwischen den beiden Stämmen, wenn auch die Grenze der deutschen und französischen Sprache jetzt nur noch am Bieler See (und dann im Jura) den Kanton berührt.

Die in den „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft von Zürich" (1886) enthaltene Untersuchung des Herrn v. Fellenberg über das Gräberfeld von Ellisried berührt die Frage betreffend die Grenze zwischen Alemannisch und Burgundisch auf dem Gebiete der Kunstdenkmäler, welche auf eine durch burgundischen Einfluß modifizierte alemannische Produktion hinweisen. In jenen Gegenden, auf der linken Seite der Aare, müssen die beiden Stämme etwa seit dem sechsten Jahrhundert zusammengestoßen sein und aufeinander eingewirkt haben, und es ist leicht möglich, daß z. B. der eine etwas von seiner Kunstübung, der andere etwas von seiner Sprache dem Nachbar mitgeteilt hat*). Nachbarn waren sie ja auch schon früher gewesen, am mittlern Rhein, bald in freundlicher, bald in feindlicher Berührung, und man darf sich den Unterschied zwischen ihnen nicht größer denken als zwischen andern deutschen Stämmen. Von der Sprache der alten Burgunder wissen wir leider nicht viel Sicheres, weit weniger als von der Sprache der Langobarden, welche später von Süden her das Gebiet der jetzigen Schweiz ebenfalls berührt haben und ebenfalls romanisiert worden sind. Bedenken wir, daß die Burgunder am Rhein ebenso nahe mit den Franken sich berührten wie mit den Alemannen, und daß Franken und Alemannen später miteinander und mit dem ziemlich weit östlich seßhaft gewordenen bayerischen Stamm zusammen die Gemeinschaft der hochdeutschen Sprache bildeten, so kann der Abstand des Burgundischen vom Alemannischen auf keinen Fall größer gewesen sein als z. B. der zwischen Fränkisch und Bayerisch; von einer nähern Verwandtschaft

*) vgl. Jahn (Geschichte der Burgundionen II, 416), der der Annahme deutsch-burgundischer Elemente im Kanton Bern im ganzen zugeneigt, doch eine teilweise Alemannisierung der zwischen der Aare und dem heutigen französischen Sprachgebiet niedergelassenen Burgunder zugesteht.

des Burgundischen etwa mit dem Gotischen kann keine Rede sein. Hätten wir alemannische Sprachdenkmäler aus dem sechsten Jahrhundert, auch nur eines von der Art der burgundischen Runeninschrift auf einer in dem Totenfeld bei Charnay (Departement Côte d'Or, aus der merowingischen Zeit) gefundenen Spange, so würde das Alemannische wahrscheinlich nicht viel anders und ebenso altertümlich, teilweise dem Gotischen ähnlich aussehen; jedenfalls hatte es damals die zweite Lautverschiebung auch noch nicht durchgesetzt.

In Lauten oder Formen der heutigen deutschen Mundarten oder der französischen Patois des westlichen Grenzgebietes unmittelbare Überreste altburgundischer Sprache zu suchen, wäre ein eitles Bemühen; denn auch die heutigen Mundarten der Ostschweiz zeigen in ihrem Laut- und Formenbestand nirgends mehr das alte Alemannisch, wie es etwa die Mönche des Klosters St. Gallen seit dem achten Jahrhundert in Schrift zu fassen suchten, übrigens wohl auch nicht in unmittelbarer und reiner Darstellung der Volkssprache jener Gegend, sondern unter Beimischung von Elementen aus weiterer Umgebung und nicht ohne das unwillkürlich jeden Versuch einer Schriftsprache begleitende Streben, Laute und Formen in eine normale, veredelte Gestalt zu bringen. Wenn also darauf verzichtet werden muß, in deutschen Mundarten der südwestlichen Schweiz Überreste burgundischer Laute und Formen zu finden, so bleibt doch die Möglichkeit, daß im Wortschatz jener Gegend altburgundisches Sprachgut sich erhalten habe. Denn Stämme von Wörtern sind trotz den Veränderungen, denen alles Sprachliche unterworfen ist, dauerhafter als einzelne Laute und Biegungssilben; sie bilden den materiellen Grundstock der Sprache, der zwar Einbuße erleiden, aber nur in sehr beschränktem Maße durch spätere Neubildungen ergänzt werden kann, da dazu vielmehr das bequemere Mittel der Entlehnung aus benachbarten Sprachen angewandt wird. Die Verbreitung und Fortpflanzung einzelner Wörter ist anderseits allerdings viel mehr Zufällen unterworfen als die von Lauten und Formen, welche die ganze Sprache durchdringen; aber eben derselbe Zufall oder dieselbe Art von Zufällen, welche am einen Orte den Untergang eines Wortes verursachte, konnte anderswo

die Fortdauer eines andern mit sich führen. Die Möglichkeit, daß die zunächst an die Alemannen grenzenden Burgunder ihre Sprache oder, wenn sie von den Alemannen überwältigt wurden, einzelne Wörter ihrer eigenen Sprache beibehielten, läßt sich kaum bestreiten; denn nirgends, wo Völker, vollends sprachlich nahe verwandte, in ähnlicher Weise wie dort auf einander stießen, kann eine scharfe Grenze entstanden sein und auch die Sprache darnach sich abgegrenzt haben, da sogar die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch, nachdem der größte Teil der Burgunder sich romanisiert hatte, zu allen Zeiten schwankend geblieben ist und periodische Übergriffe von beiden Seiten stattgefunden haben. Die Annahme wirklichen Vorhandenseins deutsch-burgundischer Wörter (natürlich in verjüngter Lautgestalt wie bei den alemannischen) in der Westschweiz wird an strengere und engere sprachliche Bedingungen zu knüpfen sein, von denen an einem andern Orte gehandelt werden soll*). Hier soll eine weitere Frage von ethnographischer Art, auch nur vorläufig, noch berührt werden.

Angenommen oder sogar zugegeben, daß das ganze deutsche Gebiet von Bern, auch das Oberland, ausschließlich alemannische Bevölkerung habe: soll dies denn auch von Ober-Wallis gelten und von den deutsch redenden Gemeinden, die auf der Südseite der Alpen, in das piemontesische Gebiet eingesprengt, als Kolonien von Wallis ausgegangen sind, seit dem dreizehnten Jahrhundert urkundlich bezeugt? Eine solche Ausdehnung ist dem alemannischen Stamm wohl nirgends zugesprochen worden und scheint aus mehrern Gründen bedenklich, wenigstens wenn sie direkt und früh erfolgt sein sollte. Die deutsche Sprache des Ober-Wallis läßt sich nur erklären entweder durch Einwanderung aus dem Berner Oberland oder so, daß die Burgunder einst das ganze Wallis eingenommen und im obern Teil ihre deutsche Sprache beibehalten hätten, während der untere der Romanisierung anheimfiel. Die Annahme sprachlicher Trennung von Angehörigen desselben Stammes innerhalb desselben Thales mag noch bedenklicher

*) Was Jahn a. a. O., S. 397 von angeblich burgundischen Wörtern der französischen Patois anführt, ist, soweit es Appellativa betrifft, unrichtig; die Ortsnamen auf —ey sind nicht der Westschweiz eigen: siehe Schweiz. Idiotikon I, 18.

scheinen als in dem weitern Gebiet der mittlern Aare; aber daß die ganze Bevölkerung des Ober-Wallis von dem selbst nicht stark bevölkerten Berner Oberland ausgegangen sei, ist nicht minder bedenklich. Zur Vermittlung bleibt höchstens die Möglichkeit, daß die ganze Bevölkerung von Wallis ursprünglich burgundisch gewesen und romanisiert, der obere Teil aber durch Einfluß aus dem Berner Oberland wieder germanisiert worden sei, wie vielleicht Burgunder an der mittlern Aare alemannisiert.

Auch die letztere Annahme ist nicht eben wahrscheinlich; aber für ursprünglich romanische Sprache des Ober-Wallis spricht wenigstens der eine nicht unbedeutende Umstand, daß die Einteilung dieses Gebietes in Bezirke einen Namen trägt, der romanisch ist, aber eine germanische Grundlage hat. Das Wort „Zenten" als Bezeichnung eines politischen Bezirkes kann mit Zehnten im Sinne von Abgabe an die Kirche nichts zu thun haben, sondern es wird aus dem lateinischen centum abzuleiten und dies Übersetzung des altgermanischen Begriffs „Hundertschaft" sein (ahd. huntari, pagus), wie schon Jahn *) richtig vermutet hat.

Alle diese Annahmen werden nicht etwa durch die Ansicht aufgehoben, daß das Gebiet der Hochalpen überhaupt vor dem Jahr 1000 gar nicht bewohnt gewesen sei. Die Abhandlung von Dr. Burckhardt „Über die erste Bevölkerung des Alpengebirges" **), welche vor vierzig Jahren verfaßt ist und lange als klassische Erledigung jener Frage gegolten hat, bleibt gültig in der Widerlegung der mancherlei Sagen von direkter Abstammung der Alpenbevölkerung aus den Zeiten der Völkerwanderung und speziell von einer direkten Einwanderung aus dem Norden; was Burckhardt positiv über die nach seiner Ansicht viel spätere und sehr langsame Kultivierung der fraglichen Gegenden sagt, ist in Hinsicht auf die Zeit und die Art jener Vorgänge nicht unanfechtbar.

Gegenüber der Ansicht, daß das Hochgebirge bis um das neunte Jahrhundert gar keine Bevölkerung gehabt habe, muß die Frage erhoben werden, wie man sich dann die Überlieferung der weder römischen noch germanischen, sondern wahrscheinlich keltischen

*) a. a. O. I, 94.

**) Archiv f. schweiz. Geschichte, Bd. IV (1846).

und rätischen Fluß- und Bergnamen jenes Gebietes erklären könne*). An frühe und reichliche Bevölkerung des Hochgebirges ist gewiß nicht zu denken; aber angenommen auch, sie sei verhältnismäßig spät und spärlich eingetreten, so bleibt immer die Hauptfrage: woher kam sie, als sie überhaupt einmal kam, sei es auch erst im spätern Mittelalter? — und hier erneuern sich, nur für ein späteres Stadium, die schon oben besprochenen Fragen betreffend alemannische und burgundische Einwanderung. Wenn es nicht die alten Alemannen oder Burgunder des sechsten Jahrhunderts waren, so trifft die Frage nun ihre Nachkommen im zwölften, und insbesondere die Frage der Sprache, ob sie angestammt oder angenommen gewesen, bleibt noch ungelöst. Sie wird aber noch durch einen weitern Umstand erneuert und verwickelt.

Die heutige Sprache des Berner Oberlandes ist mit der des Ober-Wallis in Hinsicht auf den Wortschatz und auch einzelne Laute und Formen so nahe verwandt, daß zwischen beiden Hochthälern ursprüngliche Gemeinschaft oder spätere Mitteilung stattgefunden haben muß, sei nun die letztere von der einen oder andern Seite ausgegangen. Nach Burckhardt ist die deutsche Bevölkerung im Wallis nicht alt und erst spät das Thal abwärts gerückt; die frühern Einwohner haben erst durch den Einfluß deutscher Einwanderer deren Sprache angenommen. Solche Einwanderer läßt er aus dem Haslithal herübergekommen oder verpflanzt worden sein. Von dem so deutsch gewordenen Ober-Wallis aus läßt er dann**) aber auch wieder einen Teil des Berner Oberlandes bevölkert werden, nämlich das Lütschinenthal vom Lötschenthal aus. Es hätte also im obersten Teile von Wallis eine Einwanderung aus dem Berner Oberland, weiter unten eine

*) vgl. hierüber F. Keller im Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde, 1868, S. 18 ff. S. 19 sagt der Altmeister: „Seit der Zeit der Pfahlbauten sind die Gebirgsthäler ununterbrochen, wenn auch schwach, von Jäger- und Hirtenfamilien bevölkert gewesen. Es bürgen dafür die Altertumsgegenstände, die im Gebirge zum Vorschein kommen" — u. s. w.

**) a. a. O., S. 101 ff. Ebenso J. Studer, „Walliser und Walser", Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" 1886, Juli. Da diese Arbeit auf Quellenstudien beruht, so darf sie wissenschaftlichen Wert beanspruchen, und es darf auch auf ihre Quellenangaben hier der Kürze wegen verwiesen werden.

Rückwanderung in der umgekehrten Richtung stattgefunden, was nicht unmöglich ist. Unwahrscheinlich ist dagegen Burckhardts Annahme, das Ober-Wallis habe, um Kolonien nicht nur ins Berner Oberland, sondern auch auf die Südseite der Alpen und nach Graubünden (wovon gleich nachher die Rede sein wird) entsenden zu können, selber beständige Zuflüsse aus den kleinen Kantonen empfangen müssen; denn man sieht nicht, auf welchem Wege und aus welchen Antrieben diese gekommen sein sollen. Die dem Ober-Wallis und dem Berner Oberland gemeinsamen Wörter finden sich aber zu einem großen Teil auch in den deutsch sprechenden Hochthälern oder einzelnen Gemeinden von Graubünden. Daß die deutsche Sprache dieses Gebietes nirgends ursprünglich, sondern erst später eingepflanzt worden sei, ist allgemeine Ansicht. Woher aber? Der Name Walser, der den Bewohnern vieler von jenen deutschen Gemeinden zukommt und aus Davos und Prättigäu seit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in die Herrschaft Chur, ins St. Galler Oberland und bis ins Vorarlberg hinaus sich verbreitet hat, deutet zwar seiner Form nach nicht direkt und sicher auf Wallis. Aber daß im spätern Mittelalter (nach Burckhardt seit dem dreizehnten Jahrhundert) Kolonien aus Wallis nach Graubünden geführt worden sind, ist beglaubigt*); eine Kolonie am Hinterrhein soll allerdings zur Zeit der Hohenstaufen aus Schwaben dorthin gekommen sein. Denkbar wäre wohl auch, daß schon in früherer Zeit die Langobarden ihre Vorposten durch das Tessin heraufgerückt hätten, und daß aus dem Urserenthale, welches seit alter Zeit mit Rätien zusammenhing, deutsche Elemente in das letztere Gebiet gedrungen wären; auch wird dafür angeführt, daß in einzelnen Teilen von Graubünden langobardische Rechtsbestimmungen gelten. Aber die sprachliche Übereinstimmung mit Wallis und Berner Oberland würde auf diesem Wege nicht erklärt: es müßte denn der Zufall so gewaltet haben, daß bei den nach Norden gedrungenen Langobarden aus dem allgemein deutschen Sprachschatz gerade eine Anzahl derselben Wörter üblich gewesen wären, welche auch durch Alemannen oder Burgunder, resp. deren Nachkommen von Südwesten her in das Hochgebirge getragen wurden.

*) s. Burckhardt und Studer an den angef. Orten.

Beim Widerstreit so verschiedener Möglichkeiten wäre man froh, einen außerhalb des sprachlichen Gebietes liegenden festen Punkt zu finden, an dem die streitigen Annahmen sich messen und bewähren ließen. In der That sind ethnographische Fragen nie nach einem einzigen Merkmal zu entscheiden, sondern es müssen mehrere kombiniert und gegeneinander ausgeglichen werden. Daß Völker ihre angestammten Sprachen abgelegt haben können, also ihre Abstammung nicht mit Sicherheit an ihrer Sprache erkennen lassen, ist bekannt. Aber auch der physische Habitus, Körperbau (besonders die Form des Schädels), Farbe der Haut, Haare und Augen, bietet keine untrüglichen Merkmale; denn im Laufe langer Zeit können alle Eigenschaften jener Art durch Mischung der Rassen, Einfluß des Klimas und der Kulturarbeit verändert und verwischt werden. Zu den konservativsten Trieben, welche in der ältern Zeit die Menschen beherrscht haben, wenigstens die Masse der an Naturbedingungen gebundenen ländlichen Bevölkerung, gehört gewiß auch die Bauart und Einrichtung des Hauses, sei es daß dasselbe mit dem Stalle verbunden oder von dem letztern getrennt war. An der letzten Versammlung der schweizerischen Geschichtsforscher in Aarau (1886) hat Herr Prof. Hunziker einen Vortrag gehalten, der die in der Schweiz vorkommenden Typen des alten Bauernhauses zu anschaulicher Übersicht brachte und den Weg zeigte, aus diesem Material ethnographische Schlüsse zu ziehen. Da die Arbeit des Herrn Hunziker noch nicht abgeschlossen ist, so kann sie für unsern Zweck noch keine bestimmten Ergebnisse liefern; auch geht sie über den Bereich des deutschen Sprachgebietes hinaus, indem sie das romanische im Osten und Westen mit umfaßt. So viel aber hat sich schon aus dem Vortrag und aus seither mit Herrn H. geführter Korrespondenz ergeben, daß bauliche und sprachliche Merkmale nicht durchgängig einander entsprechen, sondern sich teilweise kreuzen, sei es daß von Haus aus kein bindender Zusammenhang zwischen beiden besteht oder daß im Hausbau Verschiebungen und Übertragungen geschahen wie im Sprachbesitz; denn gemischte Typen und Übergangsformen scheinen auch im Hausbau vorzukommen. Wo bauliche und sprachliche Merkmale einander nicht entsprechen, nimmt Herr H. als Regel an, daß die erstern älter seien. Die

Bezeichnungen Alemannisch und Burgundisch braucht natürlich auch er; er unterscheidet aber einen romanisch-burgundischen und einen deutsch-burgundischen Typus, den letztern in ursprünglich von Alemannen besetzten Gegenden.

Deutsch gebliebene Burgunder nimmt also auch er an, besonders im westlichen Berner Oberland; im Haslithal findet er alemannische Benennungen mit leichter burgundischer Modifikation der Bauart, im Ober-Wallis aber einen Hausbau, der mit dem des obern Tessin und einiger Teile von Graubünden übereinstimme, und den er vorläufig langobardisch nennen möchte, obwohl er mit dem alemannischen Gebirgshaus nahe verwandt sei*).

Die sogenannten „Heidenhäuser", zu deren Kenntnis neuestens noch Prof. Rahn in seinen „Tessinerfahrten" (Zürcher Taschenbuch 1887) einen Beitrag geliefert hat, gehören entweder, wie die im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde (Jahrg. 1868, S. 11—19; 1870, S. 128) besprochenen Alphütten in Glarus und Schwyz, einer zu frühen Zeit (nach F. Keller der rätischen) an oder, wie die der Westschweiz (über welche Rochholz, Aargauische Sagen 2, 215; Glaube und Brauch 2, 87 gehandelt hat) einer zu späten, um für unsern Zweck etwas zu ergeben, und sie können, schon weil sie nur zerstreute Erscheinungen sind, hier nicht in Betracht kommen.

Wir wollen uns also nochmals auf den Standpunkt der Annahme zurückversetzen, daß die Bevölkerung der deutschen Schweiz rein alemannisch sei, und sehen, wie weit er trägt, d. h. den Thatsachen des heutigen Sprachbestandes entspricht. Wir gehen davon aus, daß schon das Gebiet der nördlichen und mittlern oder innern Schweiz viele sprachliche Unterschiede zeigt. Für

*) Jahn a. a. O. 1, 195 ff. findet das Wesen der deutsch-burgundischen Bauart, besonders des westlichen Berner Oberlandes und des Ober-Wallis, in dem Blockbau und in der Lage des Feuerherdes in der Mitte des Hauses, wie noch in Westfalen. Ebd. führt er noch weitere Übereinstimmungen schweizerisch-burgundischer Sitte mit norddeutscher und skandinavischer an. — Der Blockbau findet sich aber auch in der innern und östlichen Schweiz, nur etwas verschieden von dem des Berner Oberlandes, sowie hinwieder Verbindung des Blockbaus mit dem sonst im Osten vorherrschenden Ständerbau auch im Westen vorkommt. S. Gladbach, Die Holzarchitektur der Schweiz.

alle solche kleinere Besonderheiten können nicht immer wieder entsprechende Grundlagen in der Abstammung des Volkes angenommen werden. Wenn die Kantone Appenzell, Schaffhausen, Basel oder auch Glarus und Luzern einzelne Wörter aufweisen, die den andern Kantonen fremd sind, so werden wir dafür nicht einen besondern Zweig des alemannischen Stammes als Ursache ansetzen, sondern den reinen Zufall, daß ein einzelnes Stück der Überlieferung an diesem bestimmten Orte haften geblieben ist, wie bei allen andern Gegenständen von geschichtlicher Art. Wenn wir dies Prinzip festhalten und durchsetzen, so werden wir vielleicht auch größere Unterschiede im Wortschatz, z. B. der östlichen und westlichen Schweiz, erklären können, ohne ethnographische Verschiedenheiten zu Grunde zu legen. Nur zwei Beschränkungen muß auch das sonst allzu dehnbare Prinzip zufälliger Verbreitung unterworfen werden. 1. Wenn es bloßer Zufall war, der einzelne Bestandteile des alemannischen Wortschatzes da oder dorthin verschlagen und daselbst bewahrt hat, so können sie dann doch, nachdem sie Jahrhunderte lang dort festgewachsen sind, für den betreffenden Landesteil charakteristisch geworden sein und insofern nicht mehr zufällig heißen. 2. Wenn gewisse Landesteile nicht nur eine beschränkte und bunte Zahl einzelner Wörter, sondern ganze Reihen oder Gruppen von Wörtern ausschließlich eigen haben, so gilt nicht nur die erste Bemerkung in erhöhtem Grade, sondern es ist dann der Spielraum des bloßen Zufalls eingeengt, und es wird allerdings die Frage erhoben werden dürfen, ob hier nicht reale Ursachen von besonderer Art im Spiele sind, wenn nicht geradezu ethnographische, doch geographische, d. h. solche, die in der Beschaffenheit der Natur und der durch diese bedingten Lebensweise liegen.

Die schweizerdeutschen Mundarten zeigen bei einer vorläufigen Übersicht, welche von keinen vorgefaßten Ansichten oder Absichten, wohl aber von der geographischen Beschaffenheit des Landes, von Thatsachen der politischen Geschichte und von sprachlichen Eigenschaften geleitet ist, ungefähr folgende Hauptgruppen, deren Grenzen auch als Übergangsgebiete aufgefaßt werden müssen und innerhalb deren einzelne kleinere Bezirke mit besonderm Charakter liegen können: 1. Eine nordwestliche Gruppe umfaßt das Gebiet von

Basel und der deutsch-bernischen Jurathäler nebst Biel, den nördlich vom Jura liegenden Teil von Solothurn und das aargauische Frickthal. 2. Eine nordöstliche begreift die Kantone Zürich, Schaffhausen, Thurgau, den größten Teil von St Gallen und den Kanton Appenzell. 3. Zu einer mittlern Zone gehört der größte Teil der Kantone Aargau und Solothurn, das bernische Mittel- und Seeland nebst Freiburg-Murten, mehr nach Osten das Luzerner Gäu, Zug, Schwyz und Glarus. 4. Als südwestliche Gruppe bezeichnen wir das deutsche Freiburg (mit Ausnahme des Bezirks Murten), das Berner Oberland und Wallis mit den deutschen Sprachinseln auf italiänischem Gebiete, 5. als südöstliche das st. gallische Oberland und Graubünden. 6. Das Entlibuch, Unterwalden und Uri könnten der mittlern Gruppe zugeteilt werden, wenn sie nicht auch nahen Zusammenhang mit dem Berner Oberland zeigten; es mag ihnen also eine relativ eigentümliche Stellung angewiesen werden. Manche Besonderheiten zeigen Baselstadt und Schaffhausen wegen ihrer vorgeschobenen Lage, Glarus, St. Galler Oberland, Appenzell und Graubünden wegen ihrer frühern Zugehörigkeit zum rätoromanischen Gebiete, sowie in der südwestlichen Gruppe Einfluß des angrenzenden Französischen zu bemerken ist.

Daß diese Gruppen nun Sprachprovinzen wären, die sich durch ausschließlichen Besitz gewisser Laute, Formen und Wörter gegen einander abgrenzten oder gar einen eigenen Stamm von Bevölkerung verrieten, muß nochmals ausdrücklich abgewiesen werden. Jede derselben enthält in einzelnen Teilen ihres Umfangs sprachliche Eigentümlichkeiten, aber keine durchgehende, durch welche die Gruppe als Einheit in sich selbst zusammengehalten und gegen die benachbarten abgeschlossen würde. Über alle oder zwischen allen erstreckt sich zunächst, wenigstens in lexikalischer Hinsicht, ein so zu nennendes allgemeines Schweizerdeutsch, welches aber eine ziemlich oberflächliche und wenig interessante Beschaffenheit trägt; denn näher betrachtet besteht es größtenteils aus Stoffen, welche das schweizerische Gebiet mit dem oberdeutschen überhaupt oder sogar mit der allgemein deutschen Schriftsprache gemein hat, nur daß die Lautform fast durchgehend gewisse hinlänglich bekannte Besonderheiten an sich hat. Merkliche Unterschiede treten erst

hervor, wenn wir das Gesamtgebiet, zunächst ohne Rücksicht auf die kleinern Gruppen, in zwei größere Hauptmassen teilen, indem wir einen Durchschnitt zwischen West und Ost oder Nord und Süd machen; ein ähnliches Ergebnis kommt heraus, wenn wir eine zentrale Masse von einer peripherischen unterscheiden. Doch scheint der Durchschnitt zwischen Ost und West am ergiebigsten auszufallen, und zwar nicht, wenn er dort gemacht wird, wo mutmaßlich im Anfang die Grenze des alemannischen Gebietes gegen das burgundische lag, sondern dort, wo — etwa um das Jahr 900 — die Grenze des spätern kleinburgundischen Reiches verlief, die durch positive Nachrichten genauer bekannt ist, aber freilich auch geschwankt hat*).

Will man nach dem Wortschatz West und Ost unterscheiden, so muß man von dem mittlern Gebiete, auf welchem die politische Grenze zwischen dem spätern Burgund und Alemannien hin und her schwankte, absehen und mehr die entschieden nach der einen oder andern Seite gelegenen Gebiete ins Auge fassen. Die Kantone Aargau und Luzern müssen dann als Übergangsgebiet gelten, als Vertreter der Hauptmassen also Bern und Zürich mit ihrer nächsten Umgebung. Bei dieser Grenzbestimmung kann

---

*) Daß der Name Burgund für sehr verschiedenen Umfang gebraucht wurde, ist bekannt. Im Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1886, S. 78/79 ist nachgewiesen, daß er im dreizehnten Jahrhundert auf den Ober-Aargau eingeschränkt vorkommt, daneben aber auf den Zürichgau und bis nach Engelberg ausgedehnt, beides nur vorübergehend, nach wechselnden politischen Verhältnissen, ethnographisch nicht maßgebend. In aargauischen Dorfrechten vorkommende burgundische Erbrechtsbestimmungen können auch bei den Alemannen gegolten haben; daß im Berner Oberland burgundisches Erbrecht vorkommt, ist weniger auffallend (Jahn a. a. O., S. 373. 402). Anderseits wird berichtet, daß Hirten des um 1080 gestifteten Klosters Rougemont, als sie längs der Saane aufwärts drangen, auf Hirten deutscher Zunge stießen, die urkundlich anno 1115 als «in terra Alamannorum» erwähnt werden. Dagegen wird noch um 1230 Meiringen «in terminis Burgundiæ» genannt. S. Burckhardt a. a. O., S. 97 ff. — Wenn im fünften Jahrhundert der Jura (und zwar in der ganzen heute gültigen Ausdehnung dieses Namens) die Grenze zwischen A. und B. bildete, wie Gregor von Tours berichtet, so müßten die Burgunder schon damals weiter nach Osten, aber auch die Alemannen weiter, als man sonst annimmt, nach Westen gedrungen und beide später zurückgedrängt worden sein.

allerdings eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern der heutigen Volkssprache als spezifisch, d. h. ausschließlich dem einen oder dem andern Landesteil angehörig aufgezählt werden; aber bei einer nicht geringen Anzahl, wo die Ausschließlichkeit da oder dort eine kleine Ausnahme erleidet, weist eben diese Thatsache auf die Möglichkeit hin (die in einzelnen Fällen als wirklicher Sachverhalt sich nachweisen läßt), daß Wörter, deren Verbreitung heute eingeschränkt ist, früher eine weitere besaßen. Auch wird die Grenzbestimmung dadurch erschwert oder in ihrem Werte verringert, daß einzelne Kantone (und zwar nicht nur die zum voraus als Übergangsgebiete ausgenommenen) bei einzelnen Wörtern sich bald zu der einen, bald zu der andern Gruppe stellen; so Basel, die innern Kantone und besonders Graubünden, welches trotz seiner östlichen Lage infolge der Kolonien aus Wallis vielfach auf die Seite des Westens tritt. Die Verschiedenheiten der Sprache zwischen Ost und West beweisen also jedenfalls keine Stammverschiedenheit; es genügt zu ihrer Erklärung die schon oben ausgesprochene Annahme kleinerer Unterschiede innerhalb der ersten alemannischen Bevölkerung, zusammengenommen mit allem dem, was der Lauf der Geschichte in einer unter bestimmte Verhältnisse versetzten Bevölkerung in Gestalt von besondern Lebensgewohnheiten und Charakterzügen zu erzeugen vermag. Die Bewohner des ganzen Kantons Solothurn und des bernischen Unterlandes sind ohne Zweifel alemannischen Stammes; dafür spricht schon die starke Gemeinschaft der Sprache von Bern mit der von Solothurn einerseits und der von Luzern anderseits*). Wenn wir aber ins Berner Oberland eintreten, so betreten wir auch sprachlich einen andern Boden. Zwar hat die Sprache des Oberlandes mit der

*) Die von Grimm (Gesch. d. d. Sprache, 3. Aufl., S. 489) aus Kopp (Urkunden 2, 506/7) entnommene Angabe, wonach nicht nur Freiburg, sondern auch Bern, Solothurn und sogar Teile von Aargau und Luzern burgundische Bewohner hätten, widerspricht der unmittelbar folgenden, daß die Aare die Grenze gegen die Alemannen gebildet habe, und beruht auf der schon oben abgewiesenen Verwechslung zwischen dem alten und neuen Burgund, bezw. zwischen ethnographischen und politischen Verhältnissen. Mindestens müßte frühzeitige Alemannisierung jener weiter nach Osten gedrungenen Burgunder zugegeben werden, von welcher ebenfalls schon oben die Rede war.

des Unterlandes selbstverständlicher Weise noch die lexikalische Grundlage und auch vieles Einzelne gemein; aber daneben erscheint eine Menge von Wörtern, die dem Unterland fremd, dagegen dem Oberland mit Ober-Wallis gemein sind. Einen Teil dieser Eigentümlichkeit mag man auf Rechnung der Natur des Hochgebirges und der dadurch bedingten Lebensweise setzen, sowie ähnliche Eigenheiten von Uri und Unterwalden gegenüber Luzern und von Glarus gegenüber St. Gallen; aber es bleibt ein Rest, der auf anderm Weg erklärt werden muß. Daß zwischen dem Berner Oberland und Ober-Wallis seit alter Zeit Verkehr bestand, zum Teil über Pässe, die jetzt ungangbar geworden sind, ist mehrfach bezeugt, und er war wohl, abgesehen von fast unvermeidlichen Grenzstreitigkeiten auf den Alpen*), meistens friedlich.

Aus dem Wallis reicht dann der schon oben besprochene Zusammenhang nicht nur auf die Südseite der Alpen, sondern hinüber nach Graubünden. Das so erweiterte Gebiet, zu dem im Westen von Bern noch Freiburg, im Osten teilweise Entlibuch, Uri und Unterwalden hinzukommen, wird durch bemerkenswerte sprachliche Gemeinschaft zusammengehalten, auch wenn man darauf verzichtet, dieselbe aus angestammter Besonderheit der Bevölkerung zu erklären**). Die Sprache dieses Gebietes enthält

---

*) vgl. darüber: Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1885, S. 381 ff.

**) Für alten Zusammenhang und Verkehr zwischen Berner Oberland, Ober-Wallis, Uri und Graubünden sprechen noch folgende Thatsachen, deren Angabe ich Herrn Zeller-Werdmüller verdanke:

1. Die Vögte von Brienz im Haslithal besaßen im Jahr 1243 bedeutende Güter in Uri, wo sie das Kloster Seedorf stifteten.
2. Johann von Attinghausen, in den Jahren 1330—1358 Landammann von Uri, erscheint im Jahr 1353 auch als kaiserlicher Rektor des Ober-Wallis.
3. Das Urserenthal gehörte zum Bistum Chur, welches auf der Furka an das Bistum Wallis grenzte.
4. Viele Ortsnamen des Ober-Wallis tragen rätischen Charakter und sprechen dafür, daß germanische Bevölkerung erst spät von oben nach unten drang.

Anderseits ist von Kennern der archäologischen Forschungen bemerkt worden, daß die in Ober-Wallis, Graubünden und Tessin gemachten Funde aus vorhistorischer Zeit einen gemeinsamen, von dem der übrigen Schweiz abweichenden Charakter zeigen.

so viel seltene altertümliche Wörter wie kein anderer Teil des schweizerdeutschen Landes. Man kann dies zunächst wieder aus der Natur des Gebirges erklären, dessen Abgelegenheit vom Weltverkehr allenthalben die Erhaltung alter Sprache und Sitte begünstigt. Die Zahl jener Wörter mag gegen zweihundert betragen, welche sich alle in den Schriftdenkmälern der altdeutschen Sprache nachweisen lassen; ein großer Teil derselben findet sich auch in andern oberdeutschen Dialekten. Dazu kommt nun aber eine ungefähr gleiche Zahl von altertümlichen Wörtern, die dem fraglichen Alpengebiet ebenfalls ausschließlich eigen sind, aber in andern oberdeutschen Dialekten und in der alten Sprache sich nicht nachweisen lassen, wenigstens nicht in derselben Gestalt und Bedeutung. Ein Teil derselben, vielleicht die Hälfte, läßt sich allerdings mit Wörtern der alten Sprache oder anderer oberdeutscher Dialekte als mehr oder weniger nahe verwandten zusammenstellen, und je nachdem man diese Verwandtschaft als eine engere oder weitere taxiert, ändert sich die Gesamtzahl der als eigentümlich zu schätzenden Wörter, die dann um so rätselhafter dastehen und die Annahme der Herkunft von einem sonst sprachlich wenig bekannten deutschen Volksstamm, Burgunder oder Langobarden, nahe legen. Notwendig freilich wird sie auch jetzt noch nicht; denn wenn etwa zweihundert nachweislich altalemannische Wörter sich in dem fraglichen Gebiet erhalten konnten, so konnten das auch weitere hundert bis zweihundert, welche vielleicht nur zufällig in den oberdeutschen Schriftdenkmälern oder andern oberdeutschen Dialekten nicht vorkommen. Doch hat diese Annahme keine größere Wahrscheinlichkeit als die andere, eher geringere.

Um aber in unsern Berechnungen und Schlüssen nicht irre zu gehen, müssen wir auch eine Art Gegenprobe anstellen in der Richtung, daß wir neben der Besonderheit der Sprache des Hochgebirges auch ihre Gemeinschaft mit der Sprache des übrigen Gebietes und die Besonderheit vielleicht noch anderer Gebietsteile in Zahlverhältnissen darzustellen und in Rechnung zu bringen suchen. Diese Aufgabe ist freilich noch schwerer zu lösen als die frühere, und Zahlangaben, die hier gewagt werden, dürfen nur als sehr ungefähre und annähernde genommen werden, weil die Abteilung der Gebiete und die Schätzung jedes einzelnen Falles

manchen subjektiven Ansichten unterliegen kann. Wörter, welche das Hochgebirge mit dem übrigen schweizerischen Gebiete gegenüber der Schriftsprache gemein hat, mögen ungefährt hundert sein, bei denen die Frage, ob sie auch sonst nachweisbar seien oder nicht, hier weniger ins Gewicht fällt. Dagegen fällt sie wieder in Betracht, wenn wir schließlich die Wörter zählen, welche andern Gebieten der Schweiz, Gruppen von Kantonen oder einzelnen, ausschließlich eigen zu sein scheinen; die Zahl solcher Wörter, welche auch in der alten Sprache oder in andern oberdeutschen Dialekten vorkommen, beträgt etwa sechzig, die der sonst nicht nachweisbaren etwa hundert; doch dürfen beide Zahlen eher etwas heruntergesetzt werden.

Es ergibt sich also, daß die Altertümlichkeit und Eigentümlichkeit der Sprache des Hochgebirges die der übrigen Landesteile bedeutend überragt, was im allgemeinen so natürlich scheinen mag, daß es eines so großen Aufwandes von Mühe kaum bedurft hätte, aber doch in diesen genauern Verhältnissen noch unbekannt war. Übrigens beruhen die sämtlichen Zahlangaben nicht auf einer vollständigen Durchmusterung des schweizerdeutschen Sprachschatzes, wie ihn das fortschreitende Idiotikon darstellen wird, sondern auf einem hauptsächlich aus Stalder geschöpften Durchschnitt, dessen Grundverhältnisse durch die neuern Sammlungen kaum wesentliche Veränderungen erleiden werden.

Die Erforschung besonderer ethnographischer Ursachen der geschilderten Sprachverhältnisse geht über das Gebiet der Sprachwissenschaft hinaus; dagegen kann die letztere sich noch die Aufgabe stellen, innerhalb des Hochgebirges selbst genauer den Wortschatz der drei Hauptgebiete, Berner Oberland, Wallis und Graubünden, zu unterscheiden und daraus vielleicht Handhaben zur Lösung der ethnographischen Frage zu gewinnen. Wahrscheinlich wird sich ergeben, daß Berner Oberland und Wallis gegenüber Graubünden näher zusammengehören, weil die Germanisierung des letztern nicht nur von Südwesten, durch die Walserkolonien, ausgegangen ist, sondern auch von Nordosten, vom st. gallischen Oberland aus; dazu kommt der begreiflich sehr starke Einfluß des Rätoromanischen, der weit stärker ist als der Einfluß des

Romanischen im Westen, weil in Graubünden die Grundlage der Bevölkerung und Sprache romanisch war.

Zum Schlusse soll an einer Auswahl von Wörtern gezeigt werden, daß die Erforschung der lexikalischen Unterschiede innerhalb des schweizerdeutschen Gebietes, verbunden mit der allgemein kulturhistorischen Bedeutung einzelner Wörter, ein ethnographisches Interesse mit sich führt, auch wenn man von der Herkunft der Wörter, bezw. ihrer ursprünglichen Zugehörigkeit an einzelne Volksstämme absieht und nur ihre spätere, bezw. noch gegenwärtige Verbreitung und Bedeutung ins Auge faßt.

Schon im Anfang ist gesagt worden, daß die Ortsnamen einen Überblick über die Art der Besiedlung und Bebauung des Landes gewähren; dies gilt, auch wenn man sich auf die Namen der heute bestehenden größern Ortschaften beschränkt, während eine ebenso vollständige und methodische Bearbeitung der vielen Tausende von Flurnamen eine noch weit reichere Ausbeute für die Geschichte der Bodenkultur ergeben würde. Fassen wir zunächst das appellative Wort ins Auge, unter dessen Begriff die Mehrzahl jener Ortsnamen fällt. Das Wort „Dorf" bedeutet nicht eine größere politische und kirchliche Gemeinschaft, die sich wesentlich als Anhäufung von Wohnungen auf einem Punkte, etwa um den Mittelpunkt einer Kirche, darstellt. Wir wissen, daß die altalemannische Ansiedlung in Form vereinzelter Höfe oder Weiler auch heute noch die Anlage vieler Dörfer kennzeichnet und daß das Kirchengebäude nur einen idealen Mittelpunkt bedeutet. Aber im Berner Oberland kommt „Dorf" in Verbindungen vor, wo von Wohnungen überhaupt nicht die Rede ist, sondern nur von vorübergehendem Beisammensein von Menschen. „Ein Dorf" oder sogar „einen Dorf han" heißt eine Zusammenkunft halten, unter freiem Himmel, besonders auf Berghöhen, wo gar keine Häuser, nicht einmal Sennhütten stehen, sondern höchstens eine Bude oder ein Zelt aufgeschlagen ist, um die zu geselliger Unterhaltung mit Tanz und Spiel, besonders Schwingen, versammelte Menge notdürftig zu bewirten. Ein solches „Bergdorf" schildert Haller: Es sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen u. s. w. (Alpen, Strophe 11). „Dorf han" heißt auch: Besuch haben, dies allerdings im Hause, aber doch so, daß statt der

gewöhnlichen sachlichen Bedeutung des Wortes durchaus persönliche stattfindet. „Z'Dorf ga“ heißt auch anderswo „auf Besuch gehen“; aber unser zürcherischer Volksdichter Stutz braucht es z. B. gerade von Besuch in der Stadt. Dieser ganze Sprachgebrauch läßt sich nicht aus bildlicher Anwendung der gewöhnlichen Bedeutung von „Dorf“ erklären, sondern er muß auf ältere, ja sehr alte Bedeutung des Wortes zurückgehen, welche, auch gemäß der lautlichen Verwandtschaft desselben mit lat. turba, die von „Versammlung, Zusammenlauf, Anhäufung von Menschen“ sein muß, und zwar auf offenem Felde, zunächst nur gelegentlich, vorübergehend, ohne dauernde Niederlassung, ein Überrest aus einem noch halb nomadischen Hirtenleben, wie es etwa die suevischen Vorfahren der Alemannen führten (Cæsar, bell. Gall. 6, 22).

Versetzen wir uns in die Zeit, wo das Hirtenleben ein seßhaftes geworden und sich, besonders auf den Alpen, zu regelrechter Viehzucht und Molkenwirtschaft ausgebildet hat, so finden wir auch innerhalb dieser gemeinschaftlichen Lebensweise allerlei landschaftliche Unterschiede in den Benennungen einzelner Gegenstände des Gewerbes. Die Bezeichnungen für Alters- und Geschlechtsunterschiede des Viehs sind nicht nur sehr zahlreich und bis ins einzelne gehend, sondern auch vielfach verschieden in benachbarten Gegenden, so daß sie hier nicht aufgezählt werden können. Nur ein merkwürdiges Beispiel sei erwähnt. Wenn die weiblichen Tiere noch keine Milch oder im trächtigen Zustande keine Milch mehr geben, heißen sie an den meisten Orten, auch im Berner Oberland, „galt“, ein altgermanisches, bis nach Skandinavien reichendes Wort; im Emmenthal aber, auch in Guggisberg, Solothurn, Basel, im Aargauer Freiamt gilt dafür oder daneben „gust“, zwar ebenfalls ein germanisches Wort, aber sonst nur niederdeutsch und holländisch, also wahrscheinlich von dort importiert. Ähnliche Verschiedenheit waltet bei den Geräten und Produkten der Sennerei. Das sonst echt alemannische Wort „Anken“ wird in einem Teil von St. Gallen, in Appenzell und im Thurgau durch „Schmalz“ ersetzt, vielleicht zunächst nur für den Küchengebrauch, dann überhaupt. Ebenso wird in Graubünden, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen und bis nach Aargau und Basel für „Sahne“ statt des sonst üblichen „Nidel“

das hochdeutsche Wort Rahm in der ältern Lautform Roum, Rôm, Rûm gebraucht, welches im Berner Oberland, Wallis, Nidwalden nur die Hautdecke bezeichnet, die sich auf gesottener Milch oder andern stehen gelassenen Flüssigkeiten bildet, nicht das auf frischer Milch obenauf schwimmende Fett. Für das Produkt der ersten Scheidung der Käsmilch gelten wenigstens verschiedene Formen desselben Wortes, neben dem am weitesten verbreiteten „Sirte" im Berner Oberland auch „Sirpe", in Graubünden „Sirmete" u. a. Besonders merkwürdig ist aber, daß sich für das ganze Gewerbe der Sennerei neben diesem Worte im Berner Oberland ein anderes erhalten hat, das sonst nur in Bayern üblich ist, nämlich „Schwaig" für Herde und Weide, „Schwaiger" für Hirt und Senn. Indessen muß diese Bezeichnung früher weiter verbreitet gewesen sein, auch in den innern Kantonen, wo sie z. B. im Archiv von Einsiedeln häufig vorkommt und in zusammengesetzten Flurnamen noch jetzt.

Steigen wir aus der Bergregion ins Flachland hinunter, wo neben der Viehzucht von Anfang an auch Ackerbau getrieben wurde, so finden wir für die verschiedenen Teilungs- und Nutzungsarten des Bodens ebenso viele Benennungen, die auch wieder örtlich verschiedenen Umfang und Inhalt haben und zum Teil noch räumlich neben einander, sonst zeitlich verschiedene Stufen der Landwirtschaft darstellen. Neben den Hauptunterschieden von „Almend, Egerte und Zelg" seien hier einige Besonderheiten erwähnt. In Appenzell bedeutet „Acker" auch Wiese, sogar sumpfige, weil „Wise" ebendaselbst wie in Glarus und im St. Galler Rheinthal auch Ried bedeutet. „Hard" muß früher im Kanton Zürich die gemeine Viehtrift oder den Wald eben in dieser Eigenschaft bezeichnet haben und ist vielleicht sogar mit „Herde" verwandt. Der „Garten" war natürlich früher ausschließlich für Gemüsebau bestimmt, und das Wort bezeichnet z. B. in Unterwalden, Uri, Wallis auch Pflanzland für Hanf, Flachs und Kartoffeln, wofür sonst, wie für eingehegtes Kulturland zu besondern Zwecken überhaupt, „Pünt" gebraucht wird.

Ein Kompositum von „Garten" oder vielmehr von dem einsilbigen alten Stammwort „Gart", Umzäunung, Hof, Haus, ist das auch in Deutschland verbreitete, bei uns fast nur im Osten

(doch auch im Wallis) vorkommende „Heimgarten", meist in der Form „Hängert." Dieses Wort führt uns aus dem Gebiete der kultivierten Natur auf das der menschlichen Gesellschaft zurück, von dem wir mit dem Worte Dorf ausgegangen sind. Es bedeutet nämlich meistens, wie dieses zuweilen, Besuch überhaupt, besonders am Abend, zu geselliger Unterhaltung, in Schaffhausen auch zu gemeinschaftlicher Arbeit, daneben Zusammenkunft der jungen Leute zu Spielen im Freien, deren Platz im St. Galler Rheinthal und Toggenburg auch selbst „Hengert" heißt. In Graubünden bedeutet das Wort auch abendliches Zusammensein von Burschen und Mädchen, woraus sich ein vertrauteres Verhältnis zwischen einem Paar entwickeln kann. Auch von solchem Einzelverkehr sagt man dann „z'Hengert gan", wie in den meisten Kantonen „z'Chilt", in Glarus, Obwalden, Schwyz (Muota) „z'Dorf", in Uri, Aargau, Zürich, Thurgau, Glarus „z'Liecht" sowohl den weitern als den engern Verkehr der Geschlechter bezeichnen, während in Basel für den letztern nur „Kilt" gilt, in Appenzell der ganz eigentümliche Ausdruck „Spîne", der nicht etwa „Spinnstube" bedeutet.

Den Schluß mögen zwei Beispiele aus dem oben berührten Gebiete des Hausbaues bilden. Das Wort „Soller" (Söller), welches eigentlich ein sonniges Obergemach bedeutet, im Berner Oberland und Freiburg Murten auch einen Vorratsraum im obern Teil der Scheune, sonst Boden überhaupt, sowohl Fußboden als Zimmerdecke, ist in dieser Bedeutung aus dem romanischen Westen bis ins Emmenthal gedrungen; in der übrigen Westschweiz gilt dafür „Reiti, Welbi", im Osten „Dili" und „Estrich." — „Laube" bezeichnet in den meisten Gegenden einen galerieartigen hölzernen Vorbau an der Außenseite des Hauses längs des obern Stockes oder unten bei der Hausthür, zu der man auf einer Treppe aufsteigt. (In der Ostschweiz befindet sich am Ende der Laube der Abtritt, der auch geradezu ebenso oder „Läubli" genannt wird). In Luzern und Schwyz, St. Gallen und Zürich bezeichnet aber „Laube" den innerhalb der Hausthür sich öffnenden Flur, Hausgang. In Glarus, Oberhasli, Unterwalden und Wallis bedeutet es ein Gemach über der Wohnstube, Schlafzimmer oder Vorratskammer, wofür im westlichen Berner Ober-

land und anderwärts „Gaden“ gilt. „Lauben“ heißen endlich die überwölbten Trottoirs städtischer Straßen, nicht bloß in Bern, sondern z. B. auch in Lichtensteig. Diese Bauart stammt aus dem Süden, wo das germanische Wort Laube in der Gestalt loggia (italiänisch), loge (französisch und dann auch wieder deutsch) noch andere Bauanlagen bezeichnet *).

*) Betreffend die oben mehrfach (S. 205, 208, 212) erwähnten deutschen Kolonien auf der Südseite der Alpen mag noch beigefügt werden, daß eine vom italiänischen Ministerium des Unterrichts gekrönte Preisschrift «I Tedeschi sul versante meridionale delle alpi. Ricerche storiche del prof. Arturo Galanti (Roma 1885)» die Annahme späterer deutscher Kolonien von Norden her bekämpft und die fraglichen Gemeinden als Überreste der in der Völkerwanderung nach Oberitalien gedrungenen Germanen darzustellen sucht. Es scheint aber dabei etwelche nationale Parteilichkeit zu walten.

# Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart.

## Mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz und die litterarische Anwendung der Mundart in neuerer Zeit.

---

Die nachfolgende Darstellung bezweckt nicht, neue Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung über den im Titel genannten Gegenstand vorzubringen. Die bisherigen finden sich ziemlich vollständig in dem Buche von A. Socin „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen", Heilbronn 1888. Hier handelt es sich darum, durch eine kurze Übersicht der bisherigen Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Volkssprache die gebildeten Kreise, Schriftsteller und Leser, in Stand zu setzen, das gegenwärtige Verhältnis beider Sprachgestalten in praktischer Hinsicht richtig zu beurteilen und in fruchtbarer Weise weiterzubilden. Daß die Schweiz dabei besondere Rücksicht verdient, ergibt sich aus ihrem sprachlichen Verhältnis zu Deutschland von selbst.

Daß in der altdeutschen Zeit, vom achten bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, eine Schriftsprache im heutigen Sinne dieses Wortes nicht bestand, ist allgemeine Ansicht. Geschrieben wurden die damals bestehenden oberdeutschen Dialekte (alemannisch und bayerisch) und der mitteldeutsche (fränkisch, in mehrern provinziellen Spielarten), der durch die Gründung des karolingischen Reiches ein Übergewicht über die andern erlangte und zu einer allgemein gültigen Schriftsprache erhoben zu werden strebte, aber nicht zu wirklicher Alleinherrschaft gelangte. Schriftwerke der andern Dialekte wurden zum Teil in fränkische Lautformen übersetzt

oder mit solchen gemischt. Zwischen der lebenden Volkssprache und der angestrebten Schriftsprache blieb ein Abstand, der zu jeder Zeit, nur in verschiedenem Maße, zwischen der mündlichen und der schriftlichen Sprache bestehen wird, weil der Schriftgebrauch als solcher unwillkürlich und unvermeidlich ein mehr künstliches und ideales Verhältnis des Schreibenden zur Sprache mit sich führt als der unbefangene mündliche Ausdruck. Eine reine Volksmundart hat nie und nirgend unmittelbare schriftliche Darstellung und Anwendung gefunden, schon wegen der Unangemessenheit der beschränkten Schriftzeichen an die mannigfachen Besonderheiten der Laute.

Schwieriger und bis auf die neueste Zeit streitig ist die Frage, ob in der sogenannten mittelhochdeutschen Zeit, von der Mitte des zwölften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders im dreizehnten, eine Schriftsprache bestanden habe. Diese Streitfrage kann hier nicht erörtert werden und sie wird nicht zur Entscheidung gelangen, bevor man sich über den Sinn des Namens „Schriftsprache" genau und allgemein verständigt hat. Ziemlich einverstanden ist man darüber, daß die Blütezeit der Poesie, die in den oberdeutschen Landen ungefähr von 1150 bis 1250 bestand, mit einer Sprachform verbunden war, welche in den bedeutendsten Dichtungen und an den Fürstenhöfen, die der Pflege der Poesie besonders günstig waren, ein ziemlich einheitliches Gepräge trug, dem sich edlere Volkssänger und eigentliche Kunstdichter gleichmäßig anbequemten, sowie umgekehrt diese Sprache als fügsames Organ den Zwecken der Dichter angemessen und dienlich war. Die Einheit oder wenigstens einheitliche Färbung dieser Sprache betraf nicht bloß Laute und Formen, sondern auch den Wortschatz, obwohl innerhalb des letztern je nach den Gegenständen und den durch diese bedingten Stilarten der Poesie merkliche Unterschiede bestanden. Ob man diese Sprache „höfische Dichtersprache" oder anders nenne, ist gleichgültig. Da die Dichtungen (damals auch die volkstümlich epischen) geschrieben und durch Abschriften verbreitet wurden, so war jene Dichtersprache auch eine „Schriftsprache" in diesem Sinne des Wortes und sie hatte in den höfischen Kreisen der Gesellschaft ohne Zweifel weitere und strengere Geltung als in der frühern Zeit die

fränkische Sprache, von der sie sich auch dadurch unterschied, daß sie ihre Geltung nicht politischen Machtverhältnissen oder staatlichen Einheitsbestrebungen verdankte, sondern einem Zusammentreffen und Zusammenwirken günstiger Umstände, litterarischer Bedürfnisse und persönlicher Bestrebungen. Eine Schriftsprache im heutigen Sinne bestand damit immer noch nicht, sonst hätte sie auch nicht mehr untergehen können; es bedienten sich ihrer auch nicht alle Dichter, geschweige alle Schriftsteller des deutschen Reiches, sondern die der mittlern Landschaften schrieben einen eigenen Dialekt, den sogenannten mitteldeutschen, teils in reiner und durchgehender Gestalt, teils gemischt mit dem mittelhochdeutschen im engern Sinne, d. h. dem oberdeutschen Schriftdialekt. Norddeutschland vollends hatte wieder seinen eigenen (niederdeutschen) Dialekt und kam damals beim Streben nach Spracheinheit noch gar nicht in Betracht.

Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert war eine Zeit, in welcher die Sprache und infolge davon auch die metrische Form der Poesie verwilderte und die wirklichen Mundarten der Provinzen stärker als bisher auch in der Litteratur hervortraten.

Hier muß aber die Zwischenfrage berührt werden, seit wann wohl überhaupt Mundarten im heutigen Sinne dieses Wortes in Deutschland bestanden, in welchem Maße sie sich von einander, von den ältern Hauptdialekten und von den heutigen Mundarten unterschieden. Diese Frage läßt sich, trotz mehrern in neuester Zeit erschienenen Beiträgen zur Lösung derselben, noch nicht vollständig beantworten. Daß mundartliche Unterschiede in dem Maße, wie heute solche bestehen, ja vielleicht sogar die Grundzüge der heutigen Mundarten schon in der altdeutschen Zeit bestanden, läßt sich nicht nachweisen. Der Verband der deutschen Gaue und Stämme war zwar seit alter Zeit locker genug und mußte mit sprachlicher Besonderung verbunden sein, da auch der Verkehr spärlicher war; aber die Masse geographischer und politischer Verschiedenheiten, auf denen die heutigen Mundarten engerer Bezirke und einzelner Ortschaften beruhen, hat sich ohne Zweifel erst im Laufe des spätern Mittelalters infolge der fortschreitenden Zersplitterung des Reiches und der Landesteile ausgebildet. Es ist leicht, schon in den Schriftdenkmälern der althochdeutschen Zeit

einzelne Spuren örtlicher Eigenheiten nachzuweisen, und in den Urkunden der mittlern Zeit (seit sie überhaupt deutsch statt lateinisch geschrieben wurden) werden Merkmale von jener Art häufiger; aber sie tragen oft das Gepräge zufälliger persönlicher Einflüsse, und aus ihnen gezogene Schlüsse können trügerisch sein. Übrigens betreffen die fraglichen Besonderheiten großenteils Laute und Formen, und wenn wir fragen wollten: was haben damalige Mundarten zum Wortschatz einer (relativ immer dagewesenen) Gesamtsprache beigetragen oder wie viel davon hat jede besessen? so können wir wohl eine Reihe von Wörtern aufweisen, die, ursprünglich dem bayerischen, thüringischen, elsässischen u. s. w. Gebiet angehörig, sich über ein weiteres verbreitet haben; aber eine genauere Berechnung des Gesamtbestandes und der Mischungsverhältnisse wird unmöglich bleiben. Betreffend die Hauptfrage werden wir zu der Ansicht geführt, daß die heutigen Mundarten etwa seit dem vierzehnten Jahrhundert sich festgesetzt und immer weiter verzweigt haben, daß aber genauere Bestimmungen darüber erst für die Zeit möglich werden, wo sich aus der Vielheit der Mundarten Ansätze zu einer wirklichen Schriftsprache des Reiches erhoben, an der die Besonderheiten gemessen werden können, also seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Es handelt sich hier um die Entstehung und Verbreitung der sogenannten Kanzleisprache, welche freilich selbst nie ganz einheitlich war, aber von Luther als eine von ihm vorgefundene Gestalt gemeindeutscher Sprache bezeichnet wird, an die er sich angeschlossen habe. Ihr Aufkommen und das Verhältnis der lutherischen Sprache zu ihr ist in neuester Zeit Gegenstand gründlicher Untersuchungen geworden, welche noch keinen Abschluß gefunden haben. So viel ist schon jetzt klar, daß Luthers Anteil an der Schöpfung der neuhochdeutschen Sprache, soweit es sich um die äußere Gestalt derselben, das Grammatische und Orthographische handelt, geringer gewesen ist, als man früher annahm. Um so höher muß seine schöpferische Einwirkung auf den Wortschatz und Stil, also auf Seele und Geist der Sprache angeschlagen werden, und gerade hier fällt der Einfluß der Volkssprache, welche Luther selbst von Jugend auf kannte und an seinen spätern Aufenthaltsorten, auf seinen Reisen und in seinem Verkehr

mit Leuten aus allen Gegenden und Ständen weiter kennen lernte, schwer ins Gewicht. Denn die Kanzleisprache konnte bei dem verhältnismäßig engen Umkreis von Gegenständen, welche in den Bereich ihres Gebrauches fielen, für das eigentliche Fleisch und Blut der nun emporkommenden wirklich allgemein deutschen Schriftsprache nur von geringer Bedeutung sein. Daß dieselbe, wesentlich auf den Dialekten des mittlern Deutschlands beruhend, in oberdeutschen und niederdeutschen Landen noch lange zu kämpfen hatte, bis sie zu allgemeiner Geltung und Verwendung gelangte, und daß sie in dieser Übergangszeit noch manches provinzielle Element aufnahm, war unvermeidlich. Wie weit Luthers Sprache, zunächst in der Bibelübersetzung, von dem oberdeutschen und speziell dem alemannischen Wortschatz abwich, ergibt sich einigermaßen aus dem Verzeichnis von Wörtern, welche die Basler Buchdrucker Petri und Wolf im Jahr 1523 erklären zu müssen glaubten, um ihre Nachdrucke von Luthers Bibel in Oberdeutschland gangbar zu machen.

Hier mögen einige Angaben über die Sprache der ältern Schriftwerke der Schweiz eingeschaltet werden. In den historischen Volksliedern des vierzehnten und fünfzehnten und in den zahlreichen Volksschauspielen des sechzehnten Jahrhunderts finden wir im ganzen eine Sprache, welche zwar gewiß nicht die des täglichen Gebrauches, sondern immer etwas höher und reiner gehalten, aber von bewußtem Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache noch wenig berührt war und als Fortsetzung der allgemein oberdeutschen Sprache gelten kann, wie sie sich in der Schweiz gestaltet oder (besonders in den Vokalen) aus älterer Zeit erhalten hatte. Als gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die neuhochdeutsche Schriftsprache auch in der Schweiz Geltung zu gewinnen anfing, wurde die bisherige relative Reinheit und Unbefangenheit der geschriebenen Sprache getrübt. In den nichthistorischen Volksliedern, welche die Schweiz großenteils aus Deutschland empfing, herrscht eine starke Mischung der Sprachformen; aber auch das Deutsch der Urkunden, Chroniken, Dorf- und Stadtrechte, Landbücher, der Tagsatzungsabschiede und obrigkeitlichen Mandate, der Bibel, geistlicher und volksmedizinischer oder naturgeschichtlicher Schriften wurde seit jener Zeit stärker

gemischt, als es, aus sachlichen und persönlichen Gründen, zum Teil schon früher gewesen war.

Nachdem, wesentlich auf Grundlage der lutherischen Bibel, eine neuhochdeutsche Schriftsprache festgestellt war, kann die Frage betreffend das Verhältnis der Mundarten zu ihr, wie es sich seither gestaltet habe, wieder aufgenommen und beantwortet werden, wenigstens mit Rücksicht auf den Wortschatz; denn in Hinsicht auf Laute und Formen sind die Abstände der Mundarten von einander ebenso groß wie ihr gemeinsamer Abstand von der Schriftsprache und eher an der mittelhochdeutschen Sprache zu messen.

Wenn die Sprache Luthers im Wortschatz weit über den Bereich der Kanzleisprache hinausging, so konnte sie doch nicht das ganze Gebiet des weltlichen Lebens umfassen. Die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche, neben und nach Luther auftretend, weltliche Gegenstände behandelten, konnten also schon darum nicht mit seiner Sprache auskommen, sondern sie mußten noch mehr als er aus der Volkssprache schöpfen, welche besonders an sprichwörtlichen Redensarten ungemein reich war. Diese wurden denn auch nicht nur gesammelt und erklärt, sondern im Stil der damaligen Poesie und Prosa reichlich angewandt. So sind die zahlreichen Volksschauspiele des sechzehnten Jahrhunderts, wie schon die Schriften des Thomas Murner, von jenem Elemente durchzogen, und vollends die mannigfaltigen Werke der zwei bedeutendsten Schriftsteller, Hans Sachs und Fischart, sind eine Fundgrube von Sprachstoff, der unmittelbar aus dem Volke geschöpft, bei Fischart freilich noch durch persönliche Zuthaten eigentümlich ausgebildet war.

Der Charakter der Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts war bei weitem nicht mehr so volkstümlich und die Sprache jener Zeit durch massenhaftes Eindringen von Fremdwörtern entstellt, gegen welche freilich auch schon gekämpft wurde. Ein Schriftsteller wie Grimmelshausen konnte aber gemäß den Gegenständen seiner Erzählungen und gemäß seinen persönlichen Neigungen nicht umhin, die Volkssprache einfließen zu lassen, teils mittelbar in den Stil seiner Darstellung, teils in der neu aufkommenden Weise, daß er an einzelnen Stellen und zu besondern Zwecken in ausdrücklichem Unterschied von der Schriftsprache Personen geradezu in einer

bestimmten Mundart reden läßt, wovon auch bei Moscherosch einige Beispiele vorkommen. Dasselbe Verfahren findet sich in den Lustspielen des Herzogs Julius von Braunschweig. Der bedeutendste Dichter der ersten schlesischen Schule, Gryphius, schrieb ein Lustspiel (die geliebte Dornrose) ganz in schlesischem Dialekt. Die Hamburger Lokalposse war bis auf neuere Zeit in plattdeutscher Mundart gehalten, sowie die wienerische den dortigen Lokalton stark hervortreten ließ. Durchgängige Verwendung der Mundart zeigen politische Flugschriften, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten und noch im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts in der Schweiz erschienen, wo man zwar um jene Zeit in der Orthographie längst die neuhochdeutsche Sprache eingeführt hatte, aber der ältern Sprachform immer noch näher stand, so daß gerade wer auf das Volk wirken wollte, auf dessen Sprache zurückgreifen oder bei ihr beharren mußte. Die ziemlich stark volkstümliche (österreichische) Färbung der Sprache in den Schriften des Abraham a Sankta Clara erklärt sich nicht nur aus dem Charakter seiner auf das Volk berechneten Kanzelberedsamkeit, sondern auch daraus, daß die katholisch gebliebenen Gegenden des südöstlichen Deutschlands am wenigsten geneigt sein konnten, die wesentlich auf Luther beruhende neuhochdeutsche Schriftsprache anzunehmen.

Als reinste Gestalt der letztern galt seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die obersächsische (meißnische), die denn auch den schweizerischen Schriftstellern als Muster vorgehalten wurde, als sie bald nach jener Zeit gegen die Alleinherrschaft Gottscheds auftraten. Albrecht von Haller gab sich große Mühe, die in den ersten Ausgaben seiner Gedichte stehen gebliebenen schweizerischen Wörter und Wortformen später immer mehr auszumerzen, und noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts klagt der fein gebildete Ulrich Hegner, welche Mühe ihm die Sprachform mache.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, von wo an die deutsche Litteratur ihren Höhepunkt zu ersteigen begann und die neuhochdeutsche Schriftsprache, als Organ derselben in unangefochtener Geltung bestehend, nach einer ihrem hohen und edlen Gehalt entsprechenden Reinheit der Form streben mußte, konnte von mundartlichen Einflüssen zunächst nicht mehr die Rede sein.

Alle Provinzen von Deutschland haben Vertreter der klassischen Litteratur besessen; aber alle diese waren gleichmäßig bestrebt, eine gemeinsame Kunstsprache anzuwenden oder noch weiter auszubilden, und es ist nicht wesentlich, wenn dem einen oder andern unwillkürlich ein Wort aus der Sprache seiner engern Heimat in die Feder geflossen ist, oder wenn er absichtlich ein solches zugelassen hat, was z. B. bei dem Maler Müller, bei Bürger und dem jungen Goethe vorkommt, wobei immer auch der Gegenstand und Stil des betreffenden Schriftwerkes in Anschlag zu bringen ist. Interessant bleibt es immerhin, etwa an der Hand des Grimmschen Wörterbuches (so weit es gediehen ist) die Herkunft und allmähliche Verbreitung einzelner Wörter zu verfolgen. Im ganzen ist der Schwerpunkt der Litteratur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gegen Norden gerückt und daraus wird das Eindringen einer Menge niederdeutscher Wörter in die (nun nicht mehr im gleichen Sinne wie früher) „hochdeutsch" genannte Sprache zu erklären sein.

Die Litteratursprache ist durch diese Zuflüsse und durch Neubildungen aus dem ältern Wortschatz so bereichert worden, daß sie allen Bedürfnissen genügen zu können scheint. Aber die vielfache Nachahmung gerade der klassischen Werke, verbunden mit der massenhaften und zum Teil leichtfertigen litterarischen Produktion, welche in den letzten Jahrzehnten eingetreten ist, hat einen Teil jenes reichen und edlen Wortschatzes durch den Gebrauch abgeschliffen und durch Mißbrauch verunreinigt; auch ist zu bedenken, daß durch die unvermeidliche und unwiderstehliche Wandelbarkeit des Geschmackes, durch neue Interessen und Strömungen des Zeitgeistes ein Teil des überlieferten Sprachgutes von selbst veraltet und in Abgang gerät. So entsteht immer wieder das Bedürfnis, aus neuen Quellen zu schöpfen, und diese können nur die Mundarten sein, aus denen die Schriftsprache allerdings fortwährend ergänzt und erfrischt werden kann. Aber gerade seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, seit also die neuhochdeutsche Schriftsprache durch unsere Klassiker ausgebildet und festgestellt war, ist auch litterarische Anwendung der Mundarten selbst aufgekommen, wovon in früherer Zeit, neben den oben angeführten Erscheinungen, nur etwa noch die „Scherz-

gedichte" von Lauremberg in niederdeutscher Sprache ein Beispiel waren. Diese erschienen aber zu einer Zeit (1652), wo die hochdeutsche Schriftsprache in Niederdeutschland erst vor kurzem herrschend geworden war, und in bewußtem Widerstand gegen sie, während man in neuerer Zeit die Geltung der Schriftsprache als unbestreitbare Thatsache anerkennt und nur neben ihr, für besondere Zwecke und für ein engeres Gebiet, auch den Mundarten litterarische Anwendung gestatten will.

Immerhin ist bemerkenswert, daß dies gerade seit jenem Zeitpunkt angefangen hat, und es muß einen tiefern Grund haben, vermutlich darin, daß die klassische Litteratur wegen ihrer hohen Haltung und besonders wegen ihrer vielfachen Anlehnung an die antike einem großen Teil des Volkes fremd bleiben mußte und den nationalen Geist nicht vollständig auszudrücken schien.

Welchen Umfang die mundartliche Litteratur seit jener Zeit gewonnen hat, kann hier nicht vollständig angegeben werden. Der erste Schriftsteller in schwäbischer Mundart war Sebastian Reiler, der noch tief in das vorige Jahrhundert zurückreicht; er starb 1777. Seither zählt man in Schwaben einige fünfzig Dialektdichter. Die schweizerischen alle aufzuzählen wird nicht nötig sein. Die zürcherischen sind vor kurzem in einer besondern Schrift behandelt worden.

Lieder des Berners Kuhn und des Luzerners Häfliger, beide aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, leben im Munde des Volkes, Erzählungen des Schwyzers Lienert hat die Neue Zürcher Zeitung gebracht; er hat aber einmal, wie der Solothurner Joachim schon öfter, auch Schriftsprache angewandt, während der vor zwei Jahren verstorbene F. J. Schild („der Großätti aus dem Leberberg") der Mundart treu geblieben war. Den Reichtum und die Altertümlichkeit der Sprache des Prättigäus hat Kuoni in zwei Heften des „Schwyzerdütsch" überraschend entfaltet. Proben aus Wallis hat der nun ebenfalls verstorbene Pfarrer Tscheinen in seiner Sammlung von Sagen gegeben. Die Mundart des Sarganser Landes hat nach Anton Henne in neuerer Zeit Albrecht angewandt. Basel ist, abgesehen von Hebel, durch neuere Dichter verhältnismäßig reichlich vertreten (Mähly, Meyer-Merian, Hindermann, Breitenstein). Was in Kalendern, Zeit-

schriften und Sammlungen erschienen ist, findet sich im „Schwyzerdütsch“ mehr und weniger glücklich ausgewählt.

In welchem Maße die Werke mundartlicher Schriftsteller und Dichter Verbreitung über ihre Heimat hinaus gefunden haben, ist schwer zu ermessen; Thatsache ist, daß manche mehrere Auflagen erlebt haben. Wichtiger ist die Frage, ob sie wirklich alle und durchgehend reine Mundart darstellen. Dies kann nicht bejaht werden, selbst von so trefflichen Dichtern wie Hebel und Fritz Reuter, schon weil überhaupt keine Mundart zum Ausdruck des ganzen geselligen und gemütlichen Lebens auch nur in der kleinen Welt von Dörfern und Landstädtchen ausreicht, also immer bewußte oder unbewußte Entlehnungen aus der Schriftsprache zu Hilfe genommen werden müssen. Aber der Sprachreichtum, den trotzdem jene mundartlichen Werke enthalten, ist immerhin groß und mannigfaltig genug, um einen Begriff vom Gesamtbesitz der deutschen Volkssprache zu geben.

Neben der durchgehenden, ausschließlichen und möglichst reinen Anwendung der Mundart in Litteraturwerken gibt es ein Verfahren, bei dem die Mundart nur teilweise zur Anwendung kommt. Wir verstehen aber darunter nicht etwa ein willkürliches, zufälliges, wüstes Gemisch beider Sprachen, sondern eine planmäßige Verteilung und Abwechslung derselben, so daß die Mundart nur an einzelnen Stellen (dann aber rein) eintritt, am liebsten und besten da, wo die natürliche Rede gewisser Personen aus den untern Schichten des Volkes wiedergegeben werden soll, während der vorangehende und nachfolgende Text, wo der Schriftsteller in eigener Person spricht, erzählend oder betrachtend, in Schriftsprache gehalten ist. Solches Verfahren haben in neuerer Zeit mehrere namhafte Schriftsteller in verschiedenem Maße und mit verschiedenem Geschick und Erfolg angewandt; von Süddeutschen z. B. Anzengruber und Rosegger, von Schweizern Joachim in einigen seiner „Bilder und Geschichten“, von Norddeutschen Th. Storm, Heiberg u. a. Das Nebeneinander von Volkssprache und Schriftsprache hat, wenn es nach einem stilistischen Prinzip durchgeführt wird, so wenig etwas Störendes, wie etwa in der Oper der Wechsel zwischen Rede und Gesang, und kann den höchsten Kunstzwecken dienen. In der geschichtlichen Übersicht ist angeführt

worden, daß schon Grimmelshausen jenes Verfahren stellenweise angewandt hat. Gründlich gebildete Schriftsteller der Neuzeit, welche eine oder mehrere Mundarten genau kennen und völlig beherrschen, werden imstande sein, das Prinzip rein durchzuführen und dann auch entsprechende Wirkungen zu erzielen, indem sie mit stetem und vollem Bewußtsein den Unterschied der beiden Sprachen handhaben und für bestimmte Zwecke verwerten.

Es kommt aber leicht vor, daß ein sonst trefflicher Schriftsteller in der Erzählung oder in der Wechselrede (seltener in eingefügter Betrachtung) eine wirkliche Mischung der Sprache eintreten läßt, welche nicht zu empfehlen ist und deren nachteilige Wirkung nur durch sonstige vortreffliche Eigenschaften einigermaßen aufgewogen werden kann. Jener Fehler findet sich nicht selten bei unsern Schweizern Pestalozzi (in seiner Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud") und J. Gotthelf, und es wäre dann zu untersuchen, ob sie mit oder ohne Bewußtsein stellenweise schweizerische Wörter und Wendungen haben einfließen lassen. Ist es mit Bewußtsein geschehen, so wäre immer noch zu fragen, ob sie sich nur haben gehen oder von einer stilistischen Absicht haben leiten lassen; aber dieser Unterschied wird oft schwer festzustellen sein. Um ihre Sprachform zu begreifen, muß man sich erinnern, wie sie überhaupt zu litterarischer Produktion gekommen waren. Sie hatten sich bekanntlich nicht zu Schriftstellern gebildet, sondern erst später, durch praktische Zwecke veranlaßt, jenen Beruf ergriffen und über die Sprachform, die sie anwenden wollten, sich keine besondern Gedanken gemacht. Gotthelf (auf den wir uns hier beschränken, da fast seine ganze schriftstellerische Thätigkeit in jener Sprachform sich bewegte und wir über sein Verhalten in dieser Richtung genauer unterrichtet sind) hat in seiner stilistischen Praxis fortwährend geschwankt und im ganzen abwechselnd drei Sprachformen angewandt: 1) Schriftsprache, mit einzelnen unbewußten oder bewußten Entlehnungen aus der Volkssprache 2) aus beiden durchgängig und mit Bewußtsein gemischte Sprache, von der schon die Rede war 3) reine Mundart. Alle drei Sprachformen kommen fast in jedem seiner Werke neben einander vor, jedoch in ungleichmäßiger Proportion, so daß in einzelnen Schriften die eine oder die andere vorwiegt. Als seine ersten Werke einen ihn selbst

überraschenden Erfolg hatten, auch in Deutschland, wo nur die Klage laut wurde, daß sie nicht in einer leichter verständlichen Sprache abgefaßt seien, fand er sich veranlaßt, bei neuen Auflagen derselben und vollends bei neuen Werken auf einen weitern Leserkreis Rücksicht zu nehmen. An einem seiner besten Werke, „Uli der Knecht", das 1841 in Frauenfeld erschienen war, nahm er selbst mit Hilfe seiner Frau im Jahre 1850 eine sprachliche Revision vor, die ihm freilich schwer fiel, auch nicht ganz gelang und für schweizerische Leser nicht zum Vorteil des Buches ausfiel. Später haben seine Kinder und ein von dem Verleger seiner „Sämtlichen Werke", Springer in Berlin, bestellter Bearbeiter dieselben in die sprachliche Form gebracht, in der sie nun meistens gelesen werden. Im Jahre 1886 hat der Verleger der Universalbibliothek, Philipp Reclam in Leipzig, einen Neudruck der Originalausgabe von „Uli der Knecht" veranstaltet, und Prof. Vetter in Bern hat eine Einleitung nebst kritischen und erklärenden Anmerkungen zum Texte geliefert. Die durch diese Ausgabe jedem Leser möglich gemachte Vergleichung der ursprünglichen mit der revidierten Fassung ist sehr belehrend, und es wäre zu wünschen, daß auch noch von den andern Werken, die in doppelter Gestalt existieren, Neudrucke der Originalausgabe veranstaltet würden.

An dem Versuche, den Gotthelf gemacht hat, seine Sprache der hochdeutschen anzunähern oder teilweise in diese umzusetzen, läßt sich übrigens nicht einmal ermessen, wie viel aus einer stark mundartlich gefärbten Sprache in ein leidliches Hochdeutsch herübergenommen werden kann, wie viel dagegen geändert werden muß oder wie diese Änderungen vorzunehmen sind und wie viel dabei auf der einen Seite verloren gehe, auf der andern Seite etwa gewonnen werde. Denn der Versuch der Umprägung ist nicht in dem Maße durchgeführt worden, wie es hätte geschehen können, und was in der spätern Ausgabe geändert worden ist, ist weder am dringendsten nötig gewesen noch gut geraten, so daß etwa stehen geblieben wäre, was sich zur Herübernahme in die Schriftsprache am ehesten eignete: die Änderungen sind bald geringfügig, bald unnötig, bald ungeschickt; an vielen Stellen aber — und darunter sind die besten — ist der Versuch der Umprägung (mit Recht oder zum Glück!) gar nicht gemacht worden, weil der Ab=

stand zwischen dem Ursprünglichen und dem, was daraus hätte werden müssen, dem Verfasser zu groß erschienen sein wird.

Es gibt aber neben den zwei bisher besprochenen Sprachformen, der rein mundartlichen und der gemischten, noch eine dritte.

Statt geradezu ganz oder teilweise in Mundart zu schreiben oder mundartliche Ausdrücke einzuflechten, kann man, auch wo der Gegenstand reine oder gemischte mundartliche Sprachform erlauben würde, in Schriftsprache schreiben, aber so, daß der Stil mundartlich gedacht und gleichsam aus der Mundart in Schriftsprache übersetzt ist, oder so, daß unter dem schriftsprachlichen Gewande mundartliche Grundlage durchschimmert. Dieses Verfahren verlangt feinen Sinn für beide Sprachformen, und gelungene Anwendung desselben wird eine wahre Kunstleistung genannt werden müssen; es darf aber nicht etwa den Eindruck machen wie ein leidlich gutes Deutsch, dem man doch anmerkt, daß es ein Franzose geschrieben hat, oder wie irgend eine Übersetzung aus fremder Sprache, die bei aller Trefflichkeit doch nicht den Stempel der Ursprünglichkeit trägt. Proben solcher Arbeit hat Hebel in den Erzählungen seines „Rheinischen Hausfreundes“ geliefert, wo abgesehen von einzelnen Ausdrücken besonders die syntaktische Form, Wortstellung und Satzfügung volkstümlich gehalten ist. Dasselbe gilt von manchen Stücken Roseggers. Aber auch wo der Gegenstand höher liegt und demgemäß auch der Stil höher gehalten sein muß, kann in der Farbengebung mundartlicher Einfluß angewandt und gespürt werden, der dann aber nur ein leiser Anflug oder Duft zu sein scheint, eine durchblickende Untermalung oder ein ganz feiner Firniß von mehr ätherischer als materieller Art, mehr das Ganze durchziehend als an einzelnem haftend. Wenn oben der Ausdruck „Übersetzung“ für das betreffende Verfahren gebraucht worden ist, so muß man dabei bedenken, wie verschiedene Arten von wirklichen Übersetzungen aus fremden Sprachen es gibt, besonders verschiedene Grade von Genauigkeit und Freiheit. Wie nun dort freie Übersetzung oft eher Nachbildung oder Nachdichtung zu nennen wäre, so handelt es sich auch hier um bloße Nachbildung, die doch der wirklichen Mundart möglichst nahe kommen kann. Statt z. B. ein mund-

artliches Wort unverändert herüberzunehmen, wählt der Schriftsteller ein hochdeutsches, das aber dem mundartlichen stammverwandt oder in Bildungsweise oder bildlicher Gebrauchsweise ähnlich ist, so daß es im Zusammenhang auch einen ähnlichen Eindruck macht wie jenes und fast als gleichwertiger Ersatz desselben gelten darf.

Beispiele dieses Verfahrens glaubt man da und dort bei Gottfried Keller zu spüren, denn Keller steht in Hinsicht auf künstlerische Bildung hoch über Gotthelf; auch die Stoffe seiner Erzählungen, obwohl sie mit wenigen Ausnahmen dem schweizerischen Volksleben angehören, sind meistens (ausgenommen „Romeo und Julie auf dem Dorfe") einer etwas höhern sozialen Sphäre entnommen, nämlich dem kleinstädtisch-bürgerlichen Leben. Da nun auch in diesen Kreisen Mundart gesprochen wird, so hätte Keller, wenn er nicht überhaupt seine Gegenstände in die ideale Sphäre der Kunst erheben wollte, immer noch Anlaß gehabt, seine Sprache entweder durchgängig mundartlich zu färben oder wenigstens mit einigen Idiotismen zu spicken, wobei er gewiß das richtige Maß zu treffen gewußt hätte, so daß seine Schriften darum nicht weniger lesbar geworden wären. Es ist aber ebenso charakteristisch als rühmlich für ihn, daß er jenes von Gotthelf so verschwenderisch angewandte, von Geringern nur allzu oft mißbrauchte Verfahren verschmäht hat. Dies gereicht aber auch der deutschen Schriftsprache zum Ruhme und ist ein glänzender Beweis, daß sie nicht so arm und abgelebt ist, wie man oft klagen hört, daß sie nicht bei den Mundarten betteln zu gehen braucht, sondern nur eines von Goethe gebildeten Meisters bedarf, der ihr unerschöpfliches Ausdrucksvermögen zu entbinden versteht. Nehmen wir eine Erzählung wie „das Fähnlein der sieben Aufrechten", welche ganz geeignet war, mundartliche Färbung anzunehmen, so finden wir darin Stellen genug, wo ein schweizerischer Leser auf gewisse mundartliche Ausdrücke zu stoßen glaubt, indem er durch die Gegenstände und den Zusammenhang an dieselben erinnert wird; aber der Dichter selbst gebraucht sie nicht und zeigt dadurch, daß er sie nicht bedarf. Nur an einer Stelle hat Keller dort mundartliche Laute (nicht Wörter) angebracht im Munde von Leuten, die aus dem Hirtenleben kommen; sonst

finden sich nur wenige Wörter oder Gebrauchsweisen, die nach der Mundart riechen, die aber der Dichter wahrscheinlich nicht mit Absicht angewandt hat, z. B. „zuthun" im Sinne von „anschaffen" (S. 6). Den bildlichen Ausdruck „sauber über das Nierenstück" hat er (S. 17) in Anführungszeichen gefaßt mit dem Zusatz „wie sie zu sagen pflegen", den er bei „ungespitzt in den Boden schlagen" unterlassen zu dürfen glaubte, weil diese Redensart, zwar speziell schweizerisch, ohne weiteres verständlich ist.

Das Beispiel Kellers soll aber nicht beweisen, daß die Schriftsprache nicht aus den Mundarten bereichert werden könne, sondern nur, daß es volkstümliche Schriftsteller und Schriftwerke gebe, die ein solches Bedürfnis wenig empfinden lassen. Daß ein Meister auch mit mangelhaftem Werkzeug Großes zu leisten vermag, gilt nicht nur von der Sprache; aber es muß immer als Ausnahme gelten, und die Leistungsfähigkeit der deutschen Schriftsprache kann nicht nach dem bemessen werden, was einige wenige auch heute noch mit ihr auszurichten wissen, sondern nach dem, was sie der durchschnittlichen Begabung und Kunstfertigkeit der Schriftsteller darbietet. Wenn Schiller von einer Sprache, die so gebildet sei wie die deutsche, sagen zu dürfen glaubte, sie dichte und denke für den Schriftsteller, so war dies für die Sprache ohne Zweifel ein Ruhm, für den Schriftsteller eher ein Armutszeugnis; heute aber ist, wenn die Klagen über die Armut der Sprache etwas Wahres enthalten, jener Ruhm vielleicht eben nicht mehr ganz wahr, und für diesen Fall darf man wohl gelegentlich die Volkssprache zu Hülfe ziehen.

Soweit es sich dabei um Entlehnung einzelner Wörter handelt, ist keine Grenze zu ziehen; soll aber die Mundart in größerm Umfang oder durchgehend angewandt werden, so wird man sie nur entweder für naiv ernste oder für humoristische und satirische Darstellungen aus dem Leben der untern und mittlern Stände geeignet finden; es ist auch selten ein anderer litterarischer Gebrauch von ihr gemacht worden.

Das Gebiet der höhern Kultur ist natürlich den Mundarten wenig zugänglich; dagegen sind sie reich an Ausdrücken für Naturerscheinungen, für leibliche Empfindungen, für spezielle Unterschiede der Gestalt von Tieren und Pflanzen, die in der Vieh-

zucht und Landwirtschaft vorkommen, für Haus- und Handwerksgeräte; ferner für menschliche Gebrechen und Thorheiten, die dann auch als Scheltworte und Spottnamen dienen. Über das Gebiet einzelner Wörter hinausgehend, finden wir eine unerschöpfliche Fülle von Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und beliebten Vergleichungen, welche an Anschaulichkeit und treffender Kürze die Schriftsprache weit übertreffen oder in höchst erwünschter Weise ergänzen. Aus diesen Quellen kann ein Schriftsteller, der das Leben von Hirten, Bauern oder Handwerkern möglichst treu beschreiben will, je nach Bedürfnis schöpfen; doch gehört dazu Takt und Geschmack. Wer diese besitzt, wird sich hüten, einen schroffen Abstand zwischen den beiden Sprachformen herzustellen; er wird die Volkssprache nicht zu grell auftragen, sondern sie mit der Schriftsprache auszugleichen, gegen diese abzutönen suchen, und wo er einzelne Kraftausdrücke unmittelbar aus der Mundart herübernimmt, vielleicht mit Anführungszeichen hervorgehoben, wird er darauf bedacht sein, daß ihr Sinn nicht in einer Anmerkung erklärt werden müsse, sondern sich aus dem Zusammenhang mit einiger Wahrscheinlichkeit ergebe.

Die letzten Bemerkungen beziehen sich deutlich auf litterarische Erzeugnisse, welche wesentlich in Form oder auf Grundlage der Schriftsprache abgefaßt sind und Mundartliches nur als gelegentliche Beimischung oder Zuthat enthalten sollen, also auf eine Mittelgattung zwischen der zweiten und dritten oben aufgestellten Sprachform.

Die Bemerkungen betreffend die Angemessenheit der Volkssprache für litterarische Anwendung überhaupt können auch für die erste Sprachform gelten, also diejenige, welche grundsätzlich in durchgängiger Anwendung reiner Mundart besteht. Es ist aber schon oben an der betreffenden Stelle bemerkt worden, daß diese Sprachform sich niemals rein durchführen lasse, weil dabei unvermeidliche Mängel des mundartlichen Wortschatzes und Satzstils zu Tage treten, so daß an vielen Stellen eben nur aus der Schriftsprache entlehnte Elemente in mundartliche Lautform gekleidet werden. Ein Bewußtsein davon und Mißfallen daran wird der Grund sein, warum Gottfried Keller nie jene Sprachform angewandt hat und warum einige Jüngere, nachdem sie zuerst

sich in derselben versucht hatten, zur Schriftsprache übergegangen sind. Jedenfalls ist es ein Irrtum, die Anwendung der Mundart für leichter zu halten oder gar für verdienstlich schon an sich und für einen Vorzug von vornherein. Besonders muß hier noch gesagt werden, daß die Schwierigkeiten der Mundart in Gedichten noch stärker empfunden werden als in Prosa und daß seit Hebel und Usteri wenig gelungene Produkte dieser Art aufzuweisen sind, am wenigsten rein lyrische, also wirkliche Lieder, obwohl dergleichen oft gesungen werden. Die Melodie mag dann die Schwäche der Poesie zum Teil verdecken; oft aber tritt ein Zwitterwesen von naiver und sentimentaler Art schon in der Sprache störend hervor und offenbart einen in der Natur der Sache liegenden Widerspruch.

Trotz diesen Schwierigkeiten hat Heinrich Rückert, der Sohn des Dichters, den Schriftstellern, die ihre eigene Sprache und zugleich die allgemeine Schriftsprache verbessern wollen, mit Recht geraten, Dialektlitteratur zu studieren und sich selbst darin zu versuchen; denn solche Studien und Versuche werden ihnen und ihrer Sprache mittelbar von Nutzen sein, auch wenn sie zu keinen gelungenen Produkten in reiner Dialektform führen.

Wenn aber die heutzutage oft gehörte Klage begründet ist, daß die Volksdialekte selbst sich immer mehr verflachen, vermischen und dadurch verwildern, wenn sie nicht mehr Quellbächen, sondern nur noch künstlichen Wasserleitungen zu vergleichen sind, die selbst Reinigung bedürften, oder wenn sie sich gar zu Pfützen und Sümpfen stauen: dann kann freilich auch die Schriftsprache aus ihnen nicht mehr gesunde Nahrung und Erfrischung schöpfen. Die Thatsache jener Trübung der Dialekte ist unbestreitbar und das Fortschreiten der Verderbnis unaufhaltsam; aber sie ist noch nicht allenthalben gleichmäßig verbreitet und betrifft auch zum Teil nur die Laute und Formen, welche mehr für wissenschaftliche Betrachtung als für litterarische Anwendung in Betracht kommen. Als eine Ursache des Verfalls der Volkssprache wird der Schulunterricht genannt, insbesondere der Unterricht in der deutschen Sprache selbst, der in der Volksschule als Hauptfach betrieben wird und allerdings darnach streben muß, der Jugend Kenntnis der reinen Schriftsprache und Fertigkeit im Gebrauch

derselben beizubringen, wobei das Eindringen mundartlicher Laute, Formen und Wörter in die Sprache der Schüler bekämpft werden und auch der Lehrer selbst sich vor Fehlern jener Art in acht nehmen muß. Aber er braucht darum das Dasein des Dialektes nicht als einen Übelstand darzustellen, eine feindliche Stellung zu ihm einzunehmen und den Schülern Verachtung desselben einzupflanzen. Er muß vor allem den thatsächlichen Bestand des Dialektes unbefangen anerkennen, dann auch den Unterricht in der Schriftsprache an jene Thatsache anknüpfen, und wenn er die nötige Sachkenntnis dazu erworben hat und sie richtig verwertet, so kann sich das alte Wort bewähren, daß im Übel auch die Heilung liege. Die Mundart darf nicht als eine verdorbene Schriftsprache behandelt werden, aber auch nicht als ein unfehlbares Naturgebilde; beide Sprachen müssen mit ihren Vorzügen und Nachteilen an einander gemessen, das Bewußtsein von beiden muß gleichmäßig geweckt und wach erhalten werden, so daß schon der Primarschüler die deutsche Sprache in zwei Gestalten oder in ihr zwei Sprachen kennen und üben lernt. Wenn dann auf höhern Schulstufen fremde Sprachen, alte und neue, gelehrt werden, so wird der theoretische Wert der Mundart in dem Ganzen geschichtlicher Sprachbetrachtung noch tiefer erkannt werden. Die Geltung der Mundart im Verkehrsleben wird davon nicht berührt und hängt von andern Faktoren ab; aber Schriftsteller, die einen Unterricht von jener Art empfangen haben, werden fähig und geneigt sein, auch in ihrer litterarischen Praxis etwas davon spüren zu lassen. Mit ihren sachlichen Erinnerungen an Jugend und Heimat wird auch die angeborne Sprache ihnen bewußter und teurer bleiben und sie werden nicht nur gelegentlich einzelne Wörter aus ihr entlehnen, sondern ihren Werken im ganzen einen Anhauch davon mitteilen.

# Die fremden Wörter in der deutschen Sprache.

Aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft den Gegenstand eines Vortrages für gemischtes Publikum wählen und ihn in ansprechender Weise behandeln, ist keine leichte Aufgabe. Durch Abbildungen und Experimente könnte ein solcher Vortrag nur dann unterstützt und belebt werden, wenn er die leiblich-sinnliche, physiologische Seite der Sprache in Behandlung zöge, die Beschaffenheit und Thätigkeit der Sprachorgane; dann könnte allerdings einiges Interesse erweckt werden für den Nachweis, daß beim Sprechen so gut wie beim Hören und Sehen ein kunstreicher Mechanismus dem zu Grunde liegt, was wir sonst, als einfach, selbstverständlich und angeboren, einer nähern Betrachtung kaum bedürftig oder würdig fanden. In der That hat die Sprachwissenschaft einen physiologischen Teil, der gerade in neuester Zeit auch von den Sprachforschern mit steigendem Interesse und Erfolg bearbeitet worden ist; da aber der Sprachforscher auf diesem Gebiet immerhin die Hilfe des Naturforschers in Anspruch nehmen muß, so thut er wohl besser, einen populären Vortrag darüber geradezu dem letztern zu überlassen. Eher könnten wir uns veranlaßt finden, auf die vielbestrittene und neuestens wieder in den schweizerischen Lehrervereinen lebhaft angeregte Reform der deutschen Orthographie einzugehen, da dieselbe in der That ein allgemeines praktisches Interesse hat; aber sie ist leider mit großen praktischen Schwierigkeiten behaftet, deren Erörterung leicht ebenso unfruchtbar bleiben könnte, wie es mit den wirklichen Versuchen einer Besserung der unbestreitbaren Übelstände bisher größtenteils der Fall gewesen ist. Überhaupt sind wir mit Recht geneigt, an der Sprache mehr ihre innere geistige Seite,

den Bedeutungsgehalt der Wort- und Satzformen in Betracht zu ziehen; aber weil die Wichtigkeit des Verständnisses der Sprache unmittelbar einleuchtet, scheint es unnötig oder gar unmöglich, sich darüber weitere Rechenschaft zu geben. Die Sprache als Trägerin der geselligen Unterhaltung, der schönen Litteratur, als Mittel geschichtlicher Überlieferung und jeder andern zusammenhängenden und erschöpfenden Darstellung geistiger Interessen lassen wir ohne weiteres gelten; aber die Sprache als ursprünglichstes Organ des Geistes selbst, vor allem besondern Inhalt, der nachher durch die Sprache in den Geist eindringt und auch wieder aus ihm hervorquillt — die Sprache in dieser Bedeutung ist in weitern Kreisen wenig bekannt und gewürdigt. Das ist freilich begreiflich und wird wohl bleiben; denn die Sprache in diesem Sinne ist in der That einer der höchsten und schwersten Gegenstände menschlichen Erkennens, und wissenschaftliche Ergründung desselben erfordert ebenso tiefe Abstraktion wie irgend ein philosophisches oder mathematisches Problem; es soll ja dabei der Geist dasjenige zum Gegenstand seines Nachdenkens machen, was zugleich unzertrennliches Mittel eben dieses Nachdenkens selbst ist, da wir fast ausschließlich in Sprachformen denken. Können wir uns nun wirklich gleichsam von uns selbst ablösen? müssen wir uns nicht fast unvermeidlich in einer solchen Untersuchung verwickeln oder in eine unfruchtbare Kreisbewegung verfallen? Aber die Wissenschaft scheut vor diesen Gefahren und Rätseln ebenso wenig zurück wie vor ähnlichen auf andern Gebieten: es gibt eine Sprachwissenschaft, und zwar im Unterschied von der physiologischen einerseits, von welcher oben die Rede war, und anderseits von der philologischen, welche die einzelnen Sprachen hauptsächlich von Seite ihrer Litteratur, also eines in ihnen künstlerisch niedergelegten Inhaltes betrachtet — es gibt eine allgemeine philosophische und zwar wesentlich psychologische Wissenschaft von der Sprache an sich selbst als reiner Form des Geistes. In das Gebiet dieser Wissenschaft fällt unter anderm die vielbesprochene Frage nach dem Ursprung der Sprache und der Sprachen, welche allerdings schwer, aber nicht unmöglich zu lösen ist, wenn man alle Hilfsmittel zusammenfaßt und benutzt, welche uns dazu gegeben sind in der Beobachtung der Sprachversuche von Kindern

und Taubstummen, des Sprachlebens halbwilder Naturvölker und der Geschichte der Kultursprachen. Wie auf dem Gebiete der Natur erscheint bei tieferer Forschung der Ursprung oder die sogenannte Schöpfung auch hier nicht als ein einmaliger, in grauer Vorzeit geschehener Akt, sondern als eine Reihe von Entwicklungen aus einfachen Elementen, und der heutige Bestand nicht als ein bloßes Fortbestehen eines auf immer gleich rätselhafte Weise einst ein für allemal Geschaffenen, sondern als ein Erzeugnis von Vorgängen, welche zum Teil noch heute, nur in kleinerm Maße, fortdauern. Wie wir aus der Schichtung und Verschiebung der Gesteine und aus versteinerten Resten von Pflanzen und Tieren Perioden der Naturgeschichte herauslesen, welche Jahrtausende vor dem Dasein der Menschheit abgelaufen sind und nicht wiederkehren, so werden allerdings heutzutage auch keine absolut neuen Sprachen und Wörter mehr geschaffen; aber das Interesse gebildeter Laien insbesondere, da es sich ohnehin weniger auf die Urzeit der Sprache und die bereits abgestorbenen sogenannten „toten" Sprachen des Altertums richten kann, findet um so mehr Nahrung an Erscheinungen, welche in den lebenden Sprachen vorkommen und nicht die Grundlagen des Wort- und Satzbaues oder den Grundstoff des Sprachschatzes betreffen, sondern einzelne Bestandteile derselben, die in der That, wie bei lebendigen organischen Wesen, einer beständigen Erneuerung und Umbildung unterworfen sind. Aus diesem Teile der Sprachwissenschaft ist denn auch unser Thema entnommen, und einige besondere Gründe mögen die Wahl desselben noch rechtfertigen helfen.

Auch wer nicht besondere Zeit und Lust hat, Betrachtungen über sprachliche Erscheinungen anzustellen, und auch wer nicht durch Erlernung fremder Sprachen seinen Sprachsinn einigermaßen geschärft hat, findet im alltäglichen Umgang, in seinem eigenen Munde oder im Munde anderer, noch öfter freilich in Zeitungen und Büchern, manche Wörter, von welchen ihm ein mehr oder weniger deutliches Gefühl sagt, daß sie nicht seiner Muttersprache angehören; er wird einen Augenblick stutzig über irgend eine fremdartige Beimischung im Klange, in der Schreibart oder Form solcher Wörter, oder auch eine ihm nicht ganz

klare Bedeutung derselben. Wenn eigenes Nachdenken oder Nachfrage nicht hilft, greift man dann wohl nach einem jener Hilfsmittel, die unter dem Namen „Fremdwörterbücher" in deutschen Landen bekannt und, in häuslichen oder öffentlichen Bibliotheken aufgestellt, den nötigsten Aufschluß in ziemlich genügender Weise gewähren. Das Dasein und die Notwendigkeit solcher Fremdwörterbücher bestätigt aber zunächst nur die nicht eben angenehme und oft bedauerte Thatsache, daß eine Menge fremder Wortstoffe in der deutschen Sprache mitenthalten oder neben derselben in unserm Gebrauche sind, erklärt aber nicht, wie dieselben in solcher Masse eindringen konnten und wie wir uns gegen sie eigentlich zu verhalten haben. Es lohnt sich um so mehr der Mühe, diesen Fragen nachzugehen, da im geselligen, geschäftlichen und litterarischen Leben zuweilen schädliche, oft wenigstens lächerliche Mißverständnisse und Schwierigkeiten aus jener leidigen Thatsache entspringen. Jeder Gebildete, der bestrebt ist, genau zu wissen, was er selbst sagt, und genau zu verstehen, was andere sagen, hat ein Interesse, sich über Ursprung und Gebrauch der fremden Wörter aufzuklären. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der gerade in gegenwärtiger Zeit ein solches Interesse uns noch näher rückt. Ein großer Teil der fremden Wörter in der deutschen Sprache ist bekanntlich französischen Ursprungs, und gerade das ist von deutscher Seite oft genug beklagt worden; es wird aber vollends jetzt geschehen, nachdem ein furchtbarer Krieg die alte Spannung zwischen den beiden Nationen zunächst eher gesteigert als gelöst und einen freundlichen Verkehr vielleicht für lange gestört hat. Da in Sachen des Sprachgebrauchs Regierungsmaßregeln unmöglich sind, so werden wir nicht etwa Verordnungen des neuen deutschen Reiches gegen den Gebrauch französischer Wörter zu erwarten haben, sondern es wird dies, sowie die fernere Annahme französischer Kleidermoden, Sache der Freiwilligkeit sein; dagegen ist bekanntlich für die Bestimmung der Grenzen des von Frankreich abzutretenden Gebietes neben militärischen Rücksichten das sprachliche Moment wesentlich geltend gemacht und dadurch ohne Zweifel das nationale Gefühl auch nach dieser Seite verschärft worden. Wir Schweizer fühlen uns auch in diesem Punkt etwas kühler neutral; aber abgesehen davon

sind gerade die sprachlichen Verhältnisse der Stadt und des Kantons Bern geeignet, einiges Nachdenken über die Berührungen der beiden Sprachen zu wecken. Eine Stadt wie Bern, ihrem Ursprung und dem Charakter der Mehrzahl ihrer Einwohner nach durchaus deutsch, aber an der Grenze des deutschen Sprachgebietes gegen das französische gelegen und durch mannigfache geschichtliche Einflüsse seit Jahrhunderten auch nach dieser Seite gezogen, nimmt in der That sprachlich eine eigentümliche Stellung ein; nur daraus sind nicht bloß manche Eigentümlichkeiten der berndeutschen Mundart, z. B. in der Wortstellung, zu erklären, sondern auch die Thatsache, daß neben eben dieser Mundart, welche sogar in den Verhandlungen der obersten Behörden gilt, die deutsche Schriftsprache hier kaum geläufiger ist als die französische, und daß man im geselligen Gespräch dieselben Personen, zuweilen in demselben Satze, aus der einen Sprache in die andere übergehen hören kann. Bei so naher Berührung der beiden, sollte man meinen, müßten auch Wörter aus der einen in die andere mit besonderer Leichtigkeit übergehen. Wenn dies nicht in auffallendem Maße geschieht, so kann der Grund nur darin liegen, daß gerade in Grenzorten, wo beide Sprachen im ganzen einigermaßen geläufig sind, die Entlehnung einzelner Wörter weniger nötig wird. Da wir aber nicht bloß von den fremden Wörtern in unserer nächsten Umgebung reden wollen, so müssen allgemeinere Betrachtungen über die Berührungen der Sprachen im großen Zusammenhang ihrer Geschichte angestellt werden.

Eine Sprache verbindet zunächst die Glieder eines Volkes als solche unter einander und sondert sie eben dadurch zugleich von benachbarten Sprachgenossenschaften ab; aber unter allen Sprachen der Erde ist wohl keine, in welcher nicht neben jenem Triebe nach Absonderung auch das Bedürfnis allgemein menschlicher Verständigung irgendwie zur Erscheinung käme, sei es auch nur in der Gestalt, daß jede Sprache aus einer oder mehrern benachbarten einzelne Wörter in sich aufnimmt. Selbst Völkerschaften des stillen Ozeans, welche großenteils einsam auf ihren Inseln leben, besitzen einzelne Wörter, welche sie von nächstgelegenen Inseln durch eigene Schiffahrt oder von europäischen

Weltumseglern, die bei ihnen einkehrten, entlehnt haben*). Von den Kulturvölkern, welche in Asien und Europa seit alter Zeit auf engern Verkehr mit einander angewiesen waren und in neuerer Zeit auch nach der westlichen Halbkugel hinüber gezogen sind, gilt jener Austausch natürlich in höherm Grade. Einige Beispiele mögen zeigen, daß der Besitz und Gebrauch von fremden Wörtern, wenn er ein Übel ist, zu denen gehört, welche in der Menschheit sehr alt und weit verbreitet sind! In der hebräischen Sprache des Alten Testamentes begegnen manche persische und sogar einige indische Wörter, letztere in Namen von Gegenständen, welche zur Zeit König Salomos durch phönizische Handelsleute zunächst von den Küsten des persischen Meerbusens importiert wurden**). Mehr indische Einflüsse verrät in südöstlicher Richtung schon die alte Sprache von Java, während die Inder selbst nicht umhin konnten, von den Urbewohnern, die sie bei ihrer Einwanderung von Nordwest am Ganges antrafen, manches in ihre Sprache aufzunehmen. Sprache und Schrift von Japan zeigen reichliche Entlehnung aus dem benachbarten, wohl schon früher kultivierten China. Persisches drang auf kriegerischen und friedlichen Wegen — welche beide von jeher zur Verbreitung der Kultur gleich sehr gedient haben — ins alte Griechenland, Griechisches dann bekanntlich in noch viel größerm Maße nach Italien, dessen Sprache übrigens auch Elemente der nördlichen Nachbarn, der Kelten, in sich aufnahm. In das spätere Griechenland drangen massenhaft slavische und türkische Wörter, von welchen sich die Sprache erst in neuester Zeit durch Rückkehr zu der althellenischen zu reinigen sucht. Arabisches drang stromweise ins Persische, Türkische und in die Sprachen von Nordafrika bis hinunter an die Grenze der Neger, aber auch nach Spanien, während die andern abend-

*) August Boltz, Das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Berlin 1870. S. 6. L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868. S. 286. In diesem Buche wird S. 275—298 und in den dazu gehörigen Anmerkungen S. 445—469 von Fremdwörtern aller Art in den verschiedensten Sprachen mit großer Gelehrsamkeit gehandelt.

**) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1863. Erster Band. S. 170.

ländischen Nationen auf den Kreuzzügen manches Produkt des Orients samt dem betreffenden Worte selbst von dort holten. In der neuen Welt mischte sich Portugiesisches mit den Ursprachen von Brasilien, während in Nordamerika das Englische zwar nicht mehr zu den aussterbenden Rothäuten übergeht, wohl aber die Sprache der eingewanderten Deutschen, besonders in Pennsylvanien, überwuchert und in westindischen Kolonien die Eingebornen ein seltsam verquicktes Französisch ausgebildet haben *). Aus dem Deutschen endlich schöpfte vielfach das Holländische, Dänische **) und Lettische, die Sprache der ländlichen Bevölkerung in Kurland und Livland ***).

Aus diesen Angaben läßt sich vorläufig entnehmen, daß keine Sprache sich der Entlehnung von Wörtern als einer seltenen Ausnahme oder Neuerung zu schämen braucht; das Maß derselben ist allerdings bei den einzelnen Sprachen sehr verschieden. Was insbesondere die deutsche betrifft, so wollen wir gleich hier erinnern, daß sich die Entlehnung nicht immer auf ganze Wörter erstreckt oder nicht auf solche beschränkt, sondern oft auch bloße Ableitungs- oder Bildungssilben betrifft. Dahin gehört die Endung -ei, welche in Wörtern wie Bäcker-ei, Brauer-ei an echt deutsche Stämme gefügt, selbst aber romanischen Ursprungs ist, gleich dem französischen -ie in brasser-ie u. a. In der Mundart einiger Kantone, besonders der innern Schweiz, lautet die Endung -î, nicht -ei, so wie wir, wenn wir heute französische Wörter jener Art entlehnen, ihre Endung unverändert lassen, z. B. Oranger-ie, während sie früher in -ei umgesetzt wurde. Besonders fruchtbar erscheint diese Art von Entlehnung in den zahlreichen, nur allzu bekannten und bequemen Zeitwörtern mit der Endung -ieren, welche nicht nur an lateinische Stämme, wie in conscrib-ieren, prob-ieren (französisch prouver), sondern wiederum auch an deutsche Stämme gehängt wird, z. B. in stolz-ieren, selbst aber eine Ver-

*) Magazin für Litteratur des Auslandes. 1870. Nr. 12. Globus XVII, Nr. 5.

**) Über das Eindringen des Deutschen in das Dänische s. Germania, Jahrgang XV, S. 112 ff.

***) Die deutschen Bestandteile des lettischen Wortschatzes, von Karl Baumgärtel. Leipzig 1868.

bindung der französischen Infinitiv-Endung -(i)er oder -ir mit der deutschen -en, übrigens schon seit dem zwölften Jahrhundert, d. h. seit überhaupt französischer Einfluß auf die deutsche Litteratur begann, eingewurzelt ist *). Ferner muß hier beigefügt werden, daß wir diese und andere fremde Endungen auch solchen fremden Stämmen geben, denen sie in der fremden Sprache selbst nicht zukommt, und daß wir zuweilen mit entlehnten Wörtern auch eine Bedeutung verbinden, welche der fremden Sprache selbst fremd ist, z. B. mit „blamieren" den Begriff des Beschämens, der im französischen blâmer nicht liegt, sowie wir von eben diesem Verbum das Substantiv „Blam-age" bilden, nur nach Analogie vieler ähnlicher Bildungen im Französischen, während gerade dieses Beispiel dort nicht vorkommt. So bilden wir auch von französisch abonner mit lateinischer Endung das Particip Präsens „Abonn-ent", wofür die Franzosen das Participe passé „abonné" gebrauchen **). Eine feinere Art von Entlehnung hat, oft schon in älterer Zeit, stattgefunden, wenn einzelne Wortbildungen oder auch Redensarten, besonders aus dem Lateinischen und Französischen, zwar nicht mit dem Wortlaut dieser Sprachen herübergenommen, aber in ziemlich genauer Übersetzung nachgeahmt wurden, welche von der einheimischen Gebrauchsweise der betreffenden Wörter mehr oder weniger fühlbar abweicht. Da indessen solche Latinismen oder Gallicismen in unserm Stil meist nur versteckt, dem allgemeinen Sprachgefühl unbewußt und nicht in störender Weise vorkommen, so wollen wir uns begnügen, die Thatsache in diesem Zusammenhang nur kurz erwähnt zu haben ***).

---

*) Kleinere Schriften von J. Grimm I, S. 343. 354. 372. W. Wackernagel, Die Umdeutschung fremder Wörter. 2. Ausg. Basel 1863. S. 50.

**) vgl. darüber noch: Franz Scholle, Über den Begriff Tochtersprache. Berlin 1869. S. 32. Wackernagel a. a. O., S. 49. 52. Es gehört dahin auch die doppelte, fremde und einheimische, Endung von Adjektiven wie: mor-al-isch, itali-än-isch, milit-är-isch.

***) Beispiele davon sehe man bei Geiger a. a. O., S. 283. 449 ff., wo auch das Wort „deutsch" als bloße Übersetzung des kirchlich-biblischen ἐθνικός, gentilis, im Sinne von „heidnisch" (nach jüdischem Standpunkt und Sprachgebrauch) erklärt wird; Herrigs Archiv 43, S. 129: Die neuesten Gallicismen in unserer Litteratur, von Brandstätter. — Die von Max Müller (a. a. O. II, S. 261—263; Zeitschr. für vergl. Sprachf. V,

Weit häufiger als alle diese nur halben Entlehnungen ist auch wirklich die offene Entlehnung ganzer Wörter. Daß diese meist Substantive sind, seltener Verben und Adjektive, erklärt sich wohl daraus, daß sinnliche Gegenstände, besonders Natur- und Kunstprodukte, schon an sich mannigfaltiger und mitsamt ihren Namen auch durch äußerlichen Verkehr leichter mitteilbar sind als die Begriffe von Thätigkeiten und Eigenschaften, welche schon an sich weniger zahlreich sind und bei den verschiedensten Völkern gleichmäßiger vorkommen müssen oder weniger leicht verpflanzt werden können, je mehr geistiger Art sie sind. Wichtiger ist aber die Behandlung, welche den einmal aufgenommenen fremden Wörtern zu Teil geworden ist, und hauptsächlich in dieser Beziehung haben wir überhaupt zwei Hauptarten derselben zu unterscheiden, zwischen denen freilich kein schroffer Gegensatz, sondern mancher Übergang stattfindet.

Unter der besondern Benennung Lehnwörter, d. h. entlehnte im engern Sinn, können wir — und wollen wir von nun an — diejenigen fremden Wörter begreifen, welche schon ziemlich früh in eine Sprache eingedrungen, daher in derselben auch schon ziemlich festgewurzelt, gleichsam eingebürgert, „naturalisiert“ oder „nationalisiert“ sind, also auch das Gepräge ihrer ursprünglichen Fremdheit meistens fast verloren haben, so daß nur die geschichtliche Sprachwissenschaft, nicht aber das allgemeine Sprachgefühl ein Bewußtsein von der Herkunft solcher Wörter mit sich führt. Diese Lehnwörter bilden eben darum einen der interessantesten Teile des gesamten Sprachschatzes, weil die einzelnen meist eine längere, oft noch wechselvollere und lehrreichere Lebensgeschichte hinter sich haben als alteinheimische Wörter.

Manche Sprache hat vielleicht ebenso viele Lehnwörter aufgenommen wie die deutsche, aber wohl keine hat dieselben im Durchschnitt so kräftig und innig sich angeeignet durch Umformung der fremden Stoffe und Formen, welche übrigens so

---

S. 11—24) und auch von Du Méril aufgestellte Ansicht, daß umgekehrt bei der Bildung der romanischen Sprachen das Lateinische vielfach nach deutschem Sprachgebrauch behandelt worden sei, wird mit Recht eingeschränkt von Littré und Atzler; s. des letztern Schrift: Die germanischen Elemente in der französ. Sprache. Cöthen 1867. S. XI, XL—XLVII.

wenig als andere größere Erscheinungen im Leben der Sprachen nach reiner Willkür oder Zufälligkeit geschah, sondern im ganzen nach bestimmten Regeln der Lautveränderung, deren Erkenntnis für die Sprachwissenschaft möglich und wichtig ist. Man hat dieses Verfahren passend „Umdeutschung“ genannt; es gibt aber davon verschiedene Grade, deren höchster „Umdeutung“ heißen mag und dann eingetreten ist, wenn einem fremden Worte, gleich bei seiner Aufnahme oder im Verlaufe längern Gebrauches, eine Bedeutung beigelegt oder untergeschoben wurde, welche ihm eigentlich nicht zukam, aber zugesprochen und zugeschrieben werden konnte, weil es in seiner Gestalt und Aussprache und dann auch in seinem vermeintlichen Begriff irgend eine Ähnlichkeit mit einem deutschen Worte darbot, an welchem die neue Gestalt und Bedeutung im Sprachgefühl sich anlehnen und befestigen konnte. Diese merkwürdige, aber besonders bei zusammengesetzten Wörtern gar nicht seltene, oft auch recht sinnige und lustige Art, fremde Wörter umzubilden, sie gleichsam mund- und sinngerecht zu machen, ist umsoweniger auffallend, weil mit veralteten und halb oder ganz unverständlich gewordenen Wörtern der eigenen Sprache ganz dasselbe Verfahren eingeschlagen wurde. Es ist dies eine Art Übersetzung, aber verschieden von der oben angeführten Nachahmung fremder Wortbildungen und Redensarten, und wenn Übersetzung im strengsten Sinn überhaupt zwischen Sprachen unmöglich ist, sogar bei gewissenhafter, wissenschaftlicher und künstlerischer Bemühung — weil sich die Elemente des Sprachgeistes verschiedener Nationen gegen einander prinzipiell undurchdringlich oder inkommensurabel verhalten und nur Grade möglichster Annäherung erreichbar sind — so sind vollends jene „Übersetzungen“, welche sich das Sprachgefühl des Volkes erlaubt, getrieben von unbewußtem Drange nach Verständnis, oft aber auch von bewußtem Humor, immer von einer gewissen Entstellung des eigentlichen Sachverhalts begleitet, und es geschieht dabei nicht selten auch der eigenen Sprache einige Gewalt: das Deutsch, das bei der Umdeutung herauskam, ist oft kein reines, nur ein halbes; aber es galt, um jeden Preis dem fremden Worte wenigstens einen oberflächlichen Anflug oder Anschein von Deutsch und Deutlichkeit zu geben, welche beiden Wörter eben

ursprünglich dasselbe besagen: volkstümliche Verständlichkeit. Ein bekanntes Beispiel von Umdeutung eines veralteten einheimischen Wortes ist Sündflut, welches noch bei Luther Sindflut, altdeutsch Sinfluot lautete und nur eine weitverbreitete und lang andauernde, aber nicht eine als göttliche Strafe für menschliche Sündhaftigkeit eingetretene Überschwemmung bedeutete. Da aber nach der allgemein bekannten biblischen Darstellung allerdings jener ursächliche Zusammenhang stattfand, und da überdies in manchen deutschen (sowie auch in schweizerischen) Mundarten die Laute i und ü verwechselt werden, so kam die Umdeutung in Aufnahme und wird jetzt wohl nicht mehr rückgängig. Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Teil des Wortes Eichhorn, dessen ursprüngliche Gestalt schon früh muß entstellt worden sein und nun allerdings eine nur scheinbare, fast sinnlose Umdeutung erfahren hat, neben welcher die schweizerische Form des Wortes „der Eicher" als unmittelbare Ableitung von Eiche und männlichen Geschlechtes wohl den Vorzug verdient*). Ein Beispiel von Umdeutung beider Teile ist der Name des Vogels Bachstelze, nicht von stolzieren am Bache, sondern aus Wackster3, von der beständigen Bewegung des Schweifes, wovon dieser Vogel auch in andern Sprachen benannt ist. Beispiele von Umdeutschung fremder Wörter in ähnlicher Art sind nun: Jubel in den Zusammensetzungen Jubeljahr, Jubelfeier u. s. w., wo es bekanntlich nicht gerade laute Äußerung von Freude, sondern einen periodisch wiederkehrenden Festtermin bedeutet, welcher beim jüdischen Volke alle fünfzig Jahre eintrat und Jobel hieß, weil er mit Posaunenschall verkündigt wurde; daher noch Luther an der betreffenden Stelle des Alten Testamentes (3. Mosis 25, 9 ff.) „Halljahr" übersetzte; das hebräische Wort Jobel konnte aber bei

---

*) Gewöhnlich wird auch der erste Teil dieses Wortes als bloße Umdeutung erklärt und das Ganze auf das lateinisch-griechische sciurus, franz. écureuil zurückgeführt; aber wie daraus die deutsche Form entstehen konnte, bleibt unklar. Jedenfalls muß die Umdeutschung des ersten Teils, wenn ihm wirklich ein fremdes Wort zu Grunde liegt, schon sehr alt sein; für die des zweiten, und zwar aus einer bloßen Bildungssilbe, ist eine zutreffende Parallele „Ahorn" aus lat. acernus; vgl. franz. chêne aus lat. quercinus.

etwas dunkler Aussprache des o leicht mit dem lateinisch-deutschen Jubel zusammenfließen und dann auch begrifflich mit demselben vereinigt werden. — Karfunkel, aus lateinisch carbunculus von carbo (französisch charbon), Kohle, mit Anklang an das deutsche funkeln. — Felleisen aus französisch valise (mit Aussprache des v = f und Umlautung des a vor i in e) umgedeutet, aber ohne recht passenden Sinn, besonders des zweiten Teils. — Armbrust, ebenfalls ziemlich sinnlos, aus lateinisch arcubalista (Bogenwurfmaschine), altfranzösisch arbaleste, altdeutsch armbrest. Bei diesem Anlaß kann beigefügt werden, daß die in unsern Zeughäusern neben den Armbrusten aufgestellten Hakenbüchsen einen deutschen Namen tragen, der nun diesmal umgekehrt von den Romanen in ihre Sprachen umgedeutet wurde: französisch arquebuse, italienisch archibuso, arcobugio, indem durch (häufig vorkommende) Einschiebung eines r dem ersten Teil des Wortes der dem deutschen Haken einigermaßen entsprechende Sinn von lateinisch arcus, Bogen, beigelegt wurde. — Viele Beispiele von Umdeutschung kommen besonders auch in Ortsnamen vor; doch erwähnen wir hier nur Mailand, italienisch Milano, aus lateinisch Mediolanum, während im Namen des Dorfes Meilen am Zürichsee, welches im zehnten Jahrhundert urkundlich Meiolano, also ursprünglich ohne Zweifel ebenfalls Mediolanum hieß, keine Umdeutung stattfand. Daß Sprachphantasie und Witz des Volkes mit Ortsnamen, auch mit einheimischen, zu spielen liebt, zeigt die scherzhafte Umdeutung des Namens der am Walenstattersee, an der alten Straße nach Chur sich erhebenden sieben Bergspitzen, der „Churfirsten“, einerseits in Kurfürsten, anderseits in Kuhfirsten!

Ein eigentümlicher Fall von Gebrauch eines Lehnwortes, ohne eigentliche Umformung desselben, findet statt in der Redensart: in die Schanze schlagen. Dieselbe bedeutet bekanntlich soviel als „aufs Spiel setzen“, und das Wort Schanze darin ist das französische chance, welches besonders vom Würfelspiel gebraucht wurde, dann auch von andern Glücksfällen und Wagnissen. Es wurde in dieser Bedeutung schon im Mittelalter aufgenommen, jedoch mit der Aussprache und Schreibung z statt c, während wir heutzutage dasselbe als wirkliches Fremdwort in seiner

französischen Form chance im Sinne von „Aussicht auf Gelingen" u. s. w. gebrauchen. Nun haben wir aber noch ein zweites, gleich lautendes und gleich geschriebenes Wort Schanze, im Sinne von „Wall, Befestigung", ebenfalls aus der Fremde aufgenommen, wahrscheinlich aus dem italienischen scancia, Gestell. Auch dieses Wort gilt längst als ein deutsches, waltet aber im Sprachgebrauch vor dem veralteten andern so vor, daß bei der Redensart „in die Schanze schlagen, z. B. das Leben", wohl den meisten die bildliche Anschauung von der lebensgefährlichen Erstürmung einer Schanze vorschwebt. Um aber eine richtige Vorstellung vom Wesen und Werte der Lehnwörter zu erwecken, ist es besser, statt einzelne Beispiele zu häufen, eine geschichtliche Übersicht davon zu geben, wie zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten größere Massen solcher Wörter, durch bestimmte Veranlassungen und vorzugsweise für einzelne Gebiete des Lebens, in die deutsche Sprache eingedrungen sind.

Der Grundstock des deutschen Sprachschatzes sind diejenigen Bestandteile, welche unsere Vorfahren großenteils mit den zur selben Familie gehörenden Hauptvölkern von Europa (Griechen, Römer, Kelten und Slaven), auch noch mit den persischen und indischen Verwandten, in ältester Zeit gemein hatten und aus dem in Hochasien gelegenen gemeinsamen Stammsitz mitbrachten. Was die Germanen schon aus diesem ältesten Erbe als ihr ausschließliches Eigentum empfangen oder auf ihrer Wanderung nach Europa noch selbst erst ausgebildet hatten, kann als germanisch im engern Sinne von dem gemeinsam Indogermanischen unterschieden werden. Aus dieser ältesten Quelle flossen die meisten Benennungen für die einfachsten Anschauungen in der Sphäre der äußern Natur, des sinnlichen Lebens, der Familie und auch schon die Benennungen für die ersten Erzeugnisse der Kultur und des geselligen Lebens. Als die Germanen ihre Wohnsitze im Osten von Europa einnahmen, war das ihnen verbrüderte, aber vorausgeeilte Volk der Kelten bereits im Besitz des westlichen Europa; im Osten fanden sie ihnen unverwandte finnische Stämme vor, mit denen sie doch ebenfalls in Berührung und sprachlichen Austausch treten mußten. Da sie jedoch den Finnen an Begabung, Bildung und auch an kriegerischer Macht ohne Zweifel überlegen

waren, so konnten sie nicht bedeutende Einflüsse von ihnen erfahren, sondern eine Einwirkung mußte eher in umgekehrter Richtung erfolgen*); doch finden sich schon (oder noch) in dem ältesten Schriftdenkmal germanischer Sprache, der gotischen Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila, einige finnische Wörter. Mächtiger und gebildeter waren im Westen die keltischen Nachbarn; sie hatten vor allem schon feste Wohnsitze, und daher sind manche von den ältesten Ortsnamen, besonders in Süddeutschland und der Schweiz, keltischen Ursprungs, ebenso Namen von Bergen und Flüssen. Im nordöstlichen Deutschland rückten unmittelbar nach den Germanen, oder zum Teil schon mit ihnen, slavische Völker ein, welche mit den Germanen am nächsten verwandt waren, aber erst nach manchen Kämpfen im Laufe des Mittelalters wirklich germanisiert wurden. Slavischen Ursprungs sind daher nicht nur viele Ortsnamen in jenen Gegenden, sondern auch andere Wörter, welche von den unterworfenen oder von den in freiem Verkehr mit den Deutschen gebliebenen Slaven (Böhmen, Polen) entlehnt in die allgemeine deutsche Schriftsprache gedrungen sind; z. B. Petschaft, Peitsche, vielleicht auch Pflug, womit übrigens nicht bewiesen wäre, daß die Deutschen den Ackerbau erst von den Slaven gelernt, sondern höchstens, daß sie dieselben (als „Sklaven") zu dieser Arbeit häufig gebraucht haben.

Unterdessen, und schon viel früher, war aber auch Berührung Deutschlands mit dem südlichen Europa eröffnet worden, zunächst feindliche, indem die Germanen am Rhein und an der Donau schon im Anfang unserer Zeitrechnung mit der römischen Macht zusammenstießen, der sie zwar widerstanden und immer näher rückten, doch nicht ohne daß Scharen germanischer Söldner im römischen Heere selbst dienten. Hiermit war also bereits Anlaß geboten, lateinische Wörter und — da die Sprache der Römer längst eine Menge griechischer Wörter aufgenommen hatte, überdies die Germanen im Südosten auch unmittelbar mit den Griechen in Berührung kamen — auch griechische Wörter, zum Teil in

*) Dies hat nachgewiesen Wilhelm Thomsen in einer 1869 zu Kopenhagen erschienenen Schrift, deren Hauptinhalt sich angegeben findet in der Zeitschrift für deutsche Philologie II, 221 ff.

latinisierter Form, in die deutsche Sprache einzuführen*). Diese Entlehnungen von Seite der zwei größten Kulturvölker des Altertums betrafen natürlich auch meistens Gegenstände der höhern Kultur, der militärischen, politischen, litterarischen, dann auch Kleidung, Hauswesen, Landbau, Handwerk und Kunstgewerbe, alles Dinge, in welchen die Germanen von den Römern nur lernen konnten, auch nachdem sie das Weltreich derselben zertrümmert hatten.

Mit der römisch-griechischen Kultur kam aber bekanntlich auch das Christentum an die Deutschen, und hiermit öffnete sich eine überaus reiche, nachhaltige Quelle von Lehnwörtern für die wichtigsten Begriffe geistiger Kultur. „Straßen" und „Märkte" anzulegen hatten die Deutschen schon von den heidnischen Römern lernen können; aber nun kam die römische Kirche mit allen ihren gottesdienstlichen Gebräuchen und Geräten, ihren Glaubenslehren und Sittenregeln, dann die mit der Kirchenverfassung durchaus zusammenhangende Schulordnung und Wissenschaft, auch die Dichtkunst, soweit sie der Kirche diente und von ihr in gelehrten schriftlichen Formen gepflegt wurde. Ein großer Teil der Wörter, mit denen wir noch heute die Hauptgegenstände der genannten, seither freilich weit fortgeschrittenen Gebiete unseres geistigen Lebens bezeichnen, sind also aus dem Mittelalter stammende, daher längst eingebürgerte und kaum noch als fremd erkennbare Lehnwörter, aus dem Lateinischen mit mehr oder weniger Anbequemung an die deutsche Zunge herübergenommen **). Einzelne Beispiele anzuführen, ist hier unfruchtbar; nur wer die Masse derselben, in einiger sachlicher Ordnung zusammengestellt ***), überblickt,

*) Die Schrift von Dr. E. Laubert: Die griechischen Fremdwörter, Berlin 1869, handelt ihrem Titel gemäß mehr von den in neuerer Zeit aus dem Griechischen aufgenommenen oder neugebildeten Wörtern, unterscheidet aber dieselben zu wenig von den ältern.

**) „Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache" bestand freilich nach der Darstellung R. v. Raumers in seinem unter jenem Titel erschienenen Buche (Stuttgart 1845) nicht so fast in Entlehnung lateinisch-griechischer Wörter für kirchliche Lehre und Verfassung als in Neubildung und Umdeutung deutscher Wörter für jenen Zweck.

***) vgl. Zusammenstellung der Fremdwörter des Alt- und Mittelhochdeutschen nach sachlichen Kategorien, von W. Wendler. Programm des Gymnasiums in Zwickau 1865.

kann die Bedeutung der geistigen Erbschaft ermessen, welche damals an uns gekommen ist; er wird dann aber auch auf das Mittelalter nicht mehr als auf eine barbarische Zeit herabsehen, welche erst durch die Renaissance und Reformation abgethan worden sei.

Aber noch von einer andern Seite hat die deutsche Sprache im Mittelalter Zuwachs empfangen, von der romanischen im Unterschied von der römischen, und zwar wesentlich schon damals aus Frankreich*), nur nicht so umfangreich, tiefgreifend und nachhaltig wie später. Frankreich war schon seit dem zwölften Jahrhundert das in der Kultur am meisten vorgeschrittene, am vielseitigsten schöpferische und darum für die benachbarten Völker tonangebende Land, und zwar nicht bloß in äußerer Weltbildung wie später, sondern auch in Kunst und Wissenschaft, wie das Aufkommen der sogenannten gotischen Baukunst im nördlichen Frankreich um jene Zeit, die Blüte der scholastischen Philosophie auf der Universität Paris und die Poesie der Troubadours im Süden des Landes beweist, welcher bald eine noch vielseitigere Entfaltung der Poesie in Nordfrankreich folgte. Gerade dieses Aufblühen der Poesie stand aber im Zusammenhang mit dem ebenfalls in Frankreich aufgekommenen Ritterwesen, dessen Formen nun, soziale und poetische, auch nach Deutschland herüberdrangen, besonders seit den ebenfalls von Frankreich ausgegangenen Kreuzzügen. Es ist weniger bekannt und darf daher wohl hier hervorgehoben werden — weil es zur Erklärung der von Frankreich lange mit Recht erhobenen, nur in neuester Zeit überspannten und verlorenen Ansprüche auf die Führerschaft der Zivilisation in Europa mithilft — wie schon im dreizehnten Jahrhundert französischer Einfluß, hauptsächlich durch Vermittlung von Flandern, deutsche Sitte und Sprache ergriffen hatte und von den höhern Ständen selbst zu den untern herabzudringen begann. Adelige Kinder wurden zur Erziehung in höfischer Sitte nach Frankreich gebracht, auf dessen hohen Schulen auch viele Jünger des gelehrten Standes ihre Bildung holten; Kleidertrachten, Speisen, Spiele, Tänze, musikalische Instrumente, besonders aber eben die

*) vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur. Basel 1848. S. 100. 127.

Regeln des Ritterwesens kamen aus Frankreich, alles dies mit den entsprechenden Kunstausdrücken der dortigen Sprache, so daß schon damals einzelne Dichter mit einer Fülle französischer Fremdwörter prunkten. Daß dieser Einfluß nicht tiefer griff, sondern als Mode einzelner Kreise und Personen nach einiger Zeit vorüberging, erklärt sich wohl zum Teil daraus, daß derselbe damals nicht wie später durch französische Heere, welche Deutschland überzogen, getragen und gesteigert wurde. Dagegen war schon früher das Umgekehrte geschehen, indem in der sogenannten Völkerwanderung die germanischen Stämme der Goten, Burgunder und Franken die römische Provinz Gallien überflutet und zum Teil für die Dauer in Besitz genommen hatten. Eben daher rührt nun eine nicht unbedeutende Einwirkung der deutschen Sprache auf die altfranzösische oder vielmehr auf die damals noch in ihrer ersten Bildung begriffene römische Volkssprache in Gallien, eine Einwirkung, welche kaum schwächer war als die spätere des Französischen auf das Deutsche, aber weniger empfindlich, eben weil die Sprache Frankreichs selbst erst im Werden, daher noch flüssiger und weicher zur Aufnahme fremder Stoffe, überdies durch den früher durchgemachten Übergang vom Gallischen ins Lateinische zu Veränderungen überhaupt geschmeidiger war. Darum brauchten auch damals aufgenommene deutsche Wörter nicht so vielfachen und zum Teil gewaltsamen Umwandlungen unterworfen zu werden wie französische und andere im deutschen Munde, der zwar auch keine unwandelbare, aber doch eine angestammte und bereits angebaute Sprachgestalt besaß. Die Zahl der damals aufgenommenen germanischen Lehnwörter, und zwar ungerechnet die aus Stammwörtern auf französischem Boden und nach französischer Weise abgeleiteten Sproßformen, wird sich ungefähr auf fünfhundert belaufen, mehr als in irgend einer andern romanischen Sprache, ungefähr ebenso viel wie die gesamten Lehnwörter im Neuhochdeutschen, welche aber nur zu einem kleinen Teil aus dem Französischen geschöpft sind *).

*) Man vergleiche für diese Schätzungen, welche natürlich nicht leicht und auch nicht mit völliger Sicherheit vorzunehmen sind, Atzler a. a. O., S. XXXIX. Scholle a. a. O., S. 29.

Natürlich weiß das französische Volk nichts davon, daß seine Sprache viele deutsche Elemente in sich enthält, eben weil dieselben längst eingewachsen sind. Am merkwürdigsten, obwohl aus den damaligen Verhältnissen leicht erklärlich, ist aber, daß gerade im Kriegswesen, worin die Franzosen in neuerer Zeit am meisten Ruhm gefunden oder wenigstens gesucht und wo in der That auch die Deutschen eine Menge technischer Ausdrücke von ihnen nachher wieder entlehnt haben, eine beträchtliche Anzahl französischer Wörter echt altdeutschen Ursprungs sind. Deutsch ist vor allen das französische Wort für Krieg selbst, guerre, unser „Wirre", deutsch unter andern auch, wie schon das anlautende h verrät, das Wort halte, als Substantiv und Kommandoruf, und es scheint fast, als habe der letzte Krieg die Franzosen erinnern sollen, daß eigentlich die Deutschen von Alters her ihre Lehrmeister auf diesem Felde gewesen, und als habe deutsche Kriegs-Zucht auch jetzt wieder der französischen Kriegs-Sucht Halt gebieten müssen. Übrigens wäre es unfruchtbar, wenn etwa Franzosen und Deutsche einander ihre Lehnwörter vorhalten wollten, da die Rechnung am Ende sich doch ziemlich ausgliche; eher könnten sie gemeinsam sich gegen die (wegen ihrer neutralen Haltung verdächtigen) Engländer wenden, deren Sprache wohl mehr Lehnwörter aufgenommen hat als irgend eine andere, aber freilich dadurch auch alle modernen Kultursprachen an Reichtum übertrifft. Sie hat der Reihe nach aus dem Keltischen, Lateinischen, Dänischen und Französischen so reichlich geschöpft, daß der Begriff bloßer Wortentlehnung dadurch fast aufgehoben und der Begriff einer prinzipiellen Mischsprache erzeugt würde, wenn nicht das germanische Element im Grunde doch noch immer vorwöge und seine Kernhaftigkeit gerade dadurch bewiese, daß es so viele Zuflüsse aufzunehmen wußte, ohne doch sich selbst aufzulösen.

Übrigens wäre gerade beim Englischen die Frage aufzuwerfen und nicht leicht zu beantworten, in welchem Grade die aufgenommenen fremden Wörter der Sprache angeeignet und ob sie demnach alle wirklich als Lehnwörter zu zählen seien, oder ob nicht vielmehr wenigstens ein Teil von ihnen zu der andern Klasse gehöre, welche wir als Fremdwörter, im engern und gewöhnlichen Sinne, von jenen möglichst unter-

scheiden und zum Hauptgegenstand unserer folgenden Betrachtung machen wollen.

Jener Unterschied, der natürlich auch innerhalb der andern Sprachen, besonders der modernen, geltend zu machen ist, besteht gemäß den oben über die Lehnwörter vorausgeschickten Bestimmungen hauptsächlich darin, daß die „Fremdwörter“ als fremde Wörter noch mehr gefühlt werden, schon weil sie erst seit kürzerer Zeit in Gebrauch gekommen sind und hauptsächlich eben darum auch äußerlich ihr fremdes Gepräge weniger bereits abgelegt oder abgeschliffen haben als die schon länger im Kurs gewesenen Lehnwörter; auch kann noch beigefügt werden — was damit einigermaßen zusammenhängt — daß die Fremdwörter nicht ebenso allgemeine Geltung in allen Schichten des Volkes haben wie die meisten Lehnwörter, sondern manche von ihnen nur in den höhern Ständen als Kennzeichen feinerer Bildung, andere nur in einzelnen Berufskreisen als technische oder wissenschaftliche Kunstausdrücke bei den Fachleuten gangbar sind. Jedoch ist bekannt genug und bewährt sich jeden Tag von neuem, daß bei dem gesteigerten Verkehr und bei der zunehmenden Ausgleichung sozialer Unterschiede heutzutage Fremdwörter leicht aus den höhern Kreisen auch in die untern und von den Fachmännern auch zu den Laien gelangen, obwohl sie von diesen oft nicht gleich oder nicht richtig verstanden und dann auch oft falsch wieder gebraucht werden.

Daß eine scharfe Grenze zwischen Lehn- und Fremdwörtern nicht leicht zu ziehen ist, zeigen Beispiele wie etwa „Natur“ und „Charakter“. Das erstere ist schon seit dem Mittelalter in Gebrauch, verrät aber durch seinen Accent noch immer fremden Ursprung; das letztere, neuern Datums, kann in der Mehrzahl seinen Accent sogar noch weiter weiter rücken: Charaktére, ist aber im übrigen ebenso gebräuchlich und verständlich wie Natur, nur daß beide beim Landvolk, soweit es nicht Schulbildung besitzt, nicht eben häufig vorkommen werden, während z. B. „Spiegel“ und „Uhr“, zwar beide ebenfalls fremd, aber alte Lehnwörter und freilich auch darum geläufiger sind, weil ihnen einfache sinnliche und alltägliche Anschauung zu Hilfe kommt.

Im Grunde kann man sagen, Fremdwörter und Lehnwörter seien nicht so fast verschiedene Arten, sondern eher nur verschiedene

Grade oder Perioden derselben Erscheinung, womit jedoch nicht gesagt ist, daß alle Fremdwörter im Laufe der Zeit von selber zu Lehnwörtern werden (weil die Einwirkung anderer Faktoren, wie wir sehen werden, dazwischen treten kann), während allerdings die letztern einst wohl alle zunächst Fremdwörter gewesen sein müssen. So wird denn auch das Aufkommen der Fremdwörter durch dieselben mannigfaltigen geschichtlichen Ereignisse und geselligen Verhältnisse veranlaßt und begünstigt sein wie das der Lehnwörter. Es konnte und kann noch stattfinden im Begleit von großartigen Völkerwanderungen wie von kleinen persönlichen Berührungen, getragen durch kriegerische Gewalt oder durch friedlichen Verkehr, oft verbunden mit Mitteilung ganz neuer Gegenstände von einer Nation an die andere, oft aber auch bloß mit Entdeckung irgend einer neuen Seite an einem bereits bekannt gewesenen Gegenstand, für welche dann die ausländische Benennung passender erschien als eine einheimische. Auch können wir hier, wie bei Lehnwörtern, von unmittelbarer Mitteilung aus einer Sprache an die andere eine mittelbare unterscheiden, wo ein drittes Volk mit seiner Sprache die Brücke bildete; während jedoch z. B. griechische Wörter früher fast nur durch Vermittlung der Römer ins Deutsche kamen, schöpfen unsere Gelehrten jetzt zur Bezeichnung neu entdeckter Naturgegenstände oder neuer Erfindungen griechischen Namenstoff unmittelbar aus der Quelle, freilich einer längst toten Sprache, und auch oft ohne rechte Kenntnis oder Beachtung der Gesetze griechischer Wortbildung.

Zwei Erscheinungen, welche übrigens mehr rein sprachliches als zugleich sachliches Interesse haben, aber die Ähnlichkeit und Verschiedenheit zwischen Lehn- und Fremdwörtern abermals ins Licht setzen helfen, verdienen hier zunächst noch besondere Erwähnung. Die eine besteht darin, daß ein und dasselbe fremde Wort in eine und dieselbe Sprache zweimal aufgenommen werden konnte, aber zu verschiedener Zeit und in verschiedener Gestalt und Bedeutung, so daß die Identität nur den Sprachforschern erkennbar ist. Das lateinische Wort fragilis, zerbrechlich, ging schon in das ältere Französisch über, nahm aber dabei die Gestalt frêle an, in welcher es noch fortlebt; später benutzte man dasselbe lateinische Wort nochmals, aber in der fast unveränderten Form fragile

und auch mit einigem Unterschied der Bedeutung neben frêle. Die französischen Zeitwörter acheter und accepter sind beide das lateinische acceptare, an sich nehmen, aber jenes früher, dieses später aufgenommen. Daß fragile und accepter, obwohl später entlehnt, ihren lateinischen Grundformen ähnlicher sind als frêle und acheter, erklärt sich daraus, daß die letztern ihre Gestalt durch die alte Volkssprache erhielten, während die erstern direkt aus der Büchersprache entnommen wurden. Fragile und accepter müssen daher auch streng genommen gegenüber frêle und acheter als Fremdwörter angesehen werden, nur folgt daraus nicht, daß die letztern als Lehnwörter zu betrachten seien; denn wenn die gallischen Provinzialen lateinische Wörter überhaupt aufnahmen, so schöpften sie dabei nicht aus fremder Quelle, während hingegen den Franzosen des sechzehnten Jahrhunderts das Lateinische bereits eine fremde, tote Sprache geworden war, allerdings immer noch weit näher liegend als irgend eine andere Sprache. Dagegen gibt es nun im Deutschen allerdings Fälle, wo die zweimalige Entlehnung eines lateinischen Wortes mit dem Unterschied von Lehn- und Fremdwort zusammentrifft. Die ursprünglich griechischen Wörter presbyter und episcopus nahmen als volkstümliche Lehnwörter in der deutschen Kirche schon früh die Gestalt Priester und Bischof an; das neuere Kirchenrecht aber hat mit Rückkehr zu den ursprünglichen Formen die gelehrten Ausdrücke Presbyterial- und Episkopalverfassung gebildet. In andern Fällen haben wir das lateinische Wort bei der zweiten Entlehnung in halb oder ganz französischer Form aufgenommen, wodurch seine Fremdheit gleichsam verdoppelt wird. Das lateinische palatium lautet als altes Lehnwort Pfalz, als modernes Fremdwort Palais; zwischen inne liegt noch die ebenfalls schon aus französisch palais, mittelhochdeutsch palas entstandene Form Palás-t, mit angehängtem -t. Ein wegen der stark verschiedenen Bedeutung der beiden Formen interessantes Beispiel ist lateinisch dictare: dichten und diktieren (vgl. tractare: trachten und traktieren); ebenso aus lateinisch offerre (darbringen): opfern und offerieren; ordinare: ordnen und ordinieren *).

*) vgl. darüber noch Wackernagel, Umdeutschung, S. 52; über Doppelformen (doublets, Dittologien) in den romanischen Sprachen: Fuchs, Die

Die andere Erscheinung kann eine eigentümliche Art mittelbarer Entlehnung oder auch eine bloß scheinbare Entlehnung genannt werden; sie besteht nämlich darin, daß eine Sprache aus einer andern Worte entlehnt, welche vorher von der letztern aus der erstern selbst schon entlehnt, aber unterdessen so verändert worden waren, daß man ihre ursprüngliche Heimat nicht mehr kannte. In diesem Fall ist also ein Wort zuerst als Lehnwort in eine andere Sprache übergegangen, um dann als Fremdwort in die eigene zurückzukehren. Dieser scheinbar seltsame Vorgang findet doch eine genaue Parallele in der Handelswelt, indem bekanntlich manche einheimische Produkte, und zwar nicht bloß Rohstoffe, zuerst ins Ausland gehen, um von dort wenig verändert, aber mit erhöhtem Preise und verschönertem Namen als fremde Ware wieder eingeführt zu werden. Beispiele dieser Art, sachliche und sprachliche, sind gerade im Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich nicht selten gewesen und beweisen aufs neue die vielfachen Beziehungen freundnachbarlicher Liebenswürdigkeit, welche zwischen diesen beiden Nationen von Alters her ausgetauscht worden sind! Von Seite der Sprache gehören hierher: Balcon, als französisches oder italiänisches Fremdwort mit Accent auf der zweiten Silbe ausgesprochen, aber nichts anderes als unser „Balken“; Bresche, zunächst aus franz. brèche, dieses aber von „brechen“; Panier aus franz. bannière, ital. bandiera von „Band“, in deutscher Gestalt und Betonung: Banner; (ital.) Lotto, (franz.) Loterie vom niederdeutschen lôt = Loos. Marschall aus dem altdeutschen marchschalk, Roßknecht (vgl. franz. maréchal ferrant, Hufschmied), also von einem bescheidenen Hofamt aufgestiegen bis zur höchsten Kriegswürde! Fauteuil, ital. faldistorio, altfranz. faudesteuil, aus „Faltstuhl“, weil solche Stühle wirklich zusammengefaltet werden konnten; Equipage, Equipierung, ursprünglich mit s vor q geschrieben und gesprochen, vom niederdeutschen skip = Schiff, welches in der ältern Sprache „Ausrüstung“ überhaupt (allerdings besonders von Fahrzeugen) bedeutet, wie noch der schweizerische

---

romanischen Sprachen. Halle 1849. S. 125 ff.; im Französischen insbesondere: Recueil de travaux relatifs à la philologie etc. II. Paris 1868. Mémoires de la Société linguistique I, 2; im Englischen: Max Müller a. a. O. II, 254 ff. Mätzner, engl. Grammatik, S. 204 ff.

Bauer unter „Schiff und Geschirr“ sein sämtliches Acker- und Hausgeräte versteht; Bivouac, franz. auch bivac, aus dem altdeutschen bîwacht, Beiwache, Nebenlager; boulevard aus „Bollwerk“; Garde von franz. garder gleich unserm „warten“ im Sinne von wachen*). — Obwohl auf diesem Wege manches nur scheinbare Fremdwort, besonders aus dem Französischen, ins Deutsche gedrungen ist, bleibt die Thatsache bestehen, daß eine sehr große, wohl in die Tausende gehende Zahl wirklicher und gar nicht bloß aus dem Französischen geschöpfter Fremdwörter aufgenommen worden ist und noch immer sich vermehrt, wenn gleich diese Zunahme nicht mehr in dem Maße stattfindet wie zeitweise früher und natürlich auch durch das Verschwinden manches ältern Fremdwortes einigermaßen ausgeglichen wird.

Die heute üblichen Fremdwörter sind meistens erst seit der Reformationszeit eingedrungen, welche ja unserer Sprache überhaupt erst ihre neuere Gestalt gab, und zwar zunächst aus den Kreisen der in den alten Sprachen Gelehrten (Humanisten), welche den ganzen damaligen Umschwung der deutschen Bildung hervorriefen und anführten und, obwohl sie wesentlich für die Ehre und Selbständigkeit der deutschen Nation gegenüber der römisch-katholischen Macht kämpften, doch nicht umhin konnten, in ihrer eigenen Praxis, die Waffen der Feinde schwingend, zunächst noch das Lateinische vor dem Deutschen zu bevorzugen. Es waren also zunächst lateinische und latinisierte griechische Wörter, welche nun abermals eingeführt wurden, weniger mehr in der Kirche, welche ja nun wesentlich auf die volkstümliche Grundlage der deutschen Bibel gestellt wurde, als in der Schule und im Staatswesen, wo das römische Recht das deutsche verdrängte und die Kanzleisprache in ihrem Wortvorrat vielfach undeutsch wurde, während sie doch die Formen zur Gründung der neuhochdeutschen Schriftsprache hauptsächlich lieferte**). Nun wurden aber die fremden Wörter nicht mehr, wie im Mittelalter, eingebürgert

*) Weitere Beispiele s. Fuchs (a. a. O., S. 180 ff.), welcher aber mit der Aufzählung den ungerechten Vorwurf verbindet, daß die Deutschen ihr Gut zum Schaden ihrer Sprache dahingegeben und wieder empfangen haben.

**) vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 386. 388.

durch umdeutschende Lautveränderung, sondern meist mit Beibehaltung ihrer antiken Gestalt, die man nun ja auch gründlicher kannte und, schon weil man die alten Sprachen überhaupt als mustergültig verehrte, weniger mehr anzutasten wagte. Welchen Einfluß das Lateinische gewinnen mußte, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts die Vorträge auf den Universitäten in lateinischer Sprache gehalten wurden und daher auch an den vorbereitenden untern Schulen das Hauptgewicht auf lateinisch Sprechen und Schreiben gelegt wurde *). Während aber jener Einfluß zunächst die gelehrten Stände traf und von ihnen weiter ausging, kam in der kaufmännischen Welt manches Italiänische auf, weil der Großhandel auf dem Mittelmeer noch immer in den Händen der italiänischen Seestädte lag. Aus Italien drangen aber auch manche Ausdrücke der Musik und bildenden Kunst nach Deutschland, teils durch italiänische Künstler, die an deutsche Höfe berufen wurden, teils durch Deutsche, welche in Italien selbst sich ausgebildet hatten, und wenn technische Ausdrücke zunächst allerdings nur innerhalb des betreffenden Faches Geltung gewinnen, so erstreckt sich diese doch leicht durch bildliche Übertragung auch auf die allgemeine Sprache. — Französischer Einfluß kam nach Norddeutschland durch die flüchtigen Hugenotten, dann im dreißigjährigen Krieg und im Zeitalter Ludwigs XIV. durch die französischen Armeen, welche längere Zeit auf deutschem Gebiete lagerten, und durch die Diplomaten, welche die Verbreitung französischer Sitte und Sprache in der höhern Gesellschaft Deutschlands vervollständigten. Übrigens hat dazu gewiß auch beigetragen die Lektüre der wirklich „klassischen" Litteratur, mit welcher Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert abermals Deutschland vorausgeeilt und teilweise Muster geworden war, jedenfalls vielfach anregend und befruchtend auf die gebildeten Kreise Deutschlands gewirkt hatte. Da übrigens bloße Lektüre nie genügt, um Fremdwörter einzuführen, so muß erinnert werden, daß infolge der erstgenannten Einflüsse das Französische

*) vgl. R. v. Raumer, Geschichte der deutschen Philologie. München 1870. S. 71. 204 ff.

in höhern Kreisen wirklich gesprochen wurde und daß es von dort in die untern Schichten durchsickerte. Die letzte Periode des französischen Einflusses war die napoleonische, im Anfang dieses Jahrhunderts bis zu den Befreiungskriegen, welche denselben doch auch nicht sofort und vollständig überwinden konnten. Das deutsche Nationalgefühl wurde seither durch wissenschaftliche Erforschung der Geschichte und Sprache immer mehr geklärt und gehoben; aber unvermeidlich bleibt trotzdem die Aufnahme neuer Fremdwörter, nur jetzt nicht mehr vorzugsweise aus der Sprache einzelner zeitweise tonangebender Nationen, sondern aus dem allgemeinen Weltverkehr. Der kosmopolitischen Strömung der ganzen heutigen Welt kann sich keine Nation entziehen, am wenigsten die deutsche, welche ziemlich im Mittelpunkt derselben lebt und von jeher eine nationale Eigentümlichkeit gerade in der Fähigkeit und Neigung offenbarte, Fremdländisches vielseitig in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und zur Bereicherung ihres Eigentums zu verwerten. In diesem theoretischen Lerntrieb des deutschen Geistes, der durch die lange politische Ohnmacht des deutschen Staatswesens gefördert wurde, aber den Schaden derselben auch einigermaßen aufwog und die politisch-praktische Erhebung der Nation in neuester Zeit, eben auf Grundlage ihrer vielseitigen und vertieften Bildung, vorbereiten half, liegt ein Hauptgrund, warum die Zahl der Fremdwörter im Deutschen größer ist als in den romanischen Sprachen. Die Franzosen haben allerdings in den letzten Jahrhunderten wenige Wörter aus dem Deutschen aufgenommen; aber sie haben eben Deutschland überhaupt kennen zu lernen sich wenig bemüht und nun diesen auf eitler Selbstüberschätzung beruhenden Mangel schwer genug büßen müssen. Reichliche Fremdwörter (übrigens wie bei uns zu einem großen Teil erst neu gebildete) aus dem Lateinischen und Griechischen sind allerdings auch in die romanischen Sprachen seit den letzten Jahrhunderten aufgenommen worden, stechen aber dort weniger auffallend von dem übrigen Sprachstoff ab, weil dieser eben von Haus aus schon lateinisch war*), und etwas Ähnliches gilt von den Fremdwörtern im

*) vgl. Fuchs a. a. O., S. 174.

Englischen, dessen Sprachschatz ohnehin schon bunt zusammengesetzt war*).

Mit der größern Zahl der Fremdwörter im Deutschen hängt aber auch eine andern Nationen fremde Art der Betrachtung und Behandlung derselben zusammen. Im praktischen Gebrauche des täglichen Lebens wird zwar kein großer Unterschied wahrzunehmen sein, indem man sich allenthalben ziemlich gedankenlos dem Bedürfnis oder der Bequemlichkeit des augenblicklichen Ausdrucks hingibt; aber in Deutschland gibt es neben dieser Praxis ein theoretisches Verhalten zu den Fremdwörtern, welches immer wieder die Reflexion wachruft, daß diese beliebten und zum Teil verhätschelten Kinder des Auslandes eben als solche ein besonderes Augenmerk, einige Sorgfalt und Vorsicht im Gebrauche verlangen. Es ist mir nicht bekannt, daß andere Nationen Fremdwörterbücher besitzen, und der Mangel derselben wird zum Teil die oben angedeuteten Gründe haben; in Deutschland aber sind sie — verschieden von den Glossen und Vokabularien des Mittelalters, welche eher Vorläufer von Wörterbüchern der fremden Sprachen selbst waren — schon seit dem sechzehnten Jahrhunderte nötig und üblich geworden, und zwar nicht als rein gelehrte Werke, sondern für das Bedürfnis jedes gebildeten Geschäftsmannes. Das erste Werk dieser Art erschien im Jahr 1571 unter dem Titel: „Simon Rote's deutscher Dictionarius, d. i. Ausleger schwerer unbekannter deutscher, griechischer, lateinischer, hebräischer, welscher, französischer, auch anderer Wörter, so nach und nach in deutsche Sprache kommen sind" **). Das neueste und beste Fremdwörterbuch, von Heyse, hat vor kurzem eine vierzehnte Auflage erlebt. Unsere Fremdwörterbücher beweisen aber eben nicht so

*) Scheinbar schlagend, aber doch unrichtig hat Klopstock (Sprachwissenschaftl. Schriften II, S. 285 ff.) den stark gemischten Charakter der engl. Sprache dadurch anschaulich zu machen gesucht, daß er bei Übersetzung der berühmten Stelle aus Miltons „Verlorenem Paradies" (Anfang des dritten Buches) die dort vorkommenden Wörter lateinischen Ursprungs als Fremdwörter im Deutschen wiedergab; die dabei herauskommende Entstellung der Poesie fällt nicht der englischen Sprache, sondern dem Übersetzer zur Last. Vgl. L. Geiger, Über deutsche Schriftsprache. Frankfurt 1870. S. 19.

**) Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 390 (Anm. 36).

fast, daß wir am meisten Fremdwörter besitzen und unter ihnen am meisten leiden, sondern zugleich auch, daß wir sie am besten als solche kennen, überhaupt aber, daß wir uns zu ihnen ausdrücklich in ein besonderes Verhältnis gesetzt haben, das sich gerade in ihrem Unterschied von Lehnwörtern am klarsten kennzeichnet. Es mag zwar sein, daß in unsern Fremdwörterbüchern, sowie schon in jenen ältesten, auch einzelne Lehnwörter mit aufgenommen wurden; aber sonst beruht der oben angegebene Unterschied zwischen Lehn- und Fremdwörtern wesentlich eben darauf, daß man früher darnach strebte (freilich nur unbewußt), fremde Wörter als solche möglichst unkenntlich zu machen, während man jetzt dieselben absichtlich als solche möglichst kenntlich zu erhalten oder zu machen sucht, indem man die Form, Aussprache und Bedeutung, in der man sie empfangen hat, erlernt und beibehält. Diesem Zwecke diente ja auch bis vor kurzem der Gebrauch, in Schrift und Druck Fremdwörter durch lateinisch-französische Buchstaben auszuzeichnen, eine der vielen Pedanterien, unter denen die äußere Gestalt und Kultur unserer Sprache so viel gelitten hat, doch noch keine von den schlimmsten und jedenfalls mindestens so vernünftig wie die Auszeichnung der Hauptwörter durch große Anfangsbuchstaben. — Wie übrigens jenes älteste Fremdwörterbuch auch von schweren unbekannten deutschen Wörtern spricht, deren Erklärung es geben wolle, so können auch neuere Fremdwörterbücher nicht umhin und machen sich kein Bedenken daraus, Wörter jener Art mit aufzunehmen; denn es gibt dergleichen in jeder lebendigen Sprache und zu jeder Zeit, teils durch Veraltung einzelner Bestandteile des Wortschatzes, teils durch den Reichtum desselben für alle einzelnen Gebiete, den niemand ganz kennt und beherrscht. In dieser letztern Beziehung darf wohl die Thatsache hervorgehoben und gegenüber blindem Eifer wider Fremdwörter beherzigt werden, daß es recht viele und gute altehrwürdige deutsche Wörter gibt, z. B. für Gerät und Verfahren einzelner Handwerke und Gewerbe, welche uns Gebildeten weit weniger bekannt und geläufig sind als eine Menge moderner Fremdwörter, aber ohne Schuld der letztern, so daß man also erst jene kennen lernen sollte, die uns in aller Nähe fremd geblieben sind, bevor man diese verfolgte, nur darum, weil sie aus der Fremde gekommen sind. —

Zurückblickend auf die bisherige Darstellung, wollen wir dieselbe mit einer Vergleichung abschließen, welche uns das Aufkommen und die Geltung von Lehn- und Fremdwörtern vielleicht noch anschaulicher machen kann.

Die Bevölkerung eines kultivierten Landes oder auch schon einer größern Stadt besteht heutzutage meistens aus ziemlich verschiedenartigen Elementen, welche auch mit ungleicher Festigkeit und Geltung ihrem Wohnort angehören. Den ältesten Bestandteil bilden natürlich die eingesessenen Altbürger, in der Schweiz noch da und dort im Unterschied von „Bürgern“ des Staates „Burger“ genannt, wobei wir den Mangel des Umlautes auf das zähere Festhalten dieser Klasse an altem Brauch ausdeuten können. Obwohl die Altbürger an vielen Orten bereits sehr zusammengeschmolzen sind und der Zahl nach von neuen Elementen der Bevölkerung übertroffen werden, müssen sie bei unserer Vergleichung den alteinheimischen Wörtern entsprechen, welche der Zahl nach in allen Sprachen überwiegen. Die nächstfolgende Klasse, der Neubürger, welche gegenwärtig an den meisten Orten durch erleichterte Aufnahmsbedingungen in erfreulicher Zunahme begriffen ist und von manchen Städten auch schon im Mittelalter gehegt wurde, besteht zunächst wohl aus Angehörigen der Umgegend und des weitern Vaterlandes, doch werden auch schon ursprünglich Landesfremde darunter sein; sie alle mochten entweder wegen besonderer Verdienste mit dem Bürgerrechte beschenkt worden sein oder sich freiwillig eingekauft haben oder durch Not zum Eintritt gezwungen worden sein. Im Sprachschatz entsprechen den erstern neuere Wortbildungen aus einheimischem Stoffe, den letztern Lehnwörter, welche sich bereits eingelebt und ganz wie einheimische durch Ableitung und Zusammensetzung (entsprechend Eheverbindungen von Neubürgern mit Altbürgern) sich fruchtbar erwiesen haben. Einen andern Teil der Lehnwörter müssen wir aufbehalten zur Vergleichung mit einer dritten Klasse der Einwohner, den Ansäßen (bei uns auch „Hintersäßen“ genannt), welchen zwar für gewisse Leistungen auch gewisse Befugnisse im Gemeindehaushalt zukommen, aber das volle Bürgerrecht mangelt. In Wirklichkeit sind nun zwar nicht alle Ansäßen Landesfremde, aber doch viele, und da sie im übrigen mit den Bürgern sich gut ver-

tragen, befreunden und auch durch Heirat verbinden können, so mögen auch sie zum Teil noch Lehnwörtern verglichen werden; einen andern Teil von ihnen aber, nämlich die erst seit kürzerer Zeit angesessenen, mit denen man zwar auch schon verkehrt, aber sich nicht näher einläßt, bevor man sie einigermaßen kennen gelernt hat, und die wohl gelegentlich auch mißkannt oder gar mißhandelt werden — diese Ansäßen werden wir bereits weniger günstig gestellten, mit einigem Mißtrauen angesehenen Fremdwörtern vergleichen, welche auch, mit fertiger Bedeutung herübergenommen, weniger leicht neue Bildungen erzeugen. Für den Rest der Fremdwörter, der immer noch groß genug sein kann, bleibt uns dann noch die nicht einmal ansäßige, sondern nur auf kürzere Zeit am Orte sich aufhaltende, die sogenannte „flottante“ Bevölkerung, aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt, seien es dürftige Arbeiter, die doch ihren redlichen Verdienst betreiben und zur Belebung der Stadt beitragen, oder vermöglichere Leute, die als „Kuristen“ oder Touristen ihr Geld bei uns verzehren, weitgereiste Handelsleute, Künstler oder Gelehrte, die irgend ein Geschäft bei uns einzukehren veranlaßt, endlich wohl auch einige bloße Schwindler und Schmarotzer, welche wir gern wieder das Feld räumen sehen, nachdem sie es eine Weile abgeweidet oder für ihre Zwecke uneinträglich gefunden haben.

Diese ganze Vergleichung hat, wie jede ähnliche, wenn man sie ins einzelne verfolgen will, ihre offenbaren Unzulänglichkeiten; indessen ist gerade das etwas Schwankende der Abteilungen auf beiden Seiten im Wesen der Sache begründet, und dieses wird auch dadurch einigermaßen getroffen, daß fremde Wörter wirklich zum großen Teil durch solche soziale Verhältnisse und Vorgänge, wie die eben skizzierten, eingeführt und getragen werden, so daß nach dieser Seite die Zusammenstellung mehr als bloß bildliche Bedeutung hat.

Wer trotzdem mit derselben sich nicht befreunden oder begnügen kann, dem wollen wir noch eine andere Vergleichung anbieten, welche zwar aus der Geschichte der Natur genommen ist, aber auch zeigt, wie diese mit der Kultur sich berührt.

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von fremden Wörtern sind Namen von ausländischen Pflanzen und Tieren, welche zum Teil

bei uns importiert oder akklimatisiert sind, zum Teil aber auch bloß in wissenschaftlichen Sammlungen durch einzelne Exemplare vertreten oder bloß aus Beschreibungen und Abbildungen bekannt. Daß man diesen Gegenständen, wenn sie an ihrem Fundort bereits einen Namen hatten, eben diesen fremden läßt, ist natürlich, zumal da die Wissenschaft durch immer neue Entdeckungen, denen ein Name noch fehlt, Anlaß genug behält, selbst in Namenschöpfung sich zu versuchen, welche dann bekanntlich meist auf lateinisch-griechischen Wortstoff angewiesen ist und nicht immer nach den Regeln der Sprachwissenschaft verfährt. Es haben aber Pflanzen und Tiere nicht erst durch menschliches Eingreifen über ihre ursprüngliche Heimat hinaus sich verbreitet, sondern die geographische Geschichte derselben datiert schon aus einer Zeit, wo die Erde noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt und auch noch keine menschlichen Bewohner hatte. Die bei uns so bekannten und geschätzten erratischen Blöcke und kleinere durch Gletscherbewegung verbreitete Gesteine beweisen aber, daß sogar das Steinreich seine Wanderungen erlebt hat, lange vor denen der Völker. Dennoch gleichen nun gerade diese Steinblöcke in ihrer seltsamen Verbreitung manchen ebenso auffallenden Wortbrocken, welche bei uns abgelagert sind und deren Herkunft eben auch nur die Wissenschaft zu enträtseln vermag, und auch jene Pflanzen und Tiere, die durch mancherlei zufällige Naturbedingungen, durch Luft- und Meeresströmungen, zwischen Kontinenten und Inseln hin und her geworfen wurden, als diese noch selbst erst im Werden waren, dann auch innerhalb der bereits festgestalteten Kontinente ihren Wohnort zwischen Ebene und Gebirge verschoben, gleichen in ihrer Lebensgeschichte den Wörtern, die durch wechselnde Geschicke ganzer Völker und einzelner Menschen herumgetragen wurden, um auf kürzere oder längere Zeit da und dort sich niederzulassen.

Die fremden Wörter für fremde Naturgegenstände sind verhältnismäßig nur ein kleiner Teil der Masse, überdies der unschuldigste, unschädlichste und auch am wenigsten angefochtene. Es ist aber überhaupt von Interesse, in welchen Teilen des gesamten Vorrates von Begriffen sich am meisten fremde Wörter eingenistet haben. Die Sprachen sind auch darin von einander verschieden, und eine vergleichende Untersuchung derselben auf

jenen Punkt hin läßt auf Ereignisse der politischen und Kulturgeschichte schließen, welche jenen thatsächlichen Bestand der ungleichen Verteilung der fremden Wörter auf einzelne Lebensgebiete, innerhalb einer Sprache und zwischen mehrern, zu erklären geeignet sein mögen, oder sie dient wenigstens zu erwünschter Bestätigung anderweitig schon gefundener Thatsachen. Wir haben oben bei der Darstellung der zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Seiten ins Deutsche eingedrungenen Lehn- und Fremdwörter solche Spezialisierung bereits angedeutet und kommen im Folgenden darauf zurück; so viel ist schon jetzt klar, daß man die fremden Wörter, um ihnen Interesse abzugewinnen und um sie weder zu hoch noch zu gering zu schätzen, weder bloß in ihrer Vereinzelung noch als wüste, wirre Gesamtmasse nehmen muß, sondern zusammengestellt und gesondert nach sachlichen Kategorien des wirklichen Lebens, in welchem sie stehen, und der lebendigen Geschichte, aus der sie geflossen sind. Es ist einleuchtend, daß es nicht zufällig und gleichgültig sein kann, ob eine Nation für ganze Reihen oder Gruppen ihrer Lebensinteressen vorwiegend selbstgeschaffene oder aber entlehnte Benennungen habe; oder wenn es auch schließlich praktisch gleichgültig wäre, so bliebe es doch theoretisch ein anziehender und fruchtbarer Gegenstand geschichtlicher und psychologischer Forschung. Wir können und wollen aber diesen Punkt jetzt nur noch an den eigentlichen Fremdwörtern in Behandlung ziehen und auch hier nur soweit er zusammenhängt oder sich verbinden läßt mit der praktischen Frage (welche gegenüber den Lehnwörtern nicht mehr erhoben werden kann, weil diese im Gebrauche bereits feststehen oder nicht einmal kenntlich sind), wie wir uns selbst in Absicht auf Duldung und Anwendung von Fremdwörtern am besten zu verhalten haben. Unser Verhalten muß und kann nämlich offenbar nicht gegen alle Arten von Fremdwörtern ohne weiteres dasselbe sein, weil sie selbst von verschiedenem Ursprung und Werte sind: es gibt unentbehrliche und unverfängliche, die auch bereits zu weit verbreitet und zu tief eingedrungen sind, als daß man sie wieder verbannen könnte; es gibt aber auch entbehrliche und ihrem Werte nach zweideutige, die auch noch gar nicht alle fest gewurzelt sind, sondern zum Teil noch in dem wechselnden Luftzug der Mode schweben.

Zu der erstern Art gehören vor allen die bereits angeführten Namen von ausländischen Natur- und Kulturprodukten, also von Dingen, die auch selbst erst durch den Weltverkehr aus der Fremde eingeführt sind und im Inland nicht ebenso gut oder gar nicht erzeugt werden konnten, benannt am Ende wohl auch, wenn sie es nicht schon wären; hier haben wir also sachlich und sprachlich eine reine Bereicherung empfangen, gegen die sich niemand sträubt. Nun darf man aber nicht etwa umgekehrt schließen, alle Dinge, die fremde Namen tragen, seien auch wirklich aus der Fremde eingeführt und tragen ihren Namen mit unbedingtem Rechte; denn das Wort „schreiben" z. B. ist lateinischen Ursprungs, beweist aber nicht, daß die alten Deutschen die Schrift überhaupt erst von den Römern gelernt haben, sondern höchstens eben die lateinische und deren Verbreitung in weitere Kreise, da die alteinheimische Runenschrift nur zu besondern Zwecken und bei den betreffenden Ständen üblich gewesen war. Eine zweite und weitaus zahlreichere Art von Fremdwörtern sind also Benennungen von (mehr oder weniger) allgemein menschlichen Dingen, welche auch im Inland erzeugt und benannt werden konnten, aber da sie durch irgend eine besondere Fügung nun einmal zuerst durch fremde Hand, samt ihren Namen aus fremdem Mund uns mitgeteilt wurden, und zwar in irgend einer besondern Fassung, die uns vorteilhaft schien, zunächst für diese überlieferte Gestalt, dann wohl auch für einheimische Modifikationen derselben, ihren fremden Namen beibehielten. Hier müssen nun aber wieder mehrere Unterarten gesondert werden, welche nicht dieselbe Behandlung verdienen und ertragen, und mit diesen feinern Unterscheidungen gewinnt die Frage nach der Berechtigung der Fremdwörter ein tieferes Interesse.

Hierher gehören vor allen die Fremdwörter der Wissenschaften und Künste, auch des Handels und der Gewerbe, jene meist aus dem klassischen Altertum überliefert oder überlieferten nachgebildet, diese mehr aus den neuern Sprachen geschöpft. Wir stehen hier auf wesentlich internationalem, kosmopolitischem Gebiete; denn die meisten hierher gehörigen Dinge sind, nachdem sie einmal bei irgend einem Kulturvolk aufgekommen, auch von andern angenommen worden oder fähig, mit einigen Modifikationen an-

geeignet zu werden. Daher ist denn auch die Masse der betreffenden Fremdwörter sehr groß und wird von der Laienwelt beklagt, weil sie die Zugänglichkeit und Gemeinverständlichkeit der betreffenden Gebiete erschwert; sie kann aber im Interesse der Sache selbst, d. h. der fortschreitenden Bildung nicht ohne weiteres beseitigt, sondern höchstens allmählich durch teilweise Übersetzung in die Landessprachen vermindert werden. Solche Übersetzung ist übrigens viel weniger leicht und unbedingt nützlich, als sich Laien wohl vorstellen; denn es entsteht dadurch die Gefahr, entweder von der nötigen Schärfe der wissenschaftlichen und technischen Bezeichnungen etwas nachzulassen, indem man die spezifischen fremden Ausdrücke durch einheimische von allgemeinerer Bedeutung ersetzt, oder die Reinheit und Deutlichkeit der Landessprache selbst zu verkümmern, indem man einheimischen Wörtern neben ihren oft bereits sehr vielfachen Bedeutungen noch andere aufbürdet, welche sich mit den bisherigen leicht verwirren oder den Gebrauch der Wörter für andere Zwecke, z. B. rhetorische oder poetische, durch die ihnen angehängten Nebenbeziehungen beeinträchtigen: es entsteht also die Gefahr, indem man mit denselben Mitteln zwei Zwecken dienen will, den einen oder alle beide zu schädigen. Wünschbar ist natürlich, daß man die Menge der fremdartigen Kunstausdrücke nicht ohne Not, d. h. aus bloßer Bequemlichkeit oder Gewohnheit vermehre, wenn sich ein passendes einheimisches Wort finden oder schaffen ließe; aber auch dann kann ja der Fall eintreten, daß ein solches Wort, trotz seines einheimischen Klanges und Scheines, für den betreffenden Zweck doch erst wieder einer Erklärung bedarf, so gut wie ein fremdes, also die Schwierigkeit nicht umgangen ist, sondern nur in anderer Gestalt wiederkehrt. Oder es kann das fremde Wort zwar leicht verständlich übersetzt werden, aber nur durch eine schwerfällige weitläufige Umschreibung, unter welcher die ebenso wünschbare Kürze des Ausdrucks leidet. — Wer rechten Eifer hat, sich eine Wissenschaft oder Kunst berufsmäßig anzueignen, darf und wird auch die Schwierigkeiten nicht scheuen, die den Zugang zu derselben von Seite der Sprache umgeben; wer aber bloß als Laie einen Blick in ein solches Gebiet thun will, kann nicht den Anspruch erheben, daß seiner Person zuliebe das Interesse der Sache gefährdet werde.

Natürlich kann von Seite der Fachmänner die Fremdheit der Kunstausdrücke gelegentlich mißbraucht werden, um dem Publikum Dinge geheim zu halten, deren Kenntnis ihm erwünscht und unschädlich wäre, oder durch Umsichwerfen mit hochklingenden Phrasen sich ein falsches Ansehen zu geben; aber von der andern Seite liegt ebenso nahe die Gefahr, ungenügend übersetzte Kunstausdrücke eben auch nur halb zu verstehen und so weiter zu geben. Wer ehrlich Aufklärung sucht, wird sie aus litterarischen Hilfsmitteln oder aus dem lebendigen Munde von Fachmännern immer finden, soweit sie ihm überhaupt gegeben werden kann.

Am ehesten auf dem Gebiete des Rechts- und Staatswesens sollte man von Seite der Fachmänner größere Verständlichkeit, bezw. Übersetzung mancher Ausdrücke anstreben, weil jeder Gebildete als Bürger in den Fall kommt, sich in privaten und öffentlichen Angelegenheiten ein eigenes Urteil in diesen Dingen bilden zu müssen, und weil Gesetze und Verordnungen, die für das ganze Volk bestimmt sind, vor allem müssen verstanden werden, um befolgt werden zu können. Hier berühren wir einen wirklichen Übelstand, über den vielfach mit Recht geklagt wird. Den Fachmännern ist natürlich nicht zuzumuten, daß sie bei Verhandlungen unter sich der hergebrachten, überdies auch hier vielfach vorteilhaften und unvermeidlichen Fremdwörter sich enthalten; aber schon die Praxis der Geschwornengerichte zeigt oft die Notwendigkeit, über wichtige Begriffe des Strafrechts, z. B. „Affekt", Aufklärung zu erteilen, und wenn das Volk bei uns vollends in Zukunft über alle Gesetze selbst abstimmen soll, wenigstens so, daß ihm neue Hauptgrundsätze derselben zur Annahme vorgelegt werden, so dürfen diese entweder keine fremdartigen Ausdrücke enthalten oder es müssen solche durch beigegebene schriftliche und mündliche Erklärung verständlich gemacht werden. Übrigens wissen wir wohl, daß die Schwierigkeiten solcher Erklärung keineswegs bloß sprachlicher, sondern auch sachlicher Art sind und daß engere Kreise auf diesem Gebiete nicht von sich allein aus mit Verbesserungen und Neuerungen vorgehen können, weil dasselbe, wie die Orthographie, Sache der ganzen Nation ist und nur durch allmähliche Vorbereitung und Einverständnis einer überwiegenden Mehrheit oder tonangebender Autoritäten umgestaltet

werden kann. Vor allem wäre es Aufgabe der Publizistik, der periodischen Presse, die Vermittlung der Wissenschaft mit dem Volksleben gerade auf diesem Gebiete zu übernehmen, und zwar dadurch, daß sie einerseits selbst einer möglichst verständlichen Sprache sich beflisse und aller unnötigen Fremdwörter sich enthielte, anderseits dadurch, daß sie darauf ausgienge, bei der Behandlung jeweilen herrschender Tagesfragen die dabei unvermeidlichen Kunstausdrücke vor allem förmlich zu erklären. Nirgends aber wuchert die Fremdwörtersucht stärker und schlimmer als gerade in der politischen Presse, welche dadurch eines guten Teils ihrer sonst möglichen und so sehr nötigen und fruchtbaren Einwirkung auf weitere und weiteste Kreise beraubt wird. Und zwar haben sich gerade hier nicht bloß eigentlich wissenschaftliche, richtig gebildete und scharf bezeichnende Ausdrücke eingeschlichen, die ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt und hingenommen werden, sondern auch manche unrichtige, unklare, zwitterhaft gebildete Wörter aus sehr verschiedenen Quellen. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche in den Zeitungen oft nur vorübergehend und möglichst schnell nach den Bedürfnissen des Augenblicks zur Behandlung kommen müssen, auch der zunehmend internationale Charakter eines Teils derselben, überdies die ungleichen Bildungsstufen der Leser entschuldigen zwar jene Übelstände einigermaßen und erschweren jedenfalls das Streben nach Besserung; aber immerhin könnte ohne Zweifel mehr geschehen, als auch nur versucht wird; es ist im allgemeinen ein ansteckender verderblicher Schlendrian eingerissen, von dem sich der einzelne sogar bei gutem Willen schwer losreißt.

Eine andere ebenfalls sehr zahlreiche und wohl am meisten angefochtene Klasse von Fremdwörtern sind diejenigen, welche nicht zunächst nur bei einzelnen Ständen und Berufsarten, sondern ziemlich allgemein im Gebrauche sind, meistens in die Sphäre des häuslichen und geselligen Lebens, jedoch nur der Außenseite desselben, gehören und zu einem großen Teil aus Frankreich stammen*). Aber auch hier müssen Unterschiede gemacht werden. Daß wir

*) Dr. Laubert, Die französischen Fremdwörter in unserm heutigen Verkehr. Schulprogramm. Danzig 1866.

eine Menge französischer Namen von Speisen, Kleidungsstücken und Geräten haben, ist bekannt und begreiflich, aber auch ganz unverfänglich und gar nicht anders zu beurteilen als die zuerst angeführten Namen von Natur- und Kulturprodukten aus andern Ländern. Da die Franzosen einmal anerkanntermaßen auf dem Gebiete des Luxus erfinderischen Geist und ansprechenden Geschmack haben, warum sollen wir ihnen nicht durch Beibehaltung auch der ihren Erfindungen gegebenen Namen gebührende Ehre erweisen und bekennen, daß wir auf diesem Gebiete von ihnen mancherlei empfangen und gelernt haben, was zu erlaubter Verschönerung des Lebens dient? Dann soll aber auch, was Übertriebenes, Ausgelassenes, Eitles, Lächerliches, zum Teil erst durch oberflächliche, leichtfertige oder ungeschickte Nachahmung bei uns, sich daran gehängt hat, französischen Namen behalten und dadurch seinen Ursprung verraten; was hingegen durch unser Zuthun an jenen Dingen etwa verbessert und teilweise in deutschem Geist umgestaltet worden ist, braucht nicht immer noch französisch benannt zu werden, als ob auch dies nur entlehnt wäre. Vollends verwerflich ist die Gewohnheit, Dingen, die gar nicht einmal aus Frankreich gekommen, sondern überhaupt Gemeingut der natürlichen oder gebildeten Menschheit sind, nur darum einen französischen Namen zu lassen, weil ein solcher einmal in der Zeit französischer Oberherrschaft über Europa auch zu uns gedrungen und hangen geblieben ist, ganz zufällig, ohne allen tiefern Anspruch auf Beibehaltung und nur auf den kindischen Aberglauben gestützt, daß alles, was man fremd benenne, eben dadurch vornehmer klinge und auch mehr wert sei oder wenigstens scheine, weil es mit seiner Herkunft aus der Ferne feinere Gestalt der Sache selbst und feinere Bildung des Sprechenden verrate. — Im übrigen muß besonders hier das Prinzip gelten, daß Fremdwörter, solange man sie als solche kennt und kennzeichnet, etwas von der Gefährlichkeit und Widrigkeit verlieren, die ihnen sonst anhaften würde; je mehr man sich ihrer bewußt ist und sich innerlich frei von ihnen weiß, um so ruhiger darf man sich ihren Gebrauch gelegentlich gestatten. Für bestimmte Zwecke muß er ohnehin erlaubt oder geradezu geboten sein, nämlich um zur Darstellung gewisser Charaktere und Sitten, die wirklich zur Fremde neigen,

die natürlichen Farbentöne zu liefern. Der belletristische Schriftsteller, der nicht französische, aber französierende Elemente in der deutschen Gesellschaft schildern will, darf sich also dieses Mittels ohne Scheu bedienen. Dagegen trifft verdienter Tadel manche Verfasser von Romanen, Novellen und Feuilletonkritiken, welche ohne besondere Zwecke, nur aus Nachlässigkeit oder Anbequemung an gewisse Leserkreise durchgängig den Gebrauch zahlreicher, obendrein oft nur phrasenhafter Fremdwörter sich angewöhnt haben und wohl gar für ein Kennzeichen oder Ideal eines guten Salonstils halten.

Wenn übrigens die Fremdwörter in der Umgangssprache und in der leichten Unterhaltungslitteratur unleugbar überhand genommen haben und nicht mehr leicht zu vertreiben sein werden, so bleibt dem nationalen und moralischen Gefühle der Trost, daß die innerste Gemütssphäre des Ernsten und Heiligen von ihnen frei geblieben ist und der Natur der Sache nach auch frei bleiben wird. So schließen denn auch die höhern und höchsten Gattungen der Poesie und Beredsamkeit den Gebrauch von Fremdwörtern unwillkürlich fast ganz aus, was immerhin für beide Teile charakteristisch ist. Im ernsten Epos und Drama, sowie im echten Liede, in der Predigt und andern feierlichen Redeformen würden Fremdwörter unser Gefühl entweder unmittelbar beleidigen oder zum Lachen reizen, während sie im niedrigern, komischen und satirischen Stil ganz am Platze sein und treffliche Wirkung thun können. Es ist aber überhaupt bemerkenswert, daß Fremdwörter auch in der gewöhnlichen Umgangssprache oft entweder geradezu zweideutige und komische Erscheinungen bezeichnen oder leicht Nebenbegriffe jener Art annehmen, und zwar nicht bloß wenn sie falsch gebraucht werden. Es wäre übereilt, dies daraus erklären zu wollen, daß jede Nation von Natur geneigt sei, an einer andern vorherrschend Schwächen und Fehler zu finden, was freilich wahr ist, aber durch die unwillkürliche Achtung auch manches Guten an ihr ziemlich wieder aufgewogen wird; überdies könnte jene Neigung, auch wenn sie noch so stark wäre, ihre Rechtfertigung nicht gerade aus der an sich indifferenten Sprache der andern Nation schöpfen; aber daß von zwei sonst synonymen Ausdrücken der einheimische leichter einen günstigen Begriff behält oder erhält als der fremde, ist Thatsache, scheint auch nicht unbillig

und bewährt sich sogar an längst aufgenommenen und sonst harmlosen Lehnwörtern: „Haupt“ ist edler als „Kopf“, „Roß“ edler als „Pferd“, und das Wort „edel“ selbst sagt mehr als „nobel“, was nicht viel über „vornehm“ hinausreicht. Es liegt wohl darin ein unbewußtes Gefühl davon, daß jede Sprache imstande sein muß, alles Wesentliche aus eigenen Mitteln zu benennen, so daß Entlehnung nur als Ergänzung für Nebenbegriffe Raum und Recht behält; und in der That gesteht, wer für Benennung von Wesentlichem in die Fremde betteln geht, dadurch nicht so fast einen Mangel seiner Sprache, sondern seiner Kenntnis und Beherrschung derselben.

Jede bildsame und gebildete Sprache enthält in sich den Keim unendlicher Ausdrucksfähigkeit, gleichsam einen Keim des ganzen menschlichen Sprachvermögens; aber keine Sprache hat zu irgend einer bestimmten Zeit jenes Vermögen in Gestalt ihres wirklichen Wortvorrates bereits erschöpft, und eben darum war sie darauf angewiesen, von andern zu borgen, was diese zufällig frühzeitiger an treffenden Ausdrücken erzeugt hatten. Solche Ausdrücke empfehlen sich oft nicht bloß durch ihre Kürze im Vergleich mit einheimischen, sondern auch durch einen in derselben gleichsam verdichtet enthaltenen Reichtum von geschichtlichen und andern Beziehungen, welche nur auf Umwegen aus einander gelegt, aber durch neue einheimische Wörter nie eigentlich übersetzt oder ersetzt werden könnten. Die bloße Nennung einiger Beispiele muß hier genügen; denn die Begründung derselben würde eben schon zu weitläufig werden. Man prüfe Wörter wie „Instinkt, Krisis, Konstellation, konfiscieren, fatal, Transport, Maschine“ und „mechanisch“, „klassisch“ und „romantisch“, „naiv“ und „sentimental, ironisch, blasiert“; von Wörtern wie die oben schon angeführten „Natur, Charakter“ und solchen wie „Person, Religion“ sehen wir hier ab, da sie bereits mehr Lehnwörter als Fremdwörter sein mögen. Aber auch letztere geborgt zu haben und zu gebrauchen, ist weder Schaden noch Schande, sondern Vorteil und Ehre, kein eitler Luxus, sondern wirkliches Bedürfnis, keine Entstellung, sondern unter Umständen eine Zierde, nicht ein Zeugnis von Armut, sondern von Reichtum, nicht barbarische Roheit, sondern ein Zeichen feinerer Kultur. Fremdwörter beweisen nämlich

nicht nur regen und fruchtbaren Verkehr des betreffenden Volkes mit andern, auch mit bereits ausgestorbenen auf rein geistigem Wege, also überhaupt gesteigertes geistiges Leben, und sie dienen uns auch nicht bloß unmittelbar zu möglichst vielseitigem und gewandtem Ausdruck, sondern es wird durch sie mittelbar auch unsere eigene Sprache in sich selbst bereichert, indem die aufgenommenen Fremdwörter einen Reiz auf die einheimische Sprachthätigkeit üben, der sie durch jene Entlehnung keineswegs erschlaffen läßt: es wird vielmehr in der aufnehmenden Sprache eine wetteifernde, selbstschöpferische Gegenwirkung erzeugt, nicht etwa das Aufgenommene wieder auszustoßen, sondern es zu verdauen und weiter zu ergänzen. Dies geschieht zum Teil durch eine Art von Übersetzung, welche, freilich verschieden von jener früher erwähnten unbewußten Nachbildung ausländischer Redensarten, nur von gelehrten Kreisen ausgehen kann, denen der etymologische Sinn der Fremdwörter bekannt ist, und auch nicht den Zweck hat, dieselben zu ersetzen, sondern nur zu erklären, aber eben dadurch deutsche Synonyme der Fremdwörter in Aufnahme bringt. Ausbildung der Synonymik kann aber auch stattfinden ohne Neubildung deutscher Wörter, nur indem bereits vorhandene zu den fremden in ein Verhältnis synonymer Ergänzung und Abstufung gesetzt und dadurch Paare oder Gruppen von Begriffen als feinere Unterschiede gegen einander abgeklärt und zugeschliffen werden, wodurch die Sprache im ganzen intensiv, qualitativ bereichert wird *). Beispiele können auch hier nur angeführt, nicht ausgeführt werden. „Volksherrschaft“ ist offenbar zunächst Übersetzung des fremden Wortes „Demokratie“, hat aber dieses nicht verdrängt, sondern neben ihm eine verschiedene, etwas allgemeinere Bedeutung gewonnen; „Freistaat“ ist zwar nicht wörtliche, aber freie Übersetzung von „Republik“ und kann um so eher von diesem auch wieder unterschieden werden. Im übrigen vergleiche man etwa: Asyl, Zuflucht, Freistatt; perfid, stärker und schlimmer als: treulos; moralisch, sittlich; Skizze, Entwurf; Temperament, Naturell, Gemütsart; Talent, Anlage; Photographie, Lichtbild; Genius, Genie, Geist; Nation, Volk; Kultur, Bildung; magisch,

*) vgl. Bacmeister, Germanistische Kleinigkeiten. Stuttgart 1870. S. 56.

zauberisch; kompliziert, verwickelt; Ähnliches in andern Sprachen, z. B. englisch liberty neben freedom; equitable, fair (feinere „Nuancen" des einfachen deutschen „billig"). *)

Die Vorteile, welche einer Sprache aus mäßiger Aufnahme und Anwendung von Fremdwörtern erwachsen, springen vielleicht weniger in die Augen als manche Nachteile, die mit dem Übermaß derselben verbunden sind; wir werden uns aber schließlich der Ansicht zuneigen, daß die Fremdwörter an sich indifferent seien und daß es hier, wie bei so vielen ähnlichen Dingen, eben nur darauf ankomme, was wir selbst aus ihnen machen. Jedenfalls darf hier so wenig als anderswo der mögliche Mißbrauch den Gebrauch überhaupt aufheben, und thöricht wäre blinder Eifer gegen Aufnahme und Gebrauch von Fremdwörtern auch schon darum, weil der Versuch einer gänzlichen Ausrottung derselben, besonders in kürzerer Frist, ohne Erfolg bleiben müßte. Wer glaubt, dieselben durch irgend welche Vorsätze und Maßregeln leicht vertreiben zu können, weiß nicht oder vergißt, auf welchen Wegen sie meistens eingedrungen sind, nämlich nicht bloß durch Angewöhnung und Nachahmungssucht einzelner Personen im kleinen, sondern durch großartige geschichtliche Konstellationen und Berührungen, welchen das ganze Volksleben zu Zeiten unterworfen war und sich nicht entziehen konnte. Nur auf eben diesen Wegen können Übermaß und Mißbrauch der Fremdwörter, wenn sie sich wirklich eingeschlichen haben, allmählich auch wieder abgestellt werden. Es muß eine tief innerliche Erstarkung des Nationalgefühls in weitesten Kreisen, es muß vielleicht sogar eine Umkehrung der politischen Machtverhältnisse stattgefunden haben, wenn eine Rückwirkung davon auch auf die Sprache in gründlicher und nachhaltiger Weise erfolgen soll. Denn im Leben der Sprache geschehen alle Veränderungen höchst langsam, durch allmähliche Umstimmung; es müssen mittelbare Wege eröffnet werden, auf denen die Heilkraft der Natur aus eigenem Antrieb wieder ausstoßen kann, was der Organismus zu viel aufgenommen hat, ebenso unbewußt wie es hineingekommen, und erst nachdem oder

*) vgl. Dr. C. Abel, Über Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Berlin 1869. S. 9 ff.

wenigstens während zugleich für einen Ersatz des aufgegebenen Fremden durch vermehrtes Eigenes gesorgt ist. Natürlich ist die Beteiligung der einzelnen an der Gesamtwirkung durch persönliche Einsicht und Bemühung und wohl auch durch Verbindungen unerläßlich, denn die größten Wirkungen vollziehen sich am Ende doch alle nur im kleinen; aber eben diese Wechselwirkung muß man stets im Auge behalten, hier wie bei den Bestrebungen für Reform der Orthographie, welche wir nochmals als gleichzeitige Parallele anführen.

Im alten Rom eiferten Männer wie der Zensor Cato gegen das Überhandnehmen des griechischen Einflusses auch in der Sprache; in neuester Zeit suchen die Griechen die türkischen Elemente, die Rumänen die slavischen aus ihrer Sprache auszumerzen. Auch in Deutschland sind schon mehrmals Anläufe gegen die Fremdwörter gemacht worden, natürlich besonders in Zeiten, wo sie in gefährlichem Maße zugenommen und Herrschaft gewonnen hatten. Schon im Mittelalter klagten einzelne Dichter gegen übertriebene Vorliebe für französische oder flämische Redeweise, während dagegen der berühmte und volkstümliche Prediger Berthold (der auch in der Schweiz unter großem Zulauf sich hören ließ) gelegentlich in sehr bemerkenswerter Weise den Gebrauch lateinischer Wörter wegen ihrer vorteilhaften Kürze gegenüber deutschen Umschreibungen in Schutz nahm*). Im siebzehnten Jahrhundert, wo die fremden Einflüsse ihren höchsten Grad erreicht hatten, erhoben sich dagegen die eben damals gestifteten Gesellschaften deutscher Gelehrten und Dichter, welche ihre Bemühungen um Hebung vaterländischen Wesens und Sinnes insbesondere auch auf Reinigung der deutschen Sprache richteten**). Diese Bestrebungen waren gut gemeint und auch nicht ohne allen Erfolg, wenigstens in der Poesie, wo die fremden Elemente doppelt störend empfunden werden, weil sie die natürliche Sprache des Herzens sein soll. Aber im Streben nach Ersatz der Fremd-

*) Bertholds Predigten, herausgegeben von C. F. Kling. Berlin 1824. S. 320: „Wir haben vil wort in der latîne, diu wir in diutsche niemer ûȥ künnen gelegen wan mit gar vil umberede.“ —

**) v. Raumer, Gesch. d. germ. Philologie, S. 74. Gervinus, Gesch. d. deutschen Dichtung IV, 189 ff.

wörter durch deutsche kamen auch Mißgriffe vor, geschmacklose und schwerfällige Neubildungen, und Opitz, der an der Spitze der damaligen Erneuerung der deutschen Poesie stand und auch selbst zu den Mitgliedern der sogenannten „fruchtbringenden Gesellschaft" (des Palmordens) gehörte, war unbefangen genug, einzusehen, daß die deutsche Sprache der fremden Wörter doch nicht leicht entbehren könnte, weil sie, besonders für gewisse Gattungen der Prosa, wirklich noch arm und unausgebildet war.

Seit dem viel mächtigern Aufblühen der deutschen Litteratur im vorigen Jahrhundert haben sich „puristische" Bestrebungen wohl zeitweise erneuert *); aber daß sie eben bei der glänzend errungenen Selbständigkeit der neuen Litteratur auch weniger mehr notwendig waren, geht daraus hervor, daß gerade die klassischen Schöpfer und Träger derselben, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, keineswegs für Sprachreinigung um jeden Preis sich ereiferten und, je mehr sie einerseits die deutsche Sprache in reinstem Glanz erscheinen ließen, sich um so weniger Bedenken machten, in der Prosa besonders und vollends im vertrautern und freiern Stil ihrer Briefe die zahlreichen Fremdwörter zu gebrauchen, die bei den Zeitgenossen eben noch üblich waren. Goethe sagt, die Muttersprache reinigen und bereichern sei das Geschäft der besten Köpfe, Reinigung ohne Bereicherung aber sei oft geistlos wie die Urteile von Halbkennern über Kunstwerke, an denen sie irgend eine kleine Verzeichnung rügen, vom Verdienste des Ganzen aber nichts verstehen.

Die sogenannte romantische Schule war zwar zunächst noch mehr als die klassische auf Wiederherstellung rein deutschen Geistes und Geschmackes gerichtet, und Männer wie Fichte, Arndt, Jahn waren nicht bloß von der Herrlichkeit der deutschen Sprache begeistert, sondern haben auch in ihrer Handhabung derselben das Streben nach rein deutschem Ausdruck gelegentlich mit einiger Kühnheit bis auf die Spitze getrieben; auch ist ja eben damals die Wissenschaft der deutschen Philologie entsprungen, welche am ehesten berufen und fähig war, Maß und Ziel der deutschen Spracheinheit zu weisen: aber die romantische Schule blieb bei

*) v. Raumer a. a. O., S. 487. 489.

ziemlicher Vielseitigkeit ihrer Antriebe und Bestrebungen bekanntlich nicht ausschließlich national, und J. Grimm, der Gründer der deutschen Philologie, war zwar in seinem persönlichen Stil wie in seinen wissenschaftlichen Forschungen auf Reinheit des deutschen Ausdrucks und Ausbeutung des reichen Schatzes der heimischen Sprache mit ebenso stetem Eifer wie feinem Sinne bedacht, aber doch war gerade er bei seiner tiefen Einsicht in das natürliche Leben der Sprache weit entfernt, einem einseitigen, starren Purismus zu huldigen, wie er ja auch in der Reform der Orthographie nicht allzu kühn vorgehen wollte, weil wahrhaft geschichtlicher Sinn eben nicht bloß das Ursprüngliche, sondern auch das Gewordene und immerfort Werdende in seiner relativen Berechtigung anzuerkennen weiß.

In neuester Zeit ist wohl Zunahme der Fremdwörter in der „schönen" Litteratur (soweit sie diesen Namen verdient) nicht zu bemerken, eher eine allmähliche Abnahme, und auch die Wissenschaft, je mehr sie überhaupt den Beruf erkennt, möglichst verständlich auch für weitere Kreise zu reden und auf die Form ihrer Darstellung mehr als früher einige Sorgfalt zu verwenden, bestrebt sich zusehends, Reinheit des deutschen Ausdrucks zu pflegen, wovon sogar in der Philosophie, die eine Zeit lang besonders berüchtigt für das Gegenteil war, Schopenhauer und Lotze ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben haben.

Im übrigen geht der Zug unserer Zeit, trotz der starken Betonung des Nationalitätsprinzips in der großen Politik, nicht auf eine schroffe Durchführung desselben in der Sprache, und wir werden uns schließlich für unsern Hausgebrauch mit dem Grundsatz begnügen dürfen, Fremdwörter auch fernerhin zu gebrauchen, nur nicht ohne Not oder wenigstens nicht ohne bestimmten Grund und Zweck, und wenn wir es thun, sie möglichst rein und richtig zu gebrauchen, damit sie eben als solche uns bewußt und dann auch unschädlich bleiben.

# Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache.

Wenn eine Hauptaufgabe wissenschaftlicher Philosophie darin besteht, das Verhältnis der einzelnen Wissenschaften zu einander und zur Philosophie als ihrem Mittelpunkte zu überwachen, die Wechselwirkung zwischen dem Ganzen und den Teilen der Wissenschaft zu regeln und zu fördern, besonders durch beständige Kritik der gemeinsamen Grundbegriffe aller oder mehrerer Disciplinen, so ist es wohl zeitgemäß, unter andern den Begriff des Gesetzes zum Gegenstand einer Untersuchung in der angegebenen Richtung zu machen. Es ist dies auch schon geschehen, zuerst von Rümelin in seiner Abhandlung „Über den Begriff eines socialen Gesetzes“ (Zeitschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft, 1868, S. 129—150), dann von Eucken in seiner „Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart“, 1878, S. 115 ff. Beide fanden sich veranlaßt, vor voreiliger Anwendung des Wortes „Gesetz“ auf Wissensgebiete zu warnen, welche, wenigstens gegenwärtig noch, die Aufstellung von Gesetzen nicht mit Sicherheit zulassen. Alle Wissenschaften streben wohl nach Auffindung und Darstellung von Gesetzen; aber nicht alle sind darin gleich weit vorgerückt, und die Bedeutung des Wortes ist in den einzelnen Wissenschaften, in welchen es bereits üblich geworden ist, jedenfalls in höherm Maße verschieden, als man gemeinhin zu bedenken scheint. Das die moderne Wissenschaft unverkennbar beseelende Bestreben, die Scheidewand zwischen Natur und Menschenwelt auf möglichst vielen Punkten zu durchbrechen und das gesamte Menschenwesen, also auch die Geschichte als natürliche Entwicklung zu begreifen, hat dazu geführt, daß man Naturgesetze oder ein Analogon derselben auch da suchen will oder bereits gefunden zu haben glaubt, wo man bisher nur sittliche oder staatliche Gesetze gekannt hatte.

Von dieser Sphäre sind ja auch das Wort „Gesetz" und die entsprechenden Wörter der übrigen Kultursprachen ursprünglich ausgegangen, und wenn ein so einsichtiger und eifriger Vertreter der Naturwissenschaften wie Huxley (Reden und Aufsätze, S. 16 der Übersetzung) die Bildung des Wortes „Naturgesetz" „eine unglückliche Metapher" genannt hat, so lohnt es sich wohl der Mühe, zunächst einmal zu untersuchen, wie man überhaupt zu jener Übertragung des Wortes gelangen konnte.

In der That besteht ja zwischen Naturgesetzen und Sitten- oder Staatsgesetzen nicht bloß der Unterschied, der eben in den das Geltungsgebiet bezeichnenden Attributen ausgedrückt ist, sondern durch diese ist auch der Begriff von Gesetz selbst sehr verschieden bestimmt. Zwar sind auch die sogenannten Naturgesetze, wenn man sie noch so sehr als objektive Mächte hypostasiert, Produkte menschlicher Thätigkeit, aber diese ist hier die rein theoretische Erkenntnis; im Gebiete der Sittlichkeit und Gesellschaft aber ist es eine praktische Thätigkeit des Willens, von welcher und für welche Gesetze geschaffen sind. Diese Gesetze sind Gegenstände besonderer Wissenschaften, der Ethik, Jurisprudenz u. s. w., aber nicht Produkte wissenschaftlicher Thätigkeit, und erst wenn es jenen Spezialwissenschaften gelänge, die Thätigkeit der sittlichen und staatlichen Gesetzgebung selbst wieder auf Gesetze zurückzuführen, wären diese etwas Naturgesetzen Entsprechendes. Wenn Proudhon sagt, Gesetze werden weder von Fürsten noch von Völkern gegeben, sondern von der Wissenschaft gefunden und ausgesprochen, so ist damit freilich der gewöhnliche Begriff von Gesetzen ganz aufgehoben und der von wissenschaftlichen Naturgesetzen, auch für das menschliche Leben, als allein gültig aufgestellt; es liegt also darin jenes Streben der modernen Wissenschaft nach monistischer Welterklärung ausgesprochen, welches heute noch nicht erfüllt werden kann; aber der für einmal noch bestehende Unterschied zwischen zwei Arten von Gesetzen ist durch den zwischen „geben" und „finden" ganz richtig ausgedrückt, und damit hängt ja auch die verschiedene Art der Geltung zusammen. Die Naturgesetze sprechen ein reales Sein oder Geschehen, eigentlich nicht einmal ein Müssen aus, die ethischen und politischen ein nur ideales Sein, aber umsomehr ein Sein-Sollen, und dieser

Unterschied, so tiefgreifend er ist, bedarf keiner weitern Erörterung. Aber es muß doch auch etwas Gemeinsames geben, sonst wäre die Übertragung des Wortes „Gesetz“ vom einen Gebiet auf das andere unbegreiflich, sie müßte denn auf der bloßen Vorstellung einer gewissen Ähnlichkeit beruhen, welche zwischen beiden Gebieten besteht, insofern wir sie uns überhaupt von irgend einer Ordnung beherrscht denken, die im Menschen ein Gefühl von Sicherheit und auch etwas von ästhetischem Wohlgefallen erweckt. Aber in der That liegt eine tiefere Übereinstimmung gerade dort, wo der Unterschied am tiefsten zu gehen scheint. Die Naturgesetze erfahren keinerlei Widerstand oder Verletzung, sie werden immer erfüllt, während die menschlichen Gesetze durch den Willen oft genug durchbrochen oder umgangen werden; aber es ist doch, so wesentlich es sonst sein mag, für den Begriff eines menschlichen Gesetzes selbst etwas Zufälliges, ob es im einzelnen Fall erfüllt werde oder nicht: seine Gültigkeit oder sein Anspruch auf Geltung bleibt ebenso ungebrochen, ausnahmslos, absolut wie die eines Naturgesetzes. Hier also, in dieser Ausnahmslosigkeit der Forderung, liegt der springende Punkt der Übereinstimmung, und dieses eine Merkmal genügte, die Sprache zur Übertragung des Wortes von dem ursprünglichen Gebiete seiner Bedeutung auf das der Natur zu veranlassen. Wenn die deutsche Sprache, bei ihrer nur allzu großen Leichtigkeit in Bildung von zusammengesetzten Wörtern, das Kompositum „Naturgesetz“ zu bilden erlaubte, so ist der mit der Worteinheit erzeugte Schein einer neuen Begriffseinheit hier nicht trügerischer als bei manchen ähnlichen Wortbildungen, dergleichen auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch vorkommen. Eine große Klasse der deutschen Nominalkomposita ist so beschaffen, daß das ganze Wort eine Spezies des im zweiten Teil enthaltenen Begriffes bezeichnet. Wo nun das zweite Wort einen hinlänglich bekannten, meistens einfachen und sinnlichen Gegenstand bezeichnet, dem durch das erste ein spezielles Merkmal zugeschrieben wird, ist der Begriff des Ganzen meistens in der angegebenen Weise richtig gebildet. Wo dagegen das zweite Wort einen abstrakten oder komplizierten Gegenstand bezeichnet, dessen Begriff vielleicht selbst noch etwas streitig ist, nimmt der durch die Komposition entstehende Begriff des Ganzen an der

Unsicherheit des Grundbegriffes teil, und es entstehen auf diesem Wege neue Begriffe, welche oft etwas noch Problematisches, gleichsam nur Heuristisches an sich tragen. Das hindert solche Begriffe nicht, als wirksame Hebel gerade bei fortschreitender wissenschaftlicher Forschung zu dienen, zu welchem Zwecke Wörter jener Art oft wirklich erst geschaffen werden; aber man darf nie vergessen, daß der so erzeugte neue Begriff nur eine vorläufige, versuchsweise Geltung hat, indem er als Exponent für einen Inhalt dienen soll, der noch nicht empirisch vollständig gesammelt oder kritisch bereinigt ist. Es kann sogar der Fall sein, daß die beiden Teilbegriffe des Kompositums einander fast widerstreiten und ausschließen, ohne daß man darum Anstand nimmt, den scheinbar sich selbst widersprechenden oder den Grundbegriff aufhebenden Totalbegriff zu bilden oder zu gebrauchen. Die Apperception, auf der solche Wortbildungen beruhen, geschieht, wie alles Sprachliche, mehr durch die Phantasie als durch den logischen Verstand; sie haben daher etwas Poetisches, ohne darum zu wissenschaftlichem Gebrauch untauglich zu sein, solange denselben das Bewußtsein der ursprünglichen Tragweite und Bestimmung des Wortes begleitet. Einige Beispiele, aus der gemeinen und aus der wissenschaftlichen Sprache, mögen hier folgen, um die Möglichkeit und Leistungsfähigkeit solcher Begriffe ins Licht zu setzen, zu denen eben auch der von Natur- und Sprachgesetzen zu gehören scheint. Wir wählen daher auch die Beispiele zum Teil aus dem Begriffskreise von Staat und Sprache.

Bei Taufe scheint uns wesentlich das Element des Wassers; aber trotzdem bilden wir das Kompositum Feuertaufe, welches seine prägnante Bedeutung gerade aus dem Kontraste mit der gewöhnlichen Vorstellung empfängt. Bei Geld ist die Vorstellung von geprägtem Metall zwar nicht ursprünglich gegeben, da das Wort eigentlich nur „Leistung“ und dann „Gegenwert“, „Vergeltung“ bedeutet; aber wir haben uns doch längst gewöhnt, zunächst an klingende Münze zu denken, und das hält uns nicht ab, den Gegensatz dazu ausdrücklich als Papiergeld zu bezeichnen. Als eine der ersten und zugleich höchsten Kulturschöpfungen, die den Menschen vom Tier unterscheide, betrachten wir den Staat; aber wir können nicht umhin, den Bienenstaat als eine

in seiner Art ebenso vollkommene Einrichtung zu bewundern. Ganz unverfänglich erscheinen uns die Bezeichnungen Wort- und Sprachstamm, Sprachbau, Satzglied und ähnliche, weil wir uns der bloßen Bildlichkeit in der Vergleichung der Sprache mit einer Pflanze oder einem tierischen Körper deutlich bewußt bleiben; aber bei Gebärdensprache und Bilderschrift ist wieder ein förmlicher Gegensatz im Spiele, da wir sonst bei Sprache und Schrift ohne weiteres an Laute als Elemente beider denken. Offenbar verfänglich und doch beliebt und geläufig sind Ausdrücke wie Pflanzenseele, Natur- und Völkerrecht, Völkerpsychologie. „Pflanzenseele“ klingt allerdings mehr mythologisch und poetisch als wissenschaftlich; aber neuestens spricht man ja schon von Zellenseelen, welche vielleicht jene entbehrlich machen! Vom Rechte wird wohl heute ziemlich allgemein zugegeben, daß es nur als positives existiert; aber der alte Name Naturrecht läßt sich doch nicht verdrängen. Daß ein Völkerrecht nur als Ideal der Gelehrten und Menschenfreunde existiert, erfahren wir jeden Tag; aber eben darum kann der Ruf nach Herstellung einer internationalen Autorität nicht verstummen. Über den Namen Völkerpsychologie hat man anfänglich die Achsel gezuckt; er bezeichnet ja auch noch lange keine zu Recht bestehende Wissenschaft und würde wohl besser mit Soziologie vertauscht; aber thatsächlich wird er immer häufiger gebraucht und thut seine Dienste, um eine Wissenschaft vorzubereiten, ohne welche keine Philosophie der Geschichte möglich werden wird.

Ähnlich nun wie die letztgenannten Wörter scheint auch „Naturgesetz“ gebildet, und da dieses Wort nun einmal gebräuchlich geworden ist, so wäre es unfruchtbar, dasselbe bekämpfen oder verdrängen zu wollen. Auch ist ja unsere ganze Abhandlung nicht direkt auf diesen Begriff gerichtet, sondern wir mußten ihn nur in Betracht ziehen, weil die Sprachgesetze, um die es sich für uns hauptsächlich handelt, als Naturgesetze oder als Analoga von solchen gedacht werden. Bevor wir also jene untersuchen, müssen wir genauer zusehen, wie der Begriff von Gesetzen, auf die Natur angewandt, sich gestaltet hat; erst dann können wir die weitere Übertragung desselben auf die Sprache prüfen. Zum voraus muß nur noch gesagt werden, daß mit einer allgemeinen Ver-

sicherung, Naturgesetze und Sprachgesetze seien natürlich „etwas ganz anderes“ als Gesetze im gewöhnlichen Sinne, d. h. sittliche oder staatliche, und auch in „Sprachgesetz“ habe das Wort Gesetz wieder einen andern Sinn als in „Naturgesetz“, die Sache nicht erledigt ist. Wer diese Ansicht hegt, der mag alles folgende ungelesen lassen: wir schreiben unter der Voraussetzung, daß ein leeres Spiel mit Worten in der Wissenschaft nicht vorkomme, daß also eine gewisse Kontinuität des Begriffes in den drei Gebieten allerdings zu Grunde liege; nur müssen eben Stufen desselben unterschieden werden. Endlich wollen wir noch das mögliche Mißverständnis abwehren, als handle es sich um die Frage, ob die ganze Natur und die ganze Sprache irgend welchen Gesetzen gleichmäßig unterworfen sei. Diese Frage kann allerdings nicht ganz unberührt bleiben; aber zunächst fragt es sich weniger, in welchem Umfang der Begriff von Gesetzen auf Natur und Sprache Anwendung finde, als in welchem Sinne.

Man spricht von Gesetzen, die in der Natur walten, zuweilen in jenem etwas unbestimmten, allgemeinen Sinne, wobei man nur an eine im großen Ganzen herrschende Ordnung denkt, welche sich allerdings der sittlichen und staatlichen vergleichen läßt und etwa in den Goetheschen Versen ausgesprochen ist:

Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus denen sich das All geschmückt.

Man mag in diesen Versen eine Ahnung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft finden, aber eine Definition des Begriffes „Gesetz“ läßt sich aus denselben gewiß nicht ableiten. Der wissenschaftliche Gebrauch des Wortes ist denn doch etwas bestimmter, wenn auch immer noch schwankend. Nicht selten versteht man unter Naturgesetzen gewisse mit Sicherheit erkannte und für den Bestand des Naturlebens sehr wichtige Thatsachen von allgemeiner Bedeutung, welche eine Menge spezieller sich wiederholender Erscheinungen unter einen Gesichtspunkt zusammengefaßt darstellen, aber nicht erklären. Von dieser Art ist etwa die gegenseitige Ernährung der vegetabilischen und animalischen Natur durch den Umsatz von Kohlensäure, aber auch die Bewegung der Planeten um die Sonne, wenn nur die Thatsache, nicht die

Art und Ursache derselben ins Auge gefaßt wird; ferner der Kreislauf des Wassers in seinen Verwandlungen u. dgl. Sätze, wie die in der älteren Naturwissenschaft beliebten, z. B. daß die Natur sparsam sei, daß sie keine Sprünge mache u. dgl., würden, auch wenn sie als durchaus richtig erwiesen wären, keine Gesetze ausmachen, sondern eben höchstens nützliche und interessante Wahrheiten bleiben. Der strengere und engere Sinn des Wortes „Gesetz", auf den die Wissenschaft ihren Gebrauch desselben einschränken sollte, bezieht sich nicht auf fertige allgemeine Thatsachen, die einfach als solche hingestellt werden, sondern auf Erklärung des lebendigen Geschehens aus der bestimmten Wirkungsweise von Kräften. Rümelin erklärt daher Gesetz geradezu als die Definition von Kräften, und scheinbar umgekehrt, sachlich übereinstimmend, erklärt Helmholtz (Vorträge, Heft 2, S. 190) Kräfte als objektivierte Gesetze, wobei der letztere Begriff natürlich auf seine ursprünglich subjektive (erkenntnistheoretische) Bedeutung reduziert ist (vgl. Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. I, S. 565). Für die mehr subjektive Fassung oder Färbung des Begriffs besteht sonst eben ein anderer Ausdruck, nämlich „Regel", und die beiden Wörter dürfen jedenfalls einander nicht leichthin gleichgesetzt oder promiscue gebraucht werden; aber ihr Unterschied ist auch nicht leicht festzustellen, und die Naturforscher selbst scheinen über denselben nicht ganz einig zu sein. Von dem Begriff „Regel" gilt wie von „Gesetz", daß er auf dem Gebiete menschlichen Thuns erwachsen ist; neben dem Sittengesetz gibt es ja Sittenregeln, Regeln des Anstandes, auch der bloßen Klugheit u. s. w., während von Regeln der Natur selbst niemand spricht, sondern nur von Regeln der Beobachtung und Behandlung der Natur. Von Gesetz unterscheidet sich Regel auf dem Gebiete menschlichen Handelns dadurch, daß das Gesetz mehr allgemeine Grundsätze ausspricht, die Regel mehr die Durchführung und Ausführung derselben im einzelnen betrifft. Damit hängt dann die im gemeinen Sprachgebrauch ziemlich herrschende Vorstellung zusammen, daß ein Gesetz keine Ausnahmen erleide und ertrage, während der Satz „keine Regel ohne Ausnahme" wenigstens sprichwörtliche Geltung hat. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaft ist der Unterschied zwischen Gesetz und Regel ziemlich entsprechend dem eben angegebenen, nur

mit dem Unterschied, daß Regel einen etwas weniger vorgerückten, noch nicht bis zu allgemein gültigen Sätzen durchgedrungenen Stand der Erkenntnis andeutet. Doch wird diese Unterscheidung nicht immer gemacht und Lotze (Logik, S. 382—83) findet, die sogenannten Gesetze seien zuweilen nur die einfachsten Regeln, welche die Vermutung für sich haben, dem objektiven Verhalten am nächsten zu kommen. Noch weiter geht in dieser Richtung Preyer (Über die Aufgabe der Naturwissenschaft, S. 25 ff.), indem er für Gesetze die Erkenntnis der wirkenden Ursache verlangt. Wenn der Begriff des Gesetzes so erhöht wird, rückt die Regel an die Stelle desselben, und so wird denn auch, entgegen dem gemeinen Sprachgebrauch, geradezu gesagt, eine Regel mit Ausnahmen sei keine mehr. Regel und Gesetz sollen sich unterscheiden wie Bedingtsein und Bewirktsein, bloß funktionelle Abhängigkeit und wirkliche Kausalität. Daraus folgt denn freilich, daß Gesetze, welche man sonst gerade als klassische Muster des Begriffs anzuführen geneigt war, wie das Newtonsche, demselben nicht Genüge leisten und daß den (bisher bekannten und so genannten) Gesetzen zwar nicht Ausnahmen, aber Grenzen ihrer Gültigkeit nach oben und unten beigelegt werden. Wir müssen die Erledigung dieser Differenzen den Naturforschern überlassen und können es um so eher, da wir auf den Unterschied zwischen Gesetz und Regel bei der Sprache zurückkommen werden. Hier ist bloß noch die Frage zu erheben, ob der Begriff von Gesetzen, in seiner bei den Naturforschern vorherrschenden bescheidenern Bedeutung, auf dem ganzen Gebiet ihrer Wissenschaft gleichmäßige Anwendung finde. Das kann allerdings nicht verlangt werden und ist auch keineswegs der Fall. Die meisten der hochgepriesenen Naturgesetze betreffen das Gebiet der unorganischen Natur, also hauptsächlich der Physik und Astronomie, zum Teil auch noch der Chemie und Mineralogie; ihre Sicherheit verdanken sie der Mitwirkung der Mathematik, in deren Form sie auch meistens gefaßt sind oder leicht gebracht werden können; je höher man im Reiche des Daseins aufwärts steigt, um so mehr nimmt die Zahl oder die Sicherheit der Gesetze und darum auch schon der Gebrauch dieses Wortes ab und um so weniger kann der aus der anorganischen Natur und dem Makrokosmus gewonnene Begriff von

Gesetzen auf die Gestalten und Lebenserscheinungen der organischen Wesen ohne Abbruch an Gehalt oder Genauigkeit angewandt werden. Diese Ansicht kann hier allerdings nicht bewiesen werden, und der Nachweis ihrer Richtigkeit durch eine Übersicht des Besitzstandes der einzelnen Wissenschaften würde Spezialkenntnisse voraussetzen, die wohl niemand umfaßt. Teichmüller („Darwinismus und Philosophie") scheint eine Abstufung ähnlicher Art anzunehmen, wenn er in der Natur Daseinsformen unterscheidet, welche von unabänderlichen, ausnahmslosen Gesetzen beherrscht werden, und solche, wo dies nur teilweise der Fall sei. Allerdings sucht die heutige Naturforschung den Unterschied zwischen unorganisch und organisch, wie den zwischen Natur und Geist, fortschreitend aufzuheben, also auch den Organismus auf Mechanismus zurückzuführen; aber eben dabei stößt sie ja noch auf Schranken, welche jenen Unterschied empfinden lassen. Dies ist natürlich noch mehr der Fall, wo sich zu dem Physischen das Psychische gesellt, welches wohl für einmal noch, und vielleicht für immer, als etwas spezifisch Verschiedenes stehen bleiben wird. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß die Berührungen zwischen beiden Gebieten, welche zunächst nur an der untersten Grenze des Psychischen, bei den psychischen Elementarprozessen, zu suchen sind, auf Gesetze und mathematische Formeln gebracht werden können, und es haben ja auch Versuche auf dem Gebiete der Psychophysik bereits zu einigen Ergebnissen jener Art geführt. Sogar wenn wir den Boden des rein Psychischen betreten (immer unter der Voraussetzung, daß den psychischen Funktionen irgend welche, heute noch unbekannte, physische zu Grunde liegen oder entsprechen), brauchen wir nicht auf die Entdeckung von Gesetzen zu verzichten. Denn wenn auch Herbarts Versuch, solche mathematisch zu formulieren, als verfrüht oder ganz verfehlt zu betrachten ist, so läßt sich nicht leugnen, daß das, was Herbart und seine Schule für die Lehre von der Verschmelzung und Komplexion, Assoziation und Reproduktion der Vorstellungen, von der Entstehung herrschender Vorstellungsmassen und von der Schwelle des Bewußtseins gelehrt haben, an eine psychische Statik und Mechanik, die sich mit der physischen vergleichen läßt, nahe heranreicht, und die Auffassung der Vorstellungen als Kräfte,

so gut wie Nervenreize und ihnen entsprechende Elementarempfindungen, läßt für Gesetze noch in dieser Sphäre Raum. Auch die mit Vorstellungen verbundenen Gefühle werden nicht ganz unberechenbar bleiben und die Anfänge einer induktiven Begründung der elementaren Ästhetik dürfen nicht gering geschätzt werden; denn wenn sie auch noch nicht zur Entdeckung eigentlicher Gesetze geführt haben, so ist es doch schon ein bedeutender Fortschritt, Gesetze der ästhetischen Gefühle auch nur zu suchen, statt der hergebrachten Phrasen von Gesetzen des Schönen und der Kunst, wobei das Wort „Gesetz" nur jenen ganz allgemeinen, unbestimmten Sinn hat, der sich aus der Parallele mit den moralischen Gesetzen entnehmen läßt.

Hiemit aber haben wir das Gebiet eigentlicher Naturgesetze bereits ziemlich weit überschritten und dasjenige betreten, dem jedenfalls auch die Sprache angehört, jenes Übergangsgebiet zwischen Natur und Geist, wo das Wort „Natur" eine doppelte Bedeutung hat, indem es einerseits noch die leibliche Natur als einen Bestandteil des Reiches der Organismen bezeichnet, andererseits den Naturzustand des spezifisch menschlichen Wesens als eine Vorstufe der Geschichte. Bevor wir nun die Frage der Sprachgesetze in Behandlung ziehen, müssen wir nur noch in Kürze rückwärts blickend uns klar machen, was wir aus der Betrachtung des Gebietes der reinen Naturgesetze für Feststellung des Begriffes „Gesetz" überhaupt und eventuelle Übertragung desselben auf die Sprache gewonnen haben. Das erste Merkmal war die ausnahmslose Geltung, welche einem Gesetze zukommt und durch welche es sich von einer Regel unterscheidet. Das zweite war die Voraussetzung von Kräften, deren Wirkungsweise das Gesetz angibt. Wir können hier noch hinzufügen, daß die Kräfte, wenn sie nicht selbst als Wesen gedacht werden, Wesen von mehr oder weniger Selbständigkeit voraussetzen, in welchen sie ihren Bestand, ihren Angriffs- oder Ausgangspunkt haben. Ein drittes Merkmal war oben noch nicht ausdrücklich als solches genannt; es hängt aber mit dem zweiten zusammen und besteht darin, daß Gesetze die Form hypothetischer Urteile haben. Daraus folgt, daß allgemeine Sätze, seien sie positiv oder negativ, nicht den Namen von Gesetzen verdienen, wenn sie nicht bloß sprachliche Ver-

kürzungen hypothetischer Urteilsform sind, deren Konditionalsatz eben das notwendige Moment der Kausalität zur bloßen Thatsächlichkeit des Hauptsatzes hinzubringt. (Vgl. Lotze, a. a. O., S. 381).

Indem wir uns endlich der Hauptfrage zuwenden, ob der von Naturgesetzen abstrahierte Begriff von „Gesetz“ auf die Sprache anwendbar sei, bedarf es kaum noch einer ausdrücklichen Hinweisung darauf, daß diese Fragestellung wesentlich verschieden ist von der Frage, ob überhaupt auch in der Sprache von Gesetzen in irgend einem Sinne die Rede sei. Es ist bekannt genug, daß gegenwärtig jener Ausdruck beliebt ist; aber es ist auch leicht zu erkennen, daß das Wort „Gesetz“ dabei oft nur wieder jene allgemeine Bedeutung hat, die von sittlichen und staatlichen Gesetzen abstrahiert ist und gerade der Sprachwissenschaft nicht genügen kann. Es werden damit oft nur gewisse im Sprachgebrauch feststehende Thatsachen von allgemeiner Bedeutung bezeichnet, ohne Rücksicht auf theoretische und insbesondere historische Ergründung jenes thatsächlichen Bestandes. In diesem Sinne sagt man etwa, eine Wortbildung oder Satzwendung, die ein einzelner sich erlaubt, verstoße gegen die Gesetze der Sprache u. dgl., gerade wie man im Gebiete der Kunst von Verstößen gegen die Gesetze der Schönheit im allgemeinen oder der Symmetrie etwa im besondern spricht, und wie man im Gebiete der Wissenschaft oder des praktischen Lebens Beobachtung der allgemeinen Gesetze der Logik verlangt, welche zuletzt auf unbeweisbaren Axiomen beruhen. Es handelt sich also dort um den praktischen Gebrauch der Sprache, um die Korrektheit des Stils. Von diesem Sinne des Wortes müssen wir den unsrigen um so sorgfältiger unterscheiden, da der erstere auch in wissenschaftlichen Sprachgebrauch übergehen kann. So sagt Helmholtz (Vorträge 1, S. 17): Die historischen und philologischen Wissenschaften bringen es der Regel nach nicht bis zur Formulierung streng gültiger allgemeiner Gesetze, mit Ausnahme der Grammatik, deren Gesetze, durch menschlichen Willen (wenn auch nicht gerade in bewußter Absicht und nach überdachtem Plane) festgestellt, demjenigen, welcher die Sprache erlernt, als Gebote gegenübertreten, d. h. als durch fremde Autorität festgestellte allgemeine Gesetze, wie die in der Theologie und Jurisprudenz

behandelten. — Diese Darstellung mag im dortigen Zusammenhang ihren Sinn haben; aber die dort so genannten „Gesetze der Grammatik“ sind jedenfalls von dem, was die Fachmänner heutzutage unter Gesetzen der Sprache verstehen, sehr verschieden. Es ist nämlich gerade ein Hauptunterschied der modernen Linguistik von der ältern Philologie, daß die Sprache nicht nach Analogie menschlicher Satzungen, sondern nach Analogie von Naturwesen betrachtet wird, nicht mit Rücksicht auf ihren litterarischen Gebrauch, sondern auf ihren Ursprung und Bestand als solchen. Darum hat auch die Grammatik statt ihres frühern präzeptorischen Charakters, wie er noch in der Auffassung von Helmholtz hervortritt, den deskriptiven angenommen, wie ihn besonders J. Grimm in der Vorrede zum ersten Bande seines Hauptwerkes ausspricht; es gilt, die Gesetze zu finden, denen die Sprache selbst bei ihrer Bildung folgte, nicht die, welche sie dem Gebrauche vorschreibt oder welche von eingebildeten Lehrmeistern ihr zeitweise aufgezwungen wurden. Daß man bei der neuen Methode historisch verfährt, steht mit der Betrachtung der Sprache als eines Naturwesens nicht in Widerspruch, seit die Naturwissenschaft auch eine allmähliche Entstehung und Umbildung des Planetensystems, der Erdrinde und zuletzt der Organismen erkannt hat. Dagegen steht die neue Ansicht im Gegensatz zu der ältern, welche in der Sprache nur ein Produkt menschlicher Erfindung und Willkür sah und freilich aus diesem Gesichtspunkt gerade die der Natur am meisten zugekehrte Seite der Sprache, d. h. die rein lautliche, am wenigsten zu begreifen vermochte. Diese bisher vernachlässigte Aufgabe wurde nun in den Vordergrund gerückt, und da ein Extrem immer das andere hervorruft, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Naturseite der Sprache etwas einseitig herausgekehrt und am Ende die Sprachwissenschaft selbst zu den Naturwissenschaften gerechnet wurde. Sie ist so wenig eine Naturwissenschaft als die Psychologie, mit der sie an bestimmten Stellen zusammentrifft, aber schon darum nicht vereinigt bleiben kann, weil der Vielheit und der Geschichte der einzelnen Sprachen wenigstens im Gebiete der Individual-Psychologie nichts entspricht. Wie aber die Psychologie ihren Zusammenhang mit der Physiologie nicht aufgeben kann, am wenigsten im untern Teil ihres

Gebietes, so muß auch die Sprachwissenschaft, wo es sich um die Laute als solche handelt, an die Physiologie anknüpfen, und da diese ihrerseits die Physik voraussetzt und zum Teil nur auf höherm Boden fortsetzt, so ist die Möglichkeit eröffnet, in der Sprache wirkliche Naturgesetze zu suchen. Doch muß die Erwartung, solche zu finden, zum voraus dadurch etwas herabgestimmt werden, daß wir uns hier im Gebiete des Organischen und zwar der höchsten Stufe desselben befinden, wo zufolge den obigen Bemerkungen die Zahl und Sicherheit der Gesetze am geringsten sein wird. Der Sprachlaut, rein als Laut betrachtet, ist in seiner Erzeugung etwas Physiologisches und als Gegenstand der Gehörwahrnehmung etwas Physikalisches, wie ein beliebiger Naturlaut oder der künstlich hervorgebrachte Ton eines Instrumentes; nur die mit artikulierten Sprachlauten verbundene Bedeutung ist etwas spezifisch Menschliches und Geistiges und die Veränderungen der Laute stehen mit denen der Bedeutung nicht in funktionellem Verhältnis. So bestände freilich innerhalb der Sprache, welche doch ein in sich einstimmiges Ganzes zu sein scheint, ein Dualismus des Wesens ihrer Bestandteile, indem die Laute als solche reinen Naturgesetzen unterworfen wären, die Formen und Bedeutungen aber den Gesetzen, welche das gesamte geistige Leben beherrschen. Wir dürfen uns jedoch von solchen Bedenken nicht präokkupieren lassen: es fragt sich einfach, ob irgend welche Naturgesetze in der Sprache entdeckt worden seien. Darauf ist zu antworten, daß allerdings meistens nur im Gebiet der reinen Laute von Gesetzen die Rede ist, daß aber die sogenannten Lautgesetze von vielen Sprachforschern wirklichen Naturgesetzen gleichgestellt werden. Es ist also nur zu prüfen, ob jene Lautgesetze dem strengern Begriff von Naturgesetzen genügen, den wir oben zu diesem Zweck aufgestellt haben.

Einer der größten Fortschritte, welche durch die historische und vergleichende Sprachforschung erreicht worden sind, besteht unstreitig in der Erkenntnis, daß die Laute, innerhalb einer Sprache und zwischen mehrern verwandten, im Laufe der Zeit nicht nach Willkür oder Zufall wechseln, sondern daß gewisse durchgehende und beharrliche Richtungen und Neigungen den Lautwandel beherrschen. Jede Sprache zeigt im Ganzen ihres Laut-

bestandes schon in ihrer ältesten Gestalt bestimmte Anlagen, charakteristische Bevorzugung einzelner Laute und Lautverbindungen, und wenn die Geschichte jenen Bestand allmählich verändert, so sind die Übergänge zwischen den einzelnen Lauten durch organische Verwandtschaften und Nachbarschaften derselben bedingt und vermittelt. Einige von jenen Übergängen, welche besonders nahe liegen, sind auch sehr häufig; andere sind selten und weniger leicht zu begreifen, doch nicht unerklärlich; es gibt aber auch Laute, zwischen denen ein Übergang, wenigstens ein unmittelbarer, aus physiologischen Gründen unbegreiflich wäre und faktisch nie vorkommt. Der im letzten Falle vorliegenden Unmöglichkeit entspricht nun aber selbst im ersten Falle keine positive Notwendigkeit des Überganges, und noch weniger gilt dies vom zweiten Falle; beidemal handelt es sich nur um Grade von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, um größere oder geringere Häufigkeit; man hat daher auch ganz richtig angefangen, die thatsächlichen Lautverhältnisse nach statistischer Methode, d. h. mit Zahlen, anzugeben und zu vergleichen: niemals aber hat ein Sprachforscher einen bestimmten Lautübergang, auch unter bestimmten Bedingungen, im einzelnen Fall als absolut notwendig nachgewiesen oder gar vorhergesagt. Das heißt mit andern Worten: es gibt im Reiche der Laute keine Gesetze im strengern naturwissenschaftlichen Sinne dieses Wortes und es gibt auch keine Regeln, denen nicht Ausnahmen bereits zur Seite ständen oder bei weiterer Forschung an die Seite treten könnten, wobei wir unter Ausnahmen natürlich nur solche Einzelfälle verstehen, welche nicht selbst wieder als Ausflüsse eines untergeordneten Spezialgesetzes zu erkennen sind.

Gegenüber diesem Thatbestand, den wohl kein Sprachforscher unrichtig gezeichnet finden wird, verhalten sich die einzelnen Vertreter des Faches in ihrem persönlichen Sprachgebrauch verschieden. Strenge Rechenschaft davon geben sich wohl wenige; die meisten kommen über dem nächsten Interesse, die Thatsachen festzustellen und zu erklären, nicht dazu, ihre Terminologie zu regulieren; manchen fehlt auch wirklich das allgemeinere wissenschaftliche Interesse für das Verhältnis ihres Faches zur Philosophie und Naturwissenschaft. Einige begnügen sich mit dem Ausdruck „Regel", andere brauchen abwechselnd und promiscue damit auch „Gesetz";

am weitesten gehen diejenigen, welche nur von „Gesetzen" sprechen und ausnahmslose Geltung derselben, innerhalb zeitlich und räumlich gleicher Grenzen, behaupten zu dürfen glauben (so z. B. Osthoff, Jen. Litteraturzeitung 1878, No. 33, S. 485). Am vorsichtigsten ist die von so namhaften Vertretern des Faches wie Ascoli, Benfey und Curtius mehr oder weniger ausdrücklich aufgestellte und angewandte Unterscheidung zwischen regelmäßigem und sporadischem Lautwandel, wobei unter „regelmäßig" doch auch nur Vorgänge zu verstehen sind, welche eben „in der Regel", also nicht durchgängig stattfinden. In der That hindert gar nichts, mit Ascoli in manchen Fällen mehrere Möglichkeiten als gleichberechtigt anzunehmen, sei es nun, daß dann von denselben nur eine verwirklicht wurde, oder daß durch gleichzeitiges Eintreten derselben aus einer Grundform mehrere sogenannte Scheideformen entstanden, um deren Verwendung die Sprache nie verlegen war. Jene Annahme verläßt ja den Boden der Gesetzmäßigkeit nicht, und die Sprachforschung dürfte wohl froh sein, wenn sie nur in recht vielen Fällen es dahin brächte, die unbestimmte Möglichkeit auf ein „entweder — oder, teils — teils, bald — bald" zu reduzieren. Daß alle Lauterscheinungen irgend einer Sprache bereits auf Gesetze zurückgeführt seien, behauptet natürlich niemand, da die Unvollständigkeit aller empirischen Forschung auch auf diesem Gebiete sich kundgeben muß; es wird also höchstens fortschreitende Annäherung an jenes Ziel gefordert und erwartet; aber es ist eben die Frage, ob jene Forderung und Erwartung berechtigt oder gar notwendig sei. Die sogenannten Lautgesetze bilden eine heilsame Schranke gegen subjektive Willkür, wie sich solche besonders früher in zügellosem Etymologisieren äußerte; aber es ist ebenso wohlthätig, daß auch sie selbst in der Natur der Sache Schranken finden, und daß dadurch dem übermächtigen Triebe nach geistloser Mechanisierung auf diesem Gebiete eine Schranke gesetzt sei. Die Sprache behält auch so noch naturmäßige Gebundenheit genug durch die Unbewußtheit, mit der ihre Triebe in den Individuen walten, und durch die Macht der Überlieferung, mit der die Gesellschaft die Individuen beeinflußt.

Wir wollen uns aber nicht zu früh allgemeinen Betrachtungen überlassen, sondern die Frage nach der Beschaffenheit und Trag-

weite der sogenannten Lautgesetze bestimmter und vollständiger zu beantworten suchen. Bisher war eigentlich nur davon die Rede, ob denselben ausnahmslose Geltung zukomme, was wir verneinen mußten. Es hängt aber dieses Merkmal des strengern Begriffes von Naturgesetzen mit den zwei andern oben aufgestellten mehr oder weniger zusammen. Unter den sogenannten Lautgesetzen sprechen gerade diejenigen, denen am ehesten ausnahmslose Richtigkeit zuerkannt werden mag, einfache Thatsachen als solche aus, deren Kenntnis für den Sprachforscher höchst wichtig, ja absolut notwendig, aber mit keiner Einsicht in den Grund oder auch nur in die genauere Art und Weise des betreffenden Vorgangs verbunden ist. Es sind Sätze von der oben besprochenen allgemeinen Bedeutung, denen zur Erfüllung des strengern Begriffes von Naturgesetzen das Moment der Kausalität, das zweite der wesentlichen Merkmale, ganz oder teilweise fehlt. Zwar tragen nicht wenige Lautgesetze die hypothetische Form, indem sie einen Wandel der Laute als an bestimmte Bedingungen ihrer Stellung und Umgebung geknüpft darstellen; aber an „Definition von Kräften", deren Wirkungsweise in dem gesetzmäßigen Sachverhalt zu Tage träte, ist dabei nicht zu denken. Die Laute selbst sind offenbar keine Kräfte, sondern das Produkt von solchen; sie haben ja überhaupt kein selbständiges Dasein, sondern existieren, wie physikalische Erscheinungen, z. B. des Lichtes, nur im Moment ihrer jedesmaligen Erzeugung; sie sind auch nicht etwa mit Atomen oder Molekülen zu vergleichen, deren Annahme den Naturforschern für die Aufstellung von Gesetzen so wichtige Dienste leistet. Die Kräfte, durch deren Wirksamkeit Sprachlaute hervorgebracht werden, haben ihren Sitz teils in den eigentlichen lokalen Sprachorganen, in deren einzelnen Teilen und ihrer Stellung zu einander, teils im Zentralorgan, von welchem die Impulse zu den einzelnen Bewegungen der Sprachorgane ausgehen, zuletzt freilich in der Seele, deren Empfindungen einen Reiz zu sprachlicher Äußerung erwecken. Nun hat freilich die neuere Sprachforschung angefangen, diesen Mechanismus an der Hand der Physiologie zu studieren; sie weiß bereits ziemlich genau anzugeben, durch welche Stellungen und Bewegungen einzelner Teile des Sprachorgans bestimmte Laute erzeugt werden, und die Physik vermag

ja auch Apparate herzustellen, durch welche menschliche Laute einigermaßen nachgeahmt und reproduziert werden; aber die bei der originalen und spontanen Erzeugung menschlicher Sprachlaute wirksamen lebendigen und seelenhaften Antriebe bleiben in Dunkel gehüllt, auch abgesehen von einer irgendwie symbolischen Bedeutsamkeit der einzelnen Laute beim Ursprung, d. h. in der Bildungsperiode der Sprache. Wenn auf diesem Gebiet irgend etwas durch Vermutung zu erreichen ist, so dürfen wir vielleicht sagen: die bei der Lauterzeugung bezw. Lautveränderung in letzter Instanz wirksamen Kräfte beruhen in unbewußten Vorstellungen und Gefühlen, welche sich auf Bequemlichkeit (bezw. Erleichterung) der Lautgebung durch fortschreitende Ausgleichung und Verkürzung der Formen beziehen. Nun haben wir oben auch für Vorstellungen und Gefühle die Auffassung als Kräfte zulässig gefunden; aber die Kräfte, um die es sich hier handeln kann, scheinen mehr von passiver als aktiver, mehr von negativer als positiver Art zu sein, es handelt sich mehr um Zulassung oder Ablehnung gewisser Laute und Lautverbindungen, als um schöpferische Hervorbringung derselben; die Lautgebung beruht teils, von Seite der Gesellschaft, auf vererbten Anlagen und mit der Zeit zunehmenden Gewohnheiten, teils auf unberechenbaren persönlichen Neigungen und Stimmungen, mit welchen der einzelne gelegentlich seiner Umgebung und sogar sich selbst, infolge von Trägheit, Laune oder besondern Antrieben, widerspricht, aber auch andere anstecken kann. Eine konstante Resultante aus diesen verwickelten Dispositionen und Motiven zu ziehen, erscheint als unmöglich, als erreichbar nur ein mittleres Maß von Wahrscheinlichkeit mit labilem Gleichgewicht, und damit sehen wir uns auf das Ergebnis der ersten Betrachtung zurückgeführt.

Was endlich das dritte Merkmal betrifft, so muß erinnert werden, daß ein beträchtlicher Teil der sogenannten Lautgesetze wirklich nur aus negativen Sätzen besteht, welche für die nächsten Zwecke der Wissenschaft vortreffliche Dienste thun und sogar noch fester stehen können als die einfach positiven, aber eben auch wie diese, oder noch mehr, der höhern Würde von Gesetzen entbehren müssen. Dahin gehören z. B. die so wichtigen und verschiedenen Auslautgesetze der einzelnen Sprachen, welche uns Handhaben zur

Rekonstruktion älterer Formen darbieten, aber an sich selbst eben über den Charakter unbegreiflicher „Verbote“ nicht hinausreichen.

Wir wollen zum Schlusse an zwei Beispielen den wirklichen Stand und Wert der angeblichen Lautgesetze zu beleuchten suchen. Eine der großartigsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Sprachen ist die sogenannte Lautverschiebung, durch welche die germanischen Sprachen von ihren Verwandten und ein kleinerer Teil des germanischen Gebietes wieder von dem übrigen sich unterscheidet. Das Thatsächliche muß hier als bekannt vorausgesetzt werden. Wenn irgendwo, so scheint hier der Name „Gesetz“ berechtigt zu sein. Doch hat schon J. Grimm, indem er dasselbe entdeckte und aussprach, nicht umhin können, neben der wunderbaren Konsequenz, mit welcher es im großen und ganzen waltet, Abweichungen im einzelnen zu bemerken, indem die Laute am einen Orte hinter der geforderten Verschiebung zurückbleiben, an einem andern eine Stufe derselben überspringen u. s. w. Daß es sich nicht um eine streng kreisförmige Bewegung, eine Wiederkehr genau derselben Laute an anderer Stelle handle, konnte nur übersehen werden, solange man tote Buchstaben mit lebendigen Lauten verwechselte. Sobald man anfing, nach Gründen der Erscheinung zu fragen, mußten für die Übergänge der Laute Mittelstufen angenommen werden, welche in der Schrift keine Bezeichnung finden und doch allein die ganze Erscheinung einigermaßen erklären. Diese verliert dadurch nicht den Charakter einer großen Regelmäßigkeit, da auch die Ausnahmen zum Teil durch neuere Entdeckungen beseitigt, d. h. als Ausflüsse besonderer Bedingungen erkannt worden sind; aber die Einfachheit, welche zur Form eines „Gesetzes“ gehört, ist in demselben Maße geschwunden, und es ist fraglich, ob der Sachverhalt, so wie er nunmehr angesehen wird, eine einfache Fassung überhaupt noch zuläßt.

Man dürfte vermuten, daß sprachliche Erscheinungen um so eher sich auf wirkliche Gesetze bringen lassen, je enger ihr Gebiet sei. Wenn also die Lautverschiebung, weil sie das ganze Gebiet der germanischen Sprachen betrifft, jene Bedingung nicht erfüllen kann, so bietet vielleicht ein einzelner Dialekt, ein Komplex von Volksmundarten, die sich so recht naturgemäß entwickelt und er-

halten haben, reichere und reinere Proben von Sprachgesetzen. Zwar muß man sich in Acht nehmen, jene Erwartung zu einem Prinzip zu erheben, denn je enger die Kreise werden, um so mehr nähern sie sich dem Individuellen, welches niemals von Gesetzen erschöpft werden kann, und eine gewisse Weite der Geltung scheint zum Begriff eines Gesetzes zu gehören; aber da die Sprache überhaupt, also auch die einzelnen Sprachen, nur im Schoß einer engern Gemeinschaft entstanden sein und ihre erste Ausbildung empfangen haben können und auch heutzutage nur in solchem Kreis ein natürliches, von den Konventionen der Schriftsprache mehr oder weniger ungetrübtes Leben führen, so darf man wohl den Blick auch nach dieser Seite richten. Die „Zeitschrift für deutsche Mundarten“ von Frommann hat in ihrem siebenten Band eine Abhandlung, betitelt „Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz“, gebracht, welche in Absicht auf Vollständigkeit und Gründlichkeit in der Sammlung und Bearbeitung des Materials wohl musterhaft genannt werden darf. Die Richtigkeit der Thatsachen steht außer Zweifel; es kommt uns aber hier nicht darauf an, sondern einzig auf die Terminologie, in welche der Verfasser die Ergebnisse seiner trefflichen Forschungen gefaßt, auf welche er aber offenbar keinen Wert gesetzt hat. Es ist nun bemerkenswert, mit welcher Abwechslung er sich über eine und dieselbe Sache ausdrückt. Neben dem Ausdruck „Gesetz“, der im Titel und noch mehrfach erscheint (S. 20. 32. 34. 195. 197. 377. 388), gebraucht er den bescheidenern „Regel“ (31. 193. 375), beides kombiniert „Regel- und Gesetzmäßigkeit“ (38), „regelrechtes Eintreten der Laute“ neben „Concinnität und stramme Gesetzmäßigkeit bis in alle Spitzen hinaus“ (388). Trotzdem ist nicht bloß von scheinbaren Ausnahmen (S. 349) die Rede, sondern S. 362 wird unter dem Titel „Schranken des Gesetzes“ eine lange Liste von Wörtern mitgeteilt, welche sich dem betreffenden Lautprozeß (S. 377) entzogen haben (so daß die „Gesetzmäßigkeit“ sich nur auf den Verlauf der Erscheinung beziehen kann, da, wo sie überhaupt eintritt), und S. 354 werden als „Schranken des Gesetzes“ angeführt „teils Geschmack und freie Wahl des Individuums, teils mundartliche Sitte“, und „innerhalb des allgemeinen Brauches besteht Latitüde für die Bildungsstufe, die Willkür und Laune

des Sprechenden." Endlich wird die ganze Erscheinung gelegentlich (S. 372. 388. 389) als ein bloßes „Spiel" betrachtet. — Der Verfasser hat mit den verschiedenen Wendungen, die er gebraucht, unwillkürlich richtig die Faktoren und Motive bezeichnet, welche in der Geschichte der Laute zusammenwirken, und es bleibt nur die Frage, ob alles dies unter dem Begriff eines „Gesetzes" zusammengefaßt werden oder ob dieser Begriff neben jenen überhaupt noch bestehen könne. Nach unserer Ansicht ist dies nur möglich, wenn derselbe in seiner Anwendung auf sprachliche Dinge so abgeschwächt wird, wie es unstreitig oft geschieht, aber zum Schaden für die Sprachwissenschaft und für den allgemeinen wissenschaftlichen Sprachgebrauch; denn während man sich am einen Ort jene Abschwächung ohne weiteres erlaubt, wird anderswo mit dem Begriffe doch wieder so operiert, als ob er streng genommen wäre, und aus solchem Verfahren entstehen bekanntlich falsche Schlüsse.

Zwischen dem Gebiete der Laute als solcher und dem der Formen besteht keine Kluft, und es ist abermals eine Errungenschaft der neuern Sprachforschung, daß manche Erscheinungen der Flexion und Wortbildung als Konsequenzen der Lautlehre, mit Inbegriff des Accentes, erkannt werden, ohne Annahme eines spezifischen Bildungsprinzipes. Was aus jener Quelle nicht abzuleiten ist, bedarf allerdings besonderer Erklärung; aber die Mannigfaltigkeit, die sich auf diesem höhern Gebiete aufthut, hat noch niemand unter Gesetze zu bringen gesucht, so wenig wie die Formen des Pflanzen- und Tierreiches; es walten hier ideale Grundtypen, welche sich aufsteigend ausgestalten und umformen, geleitet von Trieben der Analogie und Symmetrie, welche fortwirken, so lange ihnen empfänglicher Bildungsstoff entgegenkommt. Die Paradigmen der Flexionsformen, deren idealem Typus die wirklichen Wörter auch nie ganz entsprechen, hat noch niemand „Gesetze" genannt, sie sind Gegenstände der Anschauung und können weder analytisch noch synthetisch ganz begriffen werden. Von Gesetzen der Syntax vollends kann nur in praktisch schulmäßigem Sinne gesprochen werden und die Forschung hat kaum erst angefangen, auch dieses Gebiet nach historisch-vergleichender Methode zu bearbeiten. — Über dem Wortlaut der Formen und und auch des Satzes schwebt, mannigfach einwirkend auf die

Formen und ihre Bedeutung, der Accent, etwas durchaus Immaterielles, Seelenhaftes, wie die Bedeutungskraft, und doch vom Laute noch weniger trennbar als diese. Die Einwirkung des Accentes auf Laute und Formen erfolgt nach Gesetzen, deren Kenntnis so notwendig ist wie die der reinen Lautgesetze, denen aber auch nur dasselbe Maß von Gültigkeit beiwohnt. Zwar ist das in einer Sprache einmal herrschend gewordene Accentprinzip innerhalb kürzerer Perioden konstanter und stabiler als irgend welche Lautgesetze, weil es ja seiner Natur nach etwas viel Allgemeineres und weit geringerer Variation fähig ist; aber in größern Zeiträumen kann es geschehen, daß eine Sprache sogar ihr Accentprinzip verändert, was aus tief liegenden Ursachen erfolgen und von weitgreifenden Folgen begleitet sein muß.

Hiemit nun, mit dem Gedanken an die Änderung von Gesetzen selbst im Laufe der Zeit, sind wir an der äußersten Grenze unserer Betrachtungen angelangt und können wir das Gebiet der Sprache verlassen. Zum Begriffe von Naturgesetzen scheint allerdings noch ein Merkmal zu gehören, welches wir bisher unberührt ließen, eben das der Unveränderlichkeit, welche menschlichen Gesetzen bekanntlich nicht zukommt. Aber in der That hindert uns nichts, auch Naturgesetze, nur nicht die allgemeinsten Eigenschaften der Naturkörper, uns als zeitlich entstanden zu denken, also auch ihre Änderung bezw. Aufhebung, natürlich mit gleichzeitiger Änderung des Bestandes und der Bedingungen, auf welche sie sich bezogen, als Möglichkeit einzuräumen. Lotze (Mikrokosmus III², 15) nimmt dies von Naturgesetzen ausdrücklich an, während Lazarus (Leben der Seele II², 110) es nur vom geistigen Leben zuzugeben scheint. Wie viel uns an der Erkenntnis von Gesetzen der Geschichte noch fehlt, zeigt das kürzlich erschienene Buch von Rocholl „Die Philosophie der Geschichte" (in welchem noch die Schrift von Doergens „Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte", Leipzig 1872, nachzutragen wäre). Die Sprache, zwischen Natur und Geschichte gestellt, doch mehr der letztern zugewandt, wird an dem Lose der beiden Gebiete teilnehmen; die Sprachwissenschaft kann sich also jedenfalls trösten, wenn sie nicht lauter unverbrüchliche Gesetze findet, und wird auch die gefundenen nicht überschätzen.

# Verzeichnis der gedruckten Arbeiten Ludwig Toblers.

Die mit * bezeichneten sind in den vorliegenden Band aufgenommen.
Besprechungen sind durch kleinern Druck gekennzeichnet.

## 1858.

Über den relativen Gebrauch des deutschen „und" mit Vergleichung verwandter Spracherscheinungen: Zeitschrift für vergl. Sprachforschung VII, S. 353—379.

Über die verstärkenden Zusammensetzungen im Deutschen: Frommann, Die deutschen Mundarten V, S. 1—30. 180—201. 302—310.

## 1859.

Haus, Kleid, Leib: Pfeiffers Germania IV, S. 160—184.

Probe des Saaner Dialekts im Kanton Bern, mit Anmerkungen: Frommann, Die deutschen Mundarten VI, S. 394—415.

## 1860.

Versuch eines Systems der Etymologie. Mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft I, S. 349—387.

Die Anomalien der mehrstämmigen Comparation und Tempusbildung: Zeitschrift für vergl. Sprachforschung IX, S. 241—275.

## 1861.

Über philosophische Propädeutik auf Gymnasien: Neues schweizerisches Museum I, S. 242—252. 290—308.

* Über schweizerische Nationalität: „Die Schweiz" 1861, S. 17—23.

Niklaus Manuel: ebenda, S. 51—56.

---

Wilhelm Wackernagel, Ἔπεα πτερόεντα: Neues schweiz. Museum I, S. 74—83.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. M. Lazarus und Dr. H. Steinthal. Erster Jahrgang: Neue Jahrb. für Phil. und Päd., II. Abt. 1861, S. 257—280.

Dasselbe. Zweiter Band. Erstes und zweites Heft: Neues schweiz. Museum I, S. 252—258.

Heinrich Pestalozzi. Der Held als Menschenbildner und Volkserzieher. Ein Haus- und Volksbuch. Von L. Noak: „Die Schweiz" 1861, S. 40.

Wiederklänge aus dem Rhonethal. Gedichte von Leo Lucian von Roten: ebenda, S. 232.

## 1862.

Übergang zwischen Tempus und Modus. Ein Kapitel vergleichender Syntax im Zusammenhang mit Formenlehre und Völkerpsychologie: Zeitschr. für Völkerpsych. und Sprachw. II, S. 29—53.

Über die dichterische Behandlung der Tiere: ebenda, S. 211 bis 224.

Einklang. Rätsel (Gedichte): „Die Schweiz" 1862, S. 36.

Kunstbericht über das Jahr 1861: ebenda, S. 191—192.

Mythologische Ausbeute der „Hasenjagd": ebenda, S. 202 bis 206. 218—224.

Aufruf (zur Sammlung für ein schweizerdeutsches Wörterbuch): ebenda, S. 428.

Kriegsthaten schweizerischer Frauen: ebenda, S. 236—239.

Die schweizerische Kunstausstellung des Jahres 1862: ebenda, S. 278—280. 295—296.

---

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem schweizerischen Volks- und Staatsleben zur Blütezeit des französischen Einflusses auf die Aristokratien der Schweiz. Von J. Amiet: „Die Schweiz" 1862, S. 16.

Land, Volk und Staat der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Dr. J. Meyer: ebenda, S. 36.

Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes. Von G. Freytag: ebenda, S. 52.

Genf und die Genfer seit zwei Jahrtausenden; historisch-biographisches Lexikalwerk in fünf Büchern. Von K. M. Kertbeny: ebenda, S. 67.

Hundert Jahre einer Familie. Von J. Raaflaub: ebenda, S. 67—68.

Taschenbücher und Neujahrsstücke auf das Jahr 1862: ebenda, S. 87 bis 88. 103—104.

Basler Dichter: ebenda, S. 119—120.

Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Von Dr. R. Wolf, Prof. in Zürich: ebenda, S. 139—140.

Schweizerische Sagenforschung: ebenda, S. 155—156.

Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Von Dr. H. v. Liebenau: ebenda, S. 223—224.

Bildliche Erinnerungen vom eidg. Truppenzusammenzug im August 1861. Nach der Natur gezeichnet und herausgegeben von Eugen Adam in München. Mit Text von Dr. A. Roth: ebenda, S. 240.

Gedenkblätter aus dem Alpenkurort Engelberg. Bearbeitet und geordnet von C. Cattani und A. Feierabend: ebenda, S. 260.

Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Von H. Berlepsch: ebenda, S. 260.

Geschichte der alten Landschaft Bern. Von J. L. Wurstemberger: ebenda, S. 311.

Die christliche Sagengeschichte der Schweiz. Von E. F. Gelpke, Prof. in Bern: ebenda, S. 312.

Über Ursprung und Geschichte der rhäto-romanischen Sprache. Von P. J. Ander, Pfarrer: ebenda, S. 327.

Lieder für schweizerische Kadetten. Herausgegeben von J. J. Schäublin: ebenda, S. 327.

Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau für 1861 und 1862. Verfaßt von E. L. Rochholz und K. Schröter: ebenda, S. 343—344.

Helvetia. Musenalmanach auf das Jahr 1862. Herausgegeben vom schweiz. litterarischen Verein: ebenda, S. 359—360.

Kulturhistorische Bilder aus der Schweiz. Von Ed. Osenbrüggen, Prof. in Zürich: ebenda, S. 376. 395—396.

Der Veteran von Hofwyl. Von K. R. Pabst, Prof. in Bern: ebenda, S. 427—428. 442—444.

## 1863.

Ein Kapitel vergleichender Syntax: Neues schweiz. Museum III, S. 255—281.

Rudolf Töpffer. Von Louis Macon (aus der „Suisse" übersetzt von L. T.): „Die Schweiz" 1863, S. 16.

Abergläubische Meinungen und Gebräuche. Gesammelt von der Lehrerkonferenz von Ober- und Neutoggenburg. Mit einem Vorwort und Erklärungen begleitet von L. T.: ebenda, S. 26—28. 55—57.

Kunstbericht über das Jahr 1862: ebenda, S. 122—123.

Jeremias Gotthelf: ebenda, S. 161—162.

Helgi und Kara, altnordische Sage, frei bearbeitet von L. T., in Musik gesetzt von Eduard Munzinger (vielfach aufgeführt; so 1863 in Olten, 1865 in Zürich).

Schweizerische Volksfeste: Schweiz. Volkskalender für 1864, S. 53—58.

Wilhelm Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter: Neues schweiz. Museum III, S. 109—111.

H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik: ebenda, S. 176—178.

Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. Von J. Hoffstätter. Erstes Bändchen: „Die Schweiz" 1863, S. 30.

Finsteraarhornfahrt, von A. Roth: ebenda, S. 30—31.

Blüten und Knospen, von J. Petit-Senn. Nach der dritten franz. Aufl. frei bearbeitet von Fr. A. Stocker: ebenda, S. 31.

Bibliothek vaterländischer Schauspiele. 1. Die Schlacht bei St. Jakob. Historisch-dramatisches Gemälde in 4 Aufzügen, nach einem ältern Stoff frei bearbeitet von Boleslaf Platowitsch: ebenda, S. 31.

Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit. In Bildern von Fr. Hasler, mit biographischem Text von A. Hartmann. Herausgegeben von Fr. Hasler: ebenda, S. 31.

Sebastian Castellio, ein biographischer Versuch nach den Quellen, von Dr. Mähly: ebenda, S. 31.

Reisebilder aus Spanien. Von Dr. J. A. Minnich: ebenda, S. 31—32.

Das Turnen. Von J. Caduff: ebenda, S. 32.

Berna. Eine Weihnachtsgabe zu gunsten der unglücklichen Zweisimmer. Dargebracht vom Kauzenkränzchen in Bern: ebenda, S. 32.

Heinrich Leuthold, fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage: ebenda, S. 31.

Die Helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt von Karl Morell: ebenda, S. 61—62.

Blüten und Früchte. Pädagogische Bilder in Briefen, von Bühler, Prof. in Polleggio: ebenda, S. 94.

Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. Buxdorf-Falkeisen. Erstes Heft. 1500 bis 1531: ebenda, S. 94.

Frisch und fromm. Der Jugend gewidmete neue Erzählungen, Lieder, Fabeln, Märchen, Schwänke, Rätsel und Sprüche. Von O. Sutermeister: ebenda, S. 94.

Schwizerdütsch. Bilder aus dem Stillleben unseres Volkes, dargestellt in Sitten und Sagen von Bernhard Wyß (Novellistischer Beitrag zum schweiz. Idiotikon): ebenda, S. 94—95.

Der Dichter Joh. Gaudenz von Salis-Seewis. Ein Lebensbild als Festgabe am Säkulartage seiner Geburt, von W. G. Roeder: ebenda, S. 95.

Über die Vereinigung der militärischen Instruktion mit der Volkserziehung und insbesondere über militärische Gymnastik. Vier Preisschriften, herausgegeben von der schweiz. Militärgesellschaft: ebenda, S. 95.

Erzählungen aus der Schweiz (der Kiltabendgeschichten zweite Folge) von Alfred Hartmann: ebenda, S. 127.

Johann Michael Voltz von Nördlingen. Von Dr. K. Hagen, Prof. in Bern: ebenda, S. 231—232.

Der Tödi-Rusein und die Exkursion nach Obersandalp. Von Dr. R. Theodor Simler: ebenda, S. 232.

Spruchreden für Lehrer, Erzieher und Eltern. Von Otto Sutermeister: ebenda, S. 233.

Iwan Tschudis Schweizerführer. 5. Aufl.: ebenda, S. 266—267.

Gedichte von Rob. Weber. 3. Aufl. 1863. Neue Gedichte 1861: ebenda, S. 267.

Blüten und Blätter vom Rhonestrand. Dichtungen von Peter Jos. Kämpfen: ebenda, S. 298—299.

Schweiz. Volkskalender für 1864. Herausgegeben von den Chuzen in Bern: ebenda, S. 299—300.

Das alte Volkstheater der Schweiz. Nach den Quellen der Schweizer Bibliotheken von E. Weller: ebenda, S. 300.

Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von J. Frey. Dritter Band. Die Waise von Holligen: ebenda, S. 330.

Der Veteran von Hofwyl. III. Teil. Theodor Müllers Leben und Wirken in der Schweiz, von 1830—1857. Von Dr. K. R. Pabst, Prof. in Bern: ebenda, S. 330—332. 366—368.

Der Großätti aus dem Leberberg. Von Franz Jos. Schild: ebenda, S. 403.

Die Urwelt der Schweiz. Von Oswald Heer. Erste Lieferung: ebenda, S. 403.

Der Unoth. Zeitschrift für Geschichte und Altertum des Standes Schaffhausen. Herausgegeben von J. Meyer. 1. Heft: ebenda, S. 403—404.

## 1864.

Über Wunn und Weid im altdeutschen Recht, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz: Neues schweiz. Museum IV, S. 185—206.

Festgruß der Berner Liedertafel am eidg. Sängerfest in Bern (16.—18. Juli 1864), gedichtet von L. T.

Der Schwur im Rütli. Kantate von L. T., komponiert von Ed. Munzinger (vom eidg. Sängerverein gekrönt und am eidg. Sängerfest in Bern 1864 aufgeführt).

Der Alpensegen. Originalzeichnung von Balmer: „Die Schweiz" 1864, S. 488.

---

Geschichte der Gemeinde Oberglatt. Von H. Diener, Pfarrer: „Die Schweiz" 1864, S. 39.

Der neue Schweizerbote. Kalender für das Jahr 1864: ebenda, S. 39—40.

Die Tellsage zu dem Jahre 1230, historisch nach neuesten Quellen beleuchtet von Dr. H. von Liebenau: ebenda, S. 119.

Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. Von J. C. Mörikofer: ebenda, S. 119—120.

Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Jahrgang 1862 und 1863: ebenda, S. 155—156.

Appenzellische Jahrbücher. Zweite Folge. 1.—4. Heft: ebenda, S. 156.

Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz. Von E. Osenbrüggen, Prof. in Zürich: ebenda, S. 244.

Die Gotteshäuser der Schweiz. Historisch-antiquarische Forschungen von A. Nüscheler. Erstes Heft. Bistum Chur: ebenda, S. 244—245.

Die ehemalige Herrschaft Haldenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der rhätischen Bünde. Von J. Bott: ebenda, S. 245.

Das bündnerische Münsterthal. Eine historische Skizze, nebst einem Anhang von bezüglichen Urkunden. Von P. Foffa: ebenda, S. 245.

## 1865.

Über das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Philologie und Naturwissenschaft: Neues schweiz. Museum V, S. 193—214.

Über die Bedeutung des deutschen ge- vor Verben: Zeitschr. für vergl. Sprachforschung XIV, S. 108—138.

Innere Sprachformen des Zeitbegriffs: ebenda, S. 299—330.

Das Wort in der Geschichte der Religion: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft III, S. 257—266.

## 1866.

Über Nomina propria und appellativa: Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft IV, S. 68—77.

---

Büchmann, geflügelte Worte: Zeitschr. f. Völkerpsychol. und Sprachw. IV, S. 491—504. S. auch ebenda V, S. 109—111: Replik auf eine Berichtigung Büchmanns.

## 1867.

Über das Gerundium: Zeitschr. für vergl. Sprachforschung XVI, S. 241—266.

Lauterbrunnenthal (Gedicht): Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz III, S. 717.

## 1868.

Über die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung, mit Bezug auf nationale Charakteristik der Sprachen: Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft V, S. 205—232.

Über die Wortzusammensetzung, nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin 1868. 144 S. 8°.

[Besprochen: Litt. Centralbl. 1868, Nr. 49. — Zeitschr. für deutsche Phil. I, S. 357—364 (Gerland). — Allg. litt. Anz. III, 4.]

Über den relativen Gebrauch des deutschen „und“, mit Vergleichung verwandter Spracherscheinungen: Pfeiffers Germania XIII, S. 91—104.

---

W. Scherer, zur Geschichte der deutschen Sprache: Pfeiffers Germania XIII, S. 480—485.

Schweizerdeutsches Wörterbuch. Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Aus den Papieren des schweiz. Idiotikons: Sonntagspost IV. Jahrgang, S. 842—843.

## 1869.

Ästhetisches und Ethisches im Sprachgebrauch: Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft VI, S. 385—428.

Über die historischen Volkslieder der Schweiz: Archiv des histor. Vereins in Bern VII, S. 305—362.

---

R. Westphal, philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache: Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachw. VI, S. 482—488; Pfeiffers Germania XIV, S. 380—383.

Buddha, von J. V. Widmann: Sonntagspost, V. Jahrg., S. 403—404.

Schweizerische Sprichwörter, von Otto Sutermeister: ebenda, S. 468 bis 469.

## 1870.

Sprache und Litteratur von Graubünden: Sonntagspost, VI. Jahrg., S. 772—774.

## 1871.

Über die sogenannten Verba intensiva im Deutschen: Pfeiffers Germania XVI, S. 1—37.

---

Gerland, Intensiva und Iterativa: Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwissenschaft VII, S. 207—216.

Windisch, Untersuchungen über den Ursprung des Relativpronomens in den indogerm. Sprachen: ebenda, S. 333—344.

G. Gerber, die Sprache als Kunst: ebenda, S. 418—447.

## 1872.

* Die fremden Wörter in der deutschen Sprache. Vortrag. Basel 1872. 56 Seiten. 8°.

Über Auslassung und Vertretung des Pronomen relativum: Pfeiffers Germania XVII, S. 257—294.

Schweizerische Verfassungszustände: Preußische Jahrb. XXX, S. 117—136.

## 1873.

Die Aspiraten und Tenues in schweizerischer Mundart: Zeitschrift für vergl. Sprachforschung XXII, S. 112—133.

Die Lautverbindung tsch in schweizerischer Mundart: ebenda, S. 133—141.

Über die scheinbare Verwechslung zwischen Nominativ und Akkusativ: Zeitschr. für deutsche Philol. IV, S. 375—400.

Die Spinnerin Bertha in Sage und Geschichte: Illustrierte Schweiz, III. Jahrg., Nr. 80 (S. 5—9); Nr. 81 (S. 16—18); Nr. 82 (S. 28—30).

Die Sage von den Venedigern: ebenda, Nr. 94 (S. 182 bis 185); Nr. 95 (S. 192—196).

Mythologie und Moral: Im neuen Reich 1873. II, S. 161 bis 173.

Aus der Schweiz: ebenda, S. 33—36. 651—656.

---

Der Großätti aus dem Leberberg. Von Fr. Jos. Schild. Zweites Bändchen: Bibliogr. der Schweiz, III. Jahrg., Nr. 2.

Deutsche Handschriften aus dem britischen Museum. In Auszügen herausgegeben von Dr. J. Baechtold: ebenda.

Kölbing, Untersuchungen über den Ausfall des Relativpronomens: Pfeiffers Germania XVIII, S. 243—248.

## 1874.

Die älteste Litteratur der Schweiz: Illustrierte Schweiz, IV. Jahrgang, S. 359—368. 435—444.

Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Materiale (zusammen mit F. Staub). Zürich 1874.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1874. I, S. 196—201. 556—558 (Bundesreform. Eidgen. Hochschule). 697—702 (die Annahme der revidierten Verfassung). — II, S. 155—158. 830 bis 836 (Reformen auf allen Gebieten).

---

Litteratur („Das Schweizerhaus“, IV. Jahrg.; Schweiz. Miniatur-Almanach): Neue Zürcher Zeitung 1874, Nr. 623.

## 1875.

Die schweizerdeutsche Sprache und das Idiotikon: Sonntagsblatt des „Bund“ 1875, 9. und 16. Mai.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1875. I, S. 389—394 (von Staat und Kirche). 948—953 (Volksabstimmung über Bundesgesetze. Internationales. Innerer Konflikt). — II, S. 305—311 (der bernische Kirchenstreit und die Bundesversammlung. Schulfragen). 748—749 (allerlei Herbsteindrücke). 904—908 (Rückblick und Ausschau).

---

O. Erdmann, Untersuchungen über die Syntax Otfrids: Zeitschrift für deutsche Philol. VI, S. 243—248.

Wilhelm Wackernagel, kleinere Schriften, I.—III. Band. — Derselbe, Poetik, Rhetorik und Stylistik: ebenda, S. 367—375.

G. Gerber, die Sprache als Kunst. Zweiter Band: Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachw. VIII, S. 372—377.

Jahresbericht der Lehr- und Erziehungsanstalt des Stiftes Maria-Einsiedeln im Studienjahre 1873/74. Mit einem Programme: Die ideelle und ästhetische Bedeutung der mhd. Poesie. Von P. Alb. Kuhn: Bibliogr. der Schweiz, V. Jahrg., Nr. 1.

Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild von G. Längin: ebenda, Nr. 2.

Kleinere Schriften von Wilhelm Wackernagel, III. Band: ebenda.

Rudolf Kilchspergers sämtliche Dichtungen. Mit der Biographie und dem Porträt des Dichters. Herausgegeben von U. Farner: ebenda.

Der Hausfreund. Schweizerblätter zur Unterhaltung und Belehrung für das Volk. Herausgeg. v. einer Anzahl schweiz. Schriftsteller: ebenda, Nr. 4.

Die Raetëis von Simon Lemnius. Schweizerisch-deutscher Krieg von 1499. Epos in zehn Gesängen. Unter Veranstaltung der historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens herausgegeben mit Vorwort und Kommentar von Placidus von Plattner: ebenda, Nr. 6.

Die Grundzüge der französischen Litteratur- und Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische, von H. Breitinger. — Die französischen Klassiker, Charakteristiken und Inhaltsangaben, mit Anmerkungen zur freien Übertragung aus dem Deutschen ins Französische, von demselben: ebenda, Nr. 6.

Das Röschen vom Kochersberg. Elsässisches Lebensbild in 5 Aufzügen von A. Calmberg. Zweite veränderte Aufl.: ebenda.

Ad majorem Dei gloriam. Erzählung aus der Gegenwart, von M. Deleuwa: ebenda.

Liederbuch von Friedrich Oser. 1843—74: ebenda, Nr. 7.

Carmen de Beowulfi rebus praeclare gestis atque interitu, quale fuerit antequam in manus interpolatoris inciderit. Auctore Chl. Ettmüllero: ebenda, Nr. 8.

Joachim von Watt, deutsche historische Schriften. 1. Band: ebenda.

Althochdeutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel: ebenda, Nr. 10.

Die deutschen Rechtssprichwörter. Von E. Osenbrüggen: ebenda.

Zur Geschichte des Volksaberglaubens im Anfang des XVI. Jahrh. Aus der Emeis des Dr. Joh. Geiler von Kaisersberg herausgegeben von A. Stöber: ebenda.

## 1876.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1876. I, S. 569—570 (Kirchliches und Politisches). — II, S. 190—196 (von der Gesetzgebung. Kirchliche Fragen. Murtenfeier). 626—631 (Gesetzentwürfe. Schulfragen. Altkatholizismus).

Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Dr. J. Baechtold: Bibliogr. der Schweiz, VI. Jahrg., Nr. 6/7.

Aus dem Volk und für das Volk. Zwei Erzählungen in Solothurner Mundart nebst einem Anhang von Gedichten von Fr. Jos. Schild: ebenda.

Die Geschwister. Eine Tragödie von Max Wolff: ebenda.

Neue Mitteilungen aus Konrads von Ammenhausen Schachzabelbuch. Von Dr. F. Vetter: ebenda, Nr. 8/9.

## 1877.

Ludwig Ettmüller: Allg. deutsche Biogr. VI, S. 398 ff.

Deutschlands Verhältnis zur Schweiz: Im neuen Reich 1877. I, S. 309—316.

Aus der Schweiz: ebenda II, S. 746—751 (unser staatliches Leben). 1013—1014.

---

Geschichte der deutschen Litteratur, ein Handbuch von W. Wackernagel. 2. vermehrte und verbesserte Aufl.: Bibliogr. der Schweiz, VII. Jahrg., Nr. 2.

Dritter Jahresbericht über das schweizerdeutsche Idiotikon, umfassend den Zeitraum vom 1. Weinmonat 1875 bis zum 30. Herbstmonat 1876: ebenda.

Jeremias Gotthelf, der Volksschriftsteller. Von Dr. Clemens Brockhaus, Prof.: ebenda, Nr. 3.

Marty, über den Ursprung der Sprache: Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachw. IX, S. 172—184.

J. Baechtold und F. Vetter, Bibliothek ält. Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes: Pfeiffers Germania XXII, S. 373—375.

H. Steinthal, der Ursprung der Sprache: Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. I, S. 450—455.

## 1878.

* Salomon Tobler von Zürich, sein Leben und Dichten, nebst einigen Mitteilungen aus seinem Nachlaß: Zürcher Taschenbuch 1878, S. 87—119.

On Swiss-German Dialects: Seventh Annual Address of the President to the Philological Society, delivered at the Anniversary Meeting Friday 17th May 1878, S. 47—52.

Konjunktionen in mehrfacher Bedeutung. Ein Beitrag zur Lehre vom Satzgefüge: Paul und Braunes Beitr. V, S. 358—388.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1878. I, S. 955—960 (unsere innere Lage). — II, S. 443—447 (die Frage der Gotthardbahn in der Bundesversammlung).

Bitte, alte schweizerische Volkslieder betreffend: Anzeiger für schweiz. Geschichte 1878, Nr. 5.

## 1879.

* Über die Anwendung des Begriffs von Gesetzen auf die Sprache: Vierteljahrsschr. für wissensch. Philos. III, S. 30—52.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1879. I, S. 225—228 (Gotthardbahn. Todesstrafe. Internationale. Kulturkampf). 627 bis 632 (die Frage der Todesstrafe). 854—858 (die Volksabstimmung über die Todesstrafe). 926—927 (die Wiedereinführung der Todesstrafe in der Schweiz).

---

O. Behaghel, die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen: Pfeiffers Germania XXIV, S. 83—88.

Zur rätoromanischen Litteratur: Neue Zürcher Ztg. 1879, Nr. 457.

Davos in seinem Walserdialekt. Ein Beitrag zur Kenntnis dieses Hochthals und zum schweiz. Idiotikon, von Valentin Bühler. III. Teil ebenda, Nr. 465.

## 1880.

Heinrich Hattemer: Allg. deutsche Biogr. XI, S. 24—25.

Biblische und vaterländische Sage: Reform, Zeitstimmen aus der schweiz. Kirche IX, S. 33—40.

Zur Philosophie der Geschichte: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XII, S. 191—203.

Morgenstunde hat Gold im Munde: Pfeiffers Germania XXV, S. 80—81.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1880. II, S. 109—113 (Parteiverhältnisse in der Bundesversammlung. Fortschritte der Gesetzgebung. Kirchenpolitisches. Landesbefestigung. Gotthard. Feste). 527—530 (die Frage einer Revision der Bundesverfassung).

---

K. Tomanetz, Relativsätze bei den althochdeutschen Übersetzern: Litbl. für germ. und rom. Phil. I, S. 127—130.

Joh. Meyer, die drei Zelgen: ebenda, S. 409.

## 1881.

Aus der Schweiz: Im neuen Reich 1881. I, S. 732—736 (Banknotengesetz. Obligationenrecht. Lehrschwestern. Landesbefestigung. Asylrecht. Sozialistenkongreß. Stöcker und Bebel). — II, S. 684—691 (Sozialistenkongreß. Der Bergsturz in Elm. Erinnerung an Niklaus von der Flüh. Konfessionelle Verhältnisse. Neuwahl der Bundesversammlung. Landesbefestigung).

---

H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte: Litbl. für germ. und rom. Phil. II, S. 121—126.

A. Marty, die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes: Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie V, S. 123—126.

## 1882.

Schweizerische Volkslieder. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von L. T. CLI und 235 Seiten. Frauenfeld, J. Huber. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, herausgegeben von J. Baechtold und F. Vetter, IV. Band.)

[Besprochen: Beilage zur Münchner Allg. Zeitung 1882, Nr. 353 (H. Fischer). — Gegenwart 1883, 3. — Deutsche Revue 1883, April. — Deutsche Litt.-Zeitung 1883, S. 372 f. (M. Heyne). — Revue crit. 1883, Nr. 37. — Centralorgan für die Int. des Realschulw. 11, S. 685—687 (L. Freytag). — Blätter für litt. Unterh. 1884, 572 f. (Schlossar)].

---

Rhätoromanische Chrestomathie II. Teil: Engadinisch. Texte, Glossar, Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. J. Ulrich: Neue Zürcher Zeitung 1882, Nr. 216, 1. Blatt.

## 1883.

* Die Mordnächte und ihre Gedenktage: Zürcher Taschenbuch 1883, S. 160—188.

* Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes: Zeitschr. f. Völkerpsychol. und Sprachw. XIV, S. 64—90.

Über den Begriff und die besondere Bedeutung des Plurals bei Substantiven: ebenda, S. 410—434.

---

Rhätoromanische Chrestomathie I. Teil: Oberländisch. Herausgeg. von Dr. J. Ulrich: Neue Zürcher Zeitung 1883, Nr. 40, 2. Blatt.

Die Zischlaute der Mundart von Beromünster. Von Renward Brandstetter: ebenda, Nr. 269, 2. Blatt.

## 1884.

Schweizerische Volkslieder II. Band (XVIII und 264 Seiten). Frauenfeld, J. Huber. (Bibliothek ä. Schriftw. der deutschen Schweiz, herausgeg. von J. Baechtold und F. Vetter, V. Band.)

[Besprochen: Litbl. für germ. und rom. Phil. 1884, S. 265 f. (Boos). — Beilage zur Münchner Allg. Zeitung 1884, Nr. 333 (H. Fischer). — Blätter für litt. Unterh. 1884, S. 829 f. (Schlossar). — Deutsche Revue 1885, Januar. — Deutsche Litt.-Zeitung 1885, S. 648 f. (M. Heyne). — Anzeiger f. d. Altert. XI, S. 76—84 (R. Köhler). — Centralorgan für die Int. des Realschulw. 13, S. 52 (L. Freytag). — Academy, Nr. 653, 305.]

Zu den Gesprächen zwischen Faust und Mephistopheles: Goethe-Jahrbuch V, S. 313—319.

---

H. Paul, mittelhochdeutsche Grammatik: Litbl. für germ. und rom. Phil. V, S. 169—172.

Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. Ein Beitrag zur mhd. Syntax von Hubert Rötteken: Göttinger gel. Anz. 1884, S. 885—888.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausgegeben von F. Techmer: Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. VIII, S. 498—499.

## 1885.

Kuniowidi im Merseburger Spruch: Pfeiffers Germania XXX, S. 63—65.

* Das germanische Heidentum und das Christentum: Theol. Zeitschrift aus der Schweiz II, S. 233—261.

Nachtrag zu den Volksliedern: Anzeiger für schweiz. Geschichte 1885, S. 381—385.

---

Wilhelm v. Humboldt, sprachphilosophische Werke, herausgegeben und erklärt von Dr. H. Steinthal: Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. IX, S. 112—116.

Abel, der Gegensinn der Urworte: ebenda, S. 116—123.

Erwiderung: ebenda, S. 235—236.

Der Fenner-Joggeli. Erzählung in Solothurner Mundart von Franz Jos. Schild: Neue Zürcher Zeitung 1885, Nr. 338, 1. Blatt.

## 1886.

Über die Volkslieder der romanischen Schweiz: Sonntagsblatt des „Bund" 1886, Nr. 9—11.

---

O. Böckel, deutsche Volkslieder aus Oberhessen: Litbl. für germ. und rom. Phil. VII, S. 51—54.

Kembe, die Grafen von Mansfeld in den Liedern ihrer Zeit: ebenda, S. 98—99.

G. Gerber, die Sprache und das Erkennen: Zeitschrift für Völkerpsychol. und Sprachw. XVI, S. 336—339.

## 1887.

* Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung: Jahrbuch für schweiz. Geschichte XII, S. 183—210.

Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz: Festschrift zur Begrüßung der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von der Universität Zürich, S. 91—109.

Homunculus: Goethe-Jahrbuch VII, S. 287—288.

---

K. Bartsch, die Schweizer Minnesänger: Litbl. für germ. und rom. Phil. VIII, S. 207—210.

Neubauer, altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart: ebenda, S. 296—297.

Zur Namen- und Landeskunde der deutschen Alpen. Von Dr. Ludwig Steub: Zeitschrift für deutsche Phil. XIX, S. 252—254.

H. Schuchardt, über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker: Zeitschrift für Völkerpsychol. und Sprachw. XVII, S. 96—100.

Dr. J. J. Egli, Geschichte der geographischen Namenkunde: ebenda, S. 100—103.

A. F. Pott, Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Erstes Heft: Allgemeine Sprachwissenschaft und Karl Abels ägyptische Sprachstudien: Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. XI, S. 503—505.

## 1888.

*Über sagenhafte Völker des Altertums und Mittelalters: Zeitschrift für Völkerpsychol. und Sprachw. XVIII, S. 225—254.

---

Sigwart, die Impersonalien: Litbl. für germ. und rom. Phil. IX, S. 386—389.

Dr. Kurt Bruchmann, psychologische Studien zur Sprachgeschichte: Vierteljahrsschrift für wissensch. Philos. XII, S. 503—509.

Susanna. Ein oberengadinisches Drama des 16. Jahrh. Mit Anmerkungen, Grammatik und Glossar herausgegeben von J. Ulrich: Neue Zürcher Zeitung 1888, Nr. 32, 1. Blatt.

Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik. Von Otto Lüning: ebenda, Nr. 326, 1. Blatt.

## 1889.

Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn. Aus dem Nachlaß herausgegeben von O. Sutermeister: Neue Zürcher Zeitung 1889, Nr. 11, 1. Blatt.

Andreas Heusler, der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt. — Gustav Binz, zur Syntax der baselstädtischen Mundart: Deutsche Litteraturzeitung X, S. 199—200.

Max Müller, das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übersetzt von Engelbert Schneider: ebenda, S. 419—422.

G. Runze, Sprache und Religion: ebenda, S. 1377—1380.

F. Polle, wie denkt das Volk über die Sprache?: ebenda, S. 1501—1502.

## 1890.

Ein Fall von partieller Aphasie: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XX, S. 200—211.

Nachträge zu den schweizerischen Volksliedern: Anzeiger für schweiz. Geschichte 1890, S. 90—99.

* Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart. Mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz und die litterarische Verwendung der Mundart in neuerer Zeit: Sonntagsblatt des „Bund" 1890, S. 259. 268. 275.

---

H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie: Litbl. für germ. und rom. Phil. XI, S. 133—135.

## 1891.

* Mythologie und Religion: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, S. 369—377.

Nachträgliche Bemerkungen über mhd. ein: Paul und Braunes Beitr. XV, S. 380—386.

Über das s in nhd. Zusammensetzungen: Wissensch. Beihefte zur Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins, Nr. 2, S. 87—89.

---

Theodor Curti, die Sprachschöpfung: Deutsche Litteraturzeitung XII, S. 268—269.

H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik: ebenda, S. 814.

H. Blattner, über die Mundarten des Kantons Aargau (Grenzen. Einteilung. Phonetik). Vokalismus der Schinznacher Mundart: ebenda, S. 1376—1377.

Flurnamen aus dem Schenkenberger Amt. Von Dr. J. J. Bäbler: Zeitschrift für deutsche Phil. XXIII, S. 371—372.

H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie: Litbl. für germ. und rom. Phil. XII, S. 41—44.

Deutsches Lesebuch von H. Lüning und J. Sartori. I. Teil. 3. Aufl., neu bearbeitet von Dr. K. Schnorf: Neue Zürcher Zeitung 1891, Beilage zu Nr. 91.

Benedikt Gletting. Ein Berner Volksdichter des XVI. Jahrh. Herausgegeben von Theodor Odinga: ebenda, Beilage zu Nr. 244.

Glarner Namenbüchlein. Unsere Taufnamen, nach ihrer Herkunft und Bedeutung erläutert von Paul Kind, Pfarrer in Schwanden: ebenda, Beilage zu Nr. 364.

## 1892.

Verkürzte Artikelformen nach Präpositionen im ältern Neuhochdeutschen: Anzeiger für deutsches Altert. XVIII, S. 146—148.

---

Hans Reis, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart: Deutsche Litteraturzeitung XIII, S. 154—155.

H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 2. verbesserte und vermehrte Aufl.: ebenda, S. 432—433.

Karl Borinski, Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik. Zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft: ebenda, S. 622—624.

Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. Von Dr. R. Brandstetter: Zeitschrift für deutsche Phil. XXIV, S. 231—233.

H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie: Litbl. für germ. und rom. Phil. XIII, S. 41—44.

Schwizer Dorfbilder (Solothurner Mundart) von Eduard Hänggi: Neue Zürcher Zeitung 1892, Beilage zu Nr. 325.

## 1893.

F. J. Stalder: Allg. deutsche Biogr. XXXV, S. 416—417.

Das neu entdeckte Lied von der Schlacht bei Murten: Anzeiger für schweiz. Geschichte 1893, S. 497—499.

---

H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie: Litbl. für germ. und rom. Phil. XIV, S. 345—349.

## 1894.

* Altschweizerische Gemeindefeste: Jahrb. für schweiz. Geschichte XIX, S. 1—40.

---

Die Rezeption der nhd. Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern (1600—1830). Von Dr. R. Brandstetter: Zeitschrift für deutsche Phil. XXVI, S. 137.

---

Den Anteil Ludwig Toblers an den (bis zu seinem Tod erschienenen) drei ersten Bänden des Idiotikons zu bestimmen, ist unmöglich. Den größern Teil des ersten Bandes bearbeiteten Staub und Tobler gemeinschaftlich in der Weise, daß einer von ihnen den ersten Entwurf eines Artikels lieferte, worauf in gemeinsamer Besprechung der endgültige Text festgestellt wurde. Auch als die Vermehrung der Redaktoren zu stärkerer Teilung der Arbeit nötigte, blieb dem Manuskript des einzelnen Redaktors der Charakter eines Entwurfes, an dem Staub bei der Schlußredaktion — unter Mitwirkung der übrigen Redaktoren — mehr oder weniger einschneidende Änderungen vorzunehmen pflegte. So ist an eine Ausscheidung dessen, was der einzelne Redaktor beigetragen hat, nicht zu denken.